

12 126



Frederick A. Cook
Zum Mittelpunkt
Der Arktis

Zum Mittelpunkt der Arktis

zum Uebernehmen der Arbeit



Federick A Cook

Frederick A. Cook

Zum Mittelpunkt der Arktis

Reiseberichte ohne die Pol-Kontroverse

Verdeutsch und herausgegeben

von

Erwin Volkmann

4. bis 6. Tausend

Mit 43 Abbildungen und Karten



Georg Westermann

Braunschweig / Berlin / Hamburg

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168903



12126

Geleitwort

Es ist ein halbes Menschenalter her, daß ich zum erstenmal an die Verdeutschung des Nachstehenden herantrat.

Die mir damals von Dr. Cook persönlich eingehändigte amerikanische Urausgabe seines Buches (betitelt: „My Attainment of the Pole“) war ein stattlicher Band von 604 Seiten Großoktav, von denen etwa ein Fünftel durch den zwischen Robert E. Peary und Dr. Cook entbrannten Streit über die Erreichung des Nordpols eingenommen wurde.

Bereits bei Beginn der Übertragung stiegen mir, und später auch dem Verleger, gewichtige Bedenken auf, die äußerst unerquickliche Streitfrage, die amerikanisch-robust, rücksichtslos und gehässig geführt wurde, dem deutschen Leser aufzutischen. Da jedoch von dem ständig auf weiten Reisen befindlichen Verfasser die Erlaubnis zum Fortlassen der Kontroverse nicht zu erlangen und die Streitfrage eine noch lebhaft erörterte war, so erschien die erste deutsche Ausgabe vollinhaltlich mit der Urvorlage übereinstimmend.

Zwischen jener rasch vergriffenen Erstausgabe und heute liegt der Weltkrieg und Jahre schwerster wirtschaftlicher Depression, in denen nicht daran zu denken war, eine notwendige und vielbegehrte Neuausgabe folgen zu lassen. Währenddessen ist auch der unselige Polarstreit, der besonders von Peary wenig vornehm und zum Teil mit recht fragwürdigen Praktiken geführt wurde, allmählich abebbend, verstummt, nachdem die exakte Wissenschaft weder dem einen noch dem anderen die Siegespalme zuzusprechen gewillt war und Peary am 20. Februar 1920 aus dem Leben geschieden ist.

Im Grunde genommen bleibt es, selbst nach dem Urteil erster Sachgelehrter und Sachkenner, wie zum Beispiel des Astronomen Dr. A. Wedemeyer (vom Reichsmarineamt), sehr zweifel-

haft, ob aus den Tagebüchern der Polarforscher, solange diese nur Beobachtungen von Sonnenhöhen enthalten, von Astronomen der Beweis für die Erreichung des Pols als nicht für erbracht angesehen werden kann. Diesem Urteil haben andere, ebenfalls in nautischen Beobachtungen geschulte Astronomen entschieden zugestimmt, so daß damit diese Frage aus der wissenschaftlichen Diskussion ausscheidet und lediglich Vertrauenssache wird.

Auf Grund dieser Sachlage schien es mir, wie auch dem Verfasser, geboten, unter Ausmerzung der ganzen Polkontroverse, die neue Ausgabe herauszubringen.

Dadurch werden die meisterhaften Schilderungen von Natur, Szenerie, Leben und Gefahren in der Arktis um so größere Wirkung auf den Leser ausüben und ihm zugleich Gelegenheit bieten, sich besser ein unbefangenes Urteil über die Leistungen und Erfolge des Forschers zu bilden.

Tatsächlich eignet Cook, neben starkem Temperament, eine glänzende Sprache, gepaart mit faszinierender, farbenprächtiger Schilderungsgabe, die, gestützt auf langjährige praktische Erfahrung in Arktis und Antarktis, Bilder von erhabener Schönheit und erstaunlicher Naturtreue an unserem Auge vorüberziehen läßt. Eigenartig, aber sympathisch tritt überdies eine gemütvolle Intuition des Verfassers zutage, die den deutschen Leser besonders anmutet und sich wohl dadurch erklärt, daß Dr. Cook (als Friedrich Albert, Sohn des deutschen Arztes Theodor Koch und seiner Gattin Magdalena am 10. Juni 1865 im Rheinischen geboren!) trotz bisweilen betontem Amerikanismus, seelisch doch, wenn auch unbewußt, Deutscher geblieben ist.

Wortlaut und Bilder sind die gleichen der Erstausgabe, doch wurden die Entfernungen nach metrischem System, die Temperaturen in Celsius-Grade umgerechnet und die graphischen Angaben verdeutscht.

Möge auch diese Volksausgabe sich viele Freunde erwerben!

Den Pfadfindern

Dem Indianer, der Pemmican und Schneeschuh erfand,
Dem Eskimo, der uns das Schlittenreisen lehrte,
Diesen Zwillingsgeschlechtern eines Naturvolks,
das keiner Flagge untertan,
Gebührt die erste Anerkennung!
Den vergessenen Bahnbrechern,
deren Schatz an Erfahrung Führer war,
Den gefallenen Kämpen, deren gebleichtes Gebein
die ersten Sprossen des Aufstiegs auf der Leiter der Breiten
kennzeichnet,
Diesen allen, den Pfadfindern — einst, jetzt und in Zukunft —
Widme ich die erste Seite!
In dem abschließenden Erfolge liegt Ruhm genug,
Um zu den Grüften des Todes
und zu den Höhen des Lebens zu schreiten.

In die arktischen Einöden

Über den Polarkreis hinaus

Am 3. Juli 1907 warf die Yacht „John A. Bradley“ am Pier von Gloucester, Massachusetts, die Verholtrossen los und steuerte langsam und ruhig dem Atlantik zu, um ihre historische Reise ins Nördliche Eismeer anzutreten.

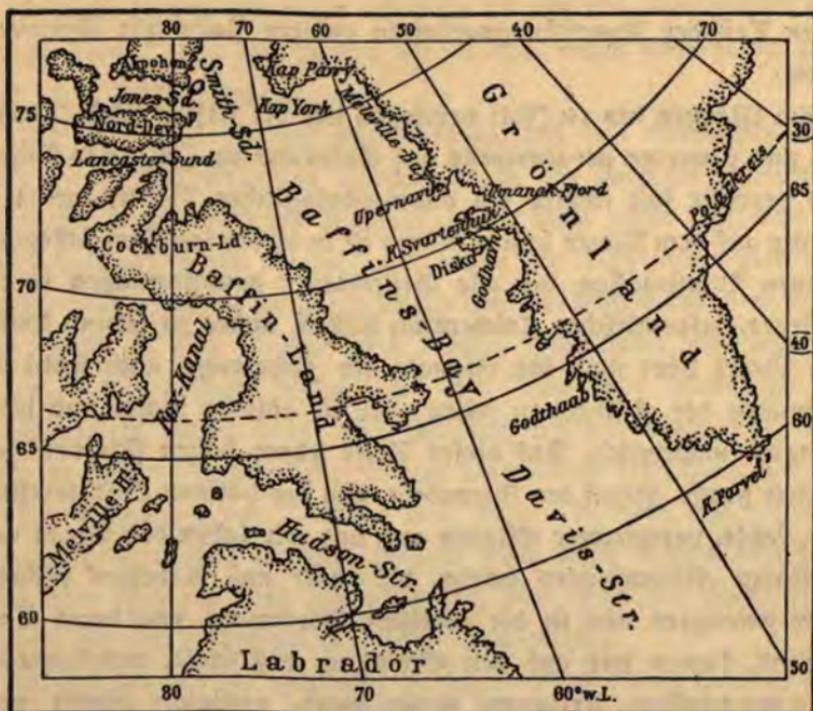
In der lohenden Glut des Sonnenunterganges erschien die Yacht mit ihrem schneeweißen Anstrich und den neuen Segeln wie ein riesiger, silberner Vogel, der über den sonnendurchglänzten Fluten der Bai schwebte. An Bord lagerte tiefe Ruhe. Ich stand allein und schaute zurück auf ein malerisches Fischerdorf, während sich ein leichter Seufzer meiner Brust entrang, denn dort lag das letzte Dorf der Heimat, die ich auf Jahre hinaus nicht, vielleicht auch niemals, wiedersehen sollte.

Längs des Strandes standen vereinzelte, baufällige Bootshäuser und armselige Hütten zum Dörren der Fische, dahinter die niedrigen Häuschen der Fischerbevölkerung, in deren Fenstern bald die ersten Lichter aufblinkten. Auf dem Wasser schaukelten die Fischerboote schwerfällig auf und nieder, in einigen zogen alte, bärtige Männer, die Tonpfeife oder den Knösel rauchend, ihre Netze, andere Fahrzeuge fahrten, mit dem Fang beladen, heim. Am Strande bemerkte ich noch immer zahlreiche Boote, die Tonnen voll Fische löschten, und über das Wasser tönnten die Stimmen durch die goldig-purpurne Dämmerung herüber. Noch Klang zu mir ein Murmeln vom Strande und Rufen von See her, unterbrochen von den seltsamen Kraftworten der Fischer bei ihrer Arbeit. Am Strande versuchten die Dorfjungen ihre Schwärmer, und sprühendes Krachen durchzitterte die Luft. Ab und zu stieg eine schwache Rakete zum Himmel empor, aber keine Dampfpfeifen ertönten zu unserer Ausreise, keine spärende Menge Neugieriger sandte uns durch Tücherschwenken ihre letzten Abschiedsgrüße.

Eine Polarexpedition war ohne den üblichen Lärm ins Leben gerufen und in einem Monat vorbereitet und finanziert worden durch einen Sportsmann, mit der alleinigen Aufgabe, auf arktisches Wild zu jagen; kein Presseaufgebot vermeldete unser Vorhaben, keine Regierung war um Unterstützung angegangen, noch waren große Beiträge von Privatleuten erbettelt worden, um für eine ganze Gesellschaft den Luxus einer „Pullman“-Reise nach dem Nordpol zu beschaffen. Hier lag nicht der bestimmte Plan vor zu dem Versuch, den Nordpol zu erreichen, obgleich ich heimlich diesen Ehrgeiz in meinem Busen nährte. Im Holland House in Newyork wurde zwischen John K. Bradley und mir eine Vereinbarung getroffen, eine Polarexpedition vom Stapel zu lassen. Wegen meiner Erfahrung betraute mich Bradley mit der Ausrüstung der Expedition und gab mir ausreichende Geldmittel, um alle Kosten des Jagdausfluges zu bestreiten. Ein Fischereischoner von Gloucester war von mir angekauft, repariert, gedeckt und für die Fahrt im Eismeer besonders versteift worden. Um den Feuerraum zu sparen und doch den Vorzug des Dampfers zu besitzen, hatte ich einen Lozier-Gasmotor einbauen lassen. Alles, was sonst nur von Nutzen oder in der arktischen Einöde erforderlich sein konnte, war an Bord geschafft worden. Da es immer möglich ist, daß ein Sommerkreuzer verlorengelht oder ein Jahr lang aufgehalten wird, so lehrte die praktische Erfahrung, Vorkehrungen gegen die schlimmsten Ereignisse zu treffen.

Was die Erfordernisse für meine persönlichen Zwecke betraf, so nahm ich eine Menge hartes Nußbaumholz mit, um daraus Schlitten zu bauen, ferner Instrumente, Kleidung und Gerätschaften, die ich mit Vorbedacht auf meinen Forschungsreisen in früheren Jahren gesammelt hatte, und etwa tausend Pfund Pemican¹. Solche Vorräte sind für eine Reise nach der Arktis unerläßlich für den Fall eines etwaigen Schiffsbruchs oder langer Zurückhaltung durch das Eis. Als ich mich später endgültig für den Zug nach dem Nordpol entschied, wurden besondere Schiffs-

¹ Garter Fleischkuchen aus besten Teilen.



Anseglungsskizze

vorräte entnommen und in Annoatok gelagert. Hier wurden auch meine Pemmicanvorräte durch ein Lager von Walrossfleisch vergrößert, und während des langen Winters bieten Rudolph Franke, die Eskimos und ich Fett aus.

Als die Jacht langsam dem Ozean entgegensteuerte und die Nacht über das Fischerdorf mit seinen freundlich schimmernden Lichtern herabsank, als die Sterne nach und nach glitzernd am Firmament heraufzogen, da fühlte ich, daß ich meiner Bestimmung entgegenging.

Während der Reise nach Sidney, Kap Breton, herrschte prächtiges Wetter. Von hier segelten wir über den Golf von St. Lawrence und waren bald in der Straße von Belle Isle. Mitte Juli, an einem kalten, unfreundlichen Tage, erreichten wir den Hafentort Battle, eine kleine Stadt an der südöstlichsten Spitze von Labrador, wo Bradley zu uns stieß. Er war uns mit der Eisenbahn und einem Küstenfahrer nach Norden vorausgeeilt, nachdem er

einen Teil der Ausrüstungsarbeiten unserer Jacht mit überwacht hatte.

Am Morgen des 16. Juli verließen wir die felsige Küste Amerikas und steuerten geradeswegs auf Grönland zu. In diesen Gegenden herrscht fast immer ein undurchdringlicher Nebel, der meist schwer auf dem Meere lagert. Dann ist in diesen langsam fallenden, grauen Dunstmassen, die alle Gegenstände gewissermaßen in ein düsteres, gespenstisches Leichentuch hüllen, nichts zu sehen. Durch den Nebel hört man die Signale der Fahrzeuge, auch wohl die Stimmen der Fischer, zu sehen aber ist absolut nichts und jeder Ausguck unmöglich. Auf dieser Reise jedoch hoben sich von Zeit zu Zeit große Fetzen des Seenebels, aus der häßigen Luft tauchten öde, kahle, verwitterte Lilande auf, und wir sahen den Ozean von zahllosen Fischerbooten belebt, die hier auf Kabeljau fischten. Wir gelangten nun in die arktische Strömung, und deren Lauf folgend, kamen wir auf den Gedanken, daß diese, unbekanntem, geheimnisvollem Ursprung entströmend, vielleicht direkt vom Nordpol selbst käme.

Dann segelten wir durch die Davis-Straße, wo wir aufeinanderprallende Gegenwinde antrafen und wo eine grobe See mit riesigen Wellenbergen stand. Das war eine gute Probe auf die Seetüchtigkeit der „Bradley“, die der Kleine Schoner glänzend bestand.

Lange bevor wir die eigentliche Küste Grönlands sichten konnten, genossen wir einen ersten, flüchtigen Blick auf die Schönheiten, die diese nordischen Regionen aufweisen. Gleich riesigen Saphiren trieb das blaue Eis auf einer goldigen See. Übereinandergetürmte Massen herrlichen, rosigen Kristalls blendeten das Auge und erfreuten mit ihrer erhabenen Schönheit das Herz. Der Schoner segelte hinein in diese wundervolle, goldige Flut, die bald ihre weite, gleißende Oberfläche in flüssiges Silber wandelte. Obwohl der Norden oft seine wunderreiche Schönheit enthüllt, die an Farbenpracht mit der Herrlichkeit der Tropenmeere wetteifert, so bedrückt sie doch stets durch stählerne Härte, die jene eisige Unempfindlichkeit des arktischen Charakters kennzeichnet. Fast schien

es, seltsam genug, als wäre all diese Pracht ein Spiegelbild der eisbedeckten Berge im Innern Grönlands, wenn diese selbst auch noch nicht sichtbar waren.

Wir schwoiten hierhin und dorthin, um den Eisbergen auszuweichen. Wir steuerten vorsichtig um die langsam treibenden Eismassen unter scharfem Ausguck, damit nicht unser Kiel von gefährlichen Zacken und Vorsprüngen unter der Wasserlinie getroffen werde. Wir fuhren langsam durch dies Märchenland von Licht und Farbe in eine Gegend voll reichen Tierlebens, das uns ein neues, merkwürdiges Schauspiel bot. Seehunde platschten im Sonnenschein umher oder lagen schläfrig auf den Eismassen, denn auch im hohen Norden herrscht eine eigenartige Mischung und ein großer Gegensatz von Wärme und Kälte. Möwen und Sturmvögel schossen über unseren Köpfen nach allen Richtungen hin; Tümmler schlugen ihre Purzelbäume, und selbst ein paar Wale fanden sich ein in diesem magischen Zauberlande.

Endlich tauchte am Horizont verschwommen die in Purpur und Gold verschleierte Küste auf. Der Wind frischte auf, die Segel füllten sich, und die Schnelligkeit des Schoners nahm merklich zu. Nach und nach näherten wir uns Holsteinborg, und unser Kurs wurde einen Strich weiter auf Land gesetzt. In der Serlichkeit von Licht und Schatten hob sich die Küste in kühnen Umrissen deutlich heraus und schien bei der außerordentlich sichtigen Luft in einer Stunde erreichbar. Aber dies war eine atmosphärische Täuschung, die dem verständlich ist, der die reine Luft des nordamerikanischen Felsengebirges kennt, denn schien auch das Land nahe, so war es schließlich doch noch so km entfernt. Der Grundton des Landes war ein frostiges Blau; man konnte tiefe Täler erkennen, Gletscherspalten, hervorgebracht durch jahrhundertlange allmähliche Verschiebung, und felsige Vorgebirge, kahl und kalt, reckten sich hervor. Es schien ein Land von ausgesuchter Trostlosigkeit.

Der Kurs wurde noch um einen Strich näher aufs Ufer gesetzt, der Wind wehte günstig und kräftig, und unter dem Druck aller Segel machte der Schoner rasche Fahrt.

Wir erblickten felsige Inseln, die von Spritzwellen übergossen und von treibenden Eismassen hart mitgenommen wurden. Hier baut die Eidergans ihr Nest und verbringt den kurzen arktischen Sommer. Wir sahen schaurige Klippen, rot- und braungelb, in deren Rissen und Schründen Millionen von Vögeln ihren Unterschlupf hatten und aus denen sie nun erschreckt unter heiserem Schreien in dichten Scharen emporstoben.

Mit Hilfe unserer Kieker konnten wir auf diesen Inseln zu unserer Überraschung kleine bräunliche, aber auch fastgrüne Flächen von Vegetation erkennen. Doch diese grünen Flecken waren so unbedeutend, daß man sich wundern muß, welche kindliche Phantasie den seeräuberischen Erik den Roten vor tausend Jahren veranlaßte, dieser Küste den Namen „Grünes Land“ (Grönland) zu geben, der sich doch nur mit stattlichen Wäldern, Buschwerk und Baumwuchs verbinden läßt. Sicher gibt es keine weniger zutreffende Bezeichnung, es sei denn einiger Grund, den alten Erik für einen veritablen Spaßmacher zu halten.

Zwischen den ragenden Vorgebirgen schnitten Fjorde tief in das Land hinein, Meeresarme, die sich windend und schlängelnd meilenweit erstreckten. Längs dieser ruhigen, landumrahmten Gewässer lieben es die Eskimos, zu jagen und zu fischen, genau so, wie ihre Vorfahren es seit Jahrhunderten taten. Rauhaarige Burschen sind diese Eskimos, mit Tierfellen bekleidet, die in Dänemark gefärbt sind, und viele von ihnen gebrauchen noch Speere, und zum Staunen des Fremden solche, wie man sie etwa zu jenes Eriks Zeit anfertigte.

Obwohl diese unwirtliche Küste mit ihren niedrigen Inseln, ihren Eisbergen und treibenden Eisfeldern und den kahlen Vorgebirgen die denkbar größten Gefahren für die Schifffahrt besitzt, so bieten doch die malerischen Szenen ihrer Tierwelt ein beständiges Interesse. Nicht nur Risse und das unter der Oberfläche treibende Eis bilden die Gefahren für die Schifffahrt, sondern auch das Fehlen von Leuchtfeuern, die gefährliche Stellen bezeichnen, und drohende Zeichen nahender Stürme stehen beständig am Horizont. Beim Passieren dieser Küste hatten unsere Schiffs-

offiziere bange, schlaflose Nächte; aber die Kürze der Dunkelheit und die Länge der Tage, wie sie die Polargegend mit sich bringt, vereint mit dem gelegentlichen Ausleuchten der Morgenröthe, milderten allmählich die Spannung der Lage.

Nach einiger Zeit hob sich nordwärts die Insel Disco leuchtend aus dem Blau heraus, der Polarkreis war passiert, und eine Art himmlischen Leuchtfeuers breitete sich über den Kurs unseres Schoners. Als wir bis nach Mitternacht auf Deck blieben, wurden wir durch den Anblick der über ihr natürliches Maß vielmals vergrößerten Sonne belohnt, die glühend über der Kimmung der eisigen See emporstieg. Ein leichter Wind wehte sanft von der Küste her, die See lief in goldigen Wogen und der Himmel war gestreift von Topasgelb und Karmesin.

Alles war in unbeschreiblichem Glanze gebadet, und auf den Seitenflächen der hochgetürmten Eisberge spielten, fortwährend wechselnd, die Farben des Regenbogens; die überragenden Gipfel anderer wiederum erschienen wie die Minaretts des Orients, alabasterartig, goldverziert. Hier und da zogen sich, wie von unsichtbarer Hand im Zenit festgehalten, schmale, lange Wolkenstreifen von Karmesin und Silber über den Himmel. Langsam und majestätisch stieg die Sonne höher und höher und übergoß Himmel und Wasser mit tiefem Orange und glühendem Rot, so daß die schwimmenden Eisberge rubinartig leuchteten, wie Mauern von Chalzedon und Chrysopras. Das plötzlich wechselnde, Kaleidoskopartige Farbenspiel wurde noch erhöht durch die Klippen von Disco, die drohend emporstiegen und mit ihren düsteren Schatten einen wunderbaren Kontrast hervorriefen. Jetzt begann sich ein perlender Dunst über den Horizont zu breiten, der sich nach und nach auch über das Wasser legte und ihm eine freundliche blaue Färbung verlieh. Dann verdunkelten wirre Schatten die glänzende Farbensymphonie, daß sie erlosch. Endlich gingen wir zur Roje mit dem Gefühl, daß es ein wahrhaft köstlicher Genuß sei, auf dieser wunderbaren, zauberischen See dem Pol entgegenzusteuern. Dieses erste herrliche Schauspiel der Mitternachtssonne glühte in meinen Träumen — ein Augurensspruch des Erfolges, den mein Herz so

heiß ersehnte. Nie verging dieser Glanz, und unbewußt begann die heimliche Lockung ihren Zauber zu weben.

Als wir am nächsten Morgen an Deck kamen, lief der Schoner ostwärts durch eine schwere See. Die stufenförmigen Klippen von Disco waren verschönt von frischgefallenem Schnee und nur noch wenige Meilen entfernt. Von Fels zu Fels hallte das Geschrei der Möwen und Lummern. Alles war der Pracht des vergangenen Tages beraubt, und zwischen hellgrauen Wolken stieg die Sonne empor. Die Berge zeigten ein häßliches Blau, und das Meer rollte in trüben, gelblichen Wogenbergen. Obgleich die See hoch lief, herrschte nur eine leichte Brise, doch spürten wir das Herannahen des Sturmes und eilten, um in Godhavn Schutz zu suchen. Der Name „Gotteshafen“ besagt genug von dieser gefährlichen Küste und dem außerordentlichen Wert eines solchen Nothafens.

Als wir in den engen Meeresarm, der zwischen niedrigen, glatten Felsen zu dem weiten Hafen führt, einsteuerten, kamen uns zwei Eskimos in Kajaks entgegen, um Lotsendienste zu leisten. Nachdem wir sie an Bord genommen hatten, fanden wir bald einen günstigen, vor Wind und See geschützten Ankerplatz. Ein Boot wurde zu Wasser gebracht, in dem wir unsere Jacht verließen, um dem Gouverneur unseren Besuch abzustatten.

Als wir an dem kleinen Pier anlegten, wurden wir von Gouverneur Fenker herzlich begrüßt. Er führte uns in sein Haus, wo seine Gattin, eine junge gebildete Dänin, uns aufrichtige Gastfreundschaft bot. Der kleine Ort zeigte reiches Leben. Alle Bewohner und Hunde fletterten auf den Felsen herum, um unsere Jacht zu sehen. Das Haus des Gouverneurs und das des Zollbeamten waren von Holz gebaut, das man aus Dänemark importiert hatte, und mit gutgeteilter Dachpappe gedeckt. Obgleich von bescheidener Dimension, schienen diese Häuser für den zwischen eispolierten Felsen eingeschachtelten Ort viel zu groß zu sein. Dahinter lagen in Form eines Vierecks etwa zwanzig Eskimohütten, aus Holz und Steinen erbaut, deren Ritzen und Fugen sorgfältig mit Moos verstopft waren.

Wir verschoben unseren Besuch der Eingeborenenhütten und

luden Gouverneur Jenker und seine Frau ein, mit uns an Bord der Jacht zu speisen. Die Überraschung des Abends für unsere beiden Gäste war, daß wir den Phonographen spielen ließen, bei dessen Tönen sich die Augen der braven Gouverneursgattin mit Tränen des Heimwehs füllten.

Überall an der grönländischen Küste ist die Ankunft eines Schiffes das größte Ereignis der Saison und ruft, da in diesen weltfernen Orten das Dasein so ereignislos verläuft, eine begreifliche Aufregung hervor. In dem Augenblick, als man unsere Jacht sichtete, beschlossen die Eskimomädchen — drollige kleine Mädels in komischen kurzen Beinleidern —, einen Tanz zu veranstalten, und man brachte uns die Nachricht, daß wir alle eingeladen seien. Unsere Matrosen gingen erfreut darauf ein und stürzten an Land, sobald es ihnen gestattet war, das Schiff für die Dauer einer Wache zu verlassen. Es wurde bei den Klängen einer wüsten Musik bis lange nach Mitternacht getanzt. Das war ein seltsames mitternächtliches Tanzfest bei hellem Sonnenschein, in einer Nacht voll Glanz und Farbenpracht. Die Seeleute fanden entschieden Vergnügen an dem Herumwirbeln, bei dem sie ihre Arme fest um die derben, fetten Hüften der Mädchen legten. Als sie aber wieder an Bord waren, gaben sie doch zu, daß der Geruch der Pelze, die die Mädchen den ganzen Winter über getragen hatten, weniger angenehm als der von Fischen sei. Die Benennung Godhavn für diese Ansiedlung verstreuter Hütten kommt, ganz erklärlich, daher, daß der Hafen eine sichere Zuflucht vor den arktischen Stürmen bietet, und wenn der Ort ein „lebhafter“ genannt wurde, so ist dies kein Wunder, nachdem man einem Mitternachtstanz der geringen Bevölkerung mit ihren Gästen zugeschaut hatte.

Bevor wir in Godhavn wieder die Anker lichteten, nahmen wir einige notwendige Reparaturen an dem Schoner vor und füllten unsere Tanks mit frischem Wasser. Früh am nächsten Morgen segelten wir bei frischer Brise westwärts, durch die enge, als das Vaigat bekannte Straße, auf Disco zu. Als ich an Deck stand und die vorübertreibenden Eisberge sah, die in dem klaren, silbernen Morgenlicht riesigen Diamanten glichen, da klopfen meine Pulse

höher, je weiter das Schiff vordrang, und ich hatte das Gefühl, daß jede Minute, jeder Knoten ein Näherkommen zu jenem sagenhaften Punkte bedeute, an dessen Erreichen mein Herz hing und das mir gerade jetzt ungewiß und unwahrscheinlich erschien. Doch der Gedanke ließ mich erschauern.

Noch vor Mittag erreichten wir den Eingang zum Umanakfjord, in dessen herrliche Gewässer wir einzusegeln versucht waren. Doch der sehnsüchtige Zug nach dem höheren Norden entschied dagegen, und bald erschien, voraus am Horizont, die mächtige Felsenklippe Swarten Suk. Jenseits tauchte allmählich die Kette jener Inseln, zwischen denen Upernavik liegt, auf, wo die letzten Spuren der Kultur, oder richtiger Halbkultur, zu finden sind. Trotz der Zunahme des Windes blieb der Horizont auffallend klar. Durch eine krause See steuerten wir rasch westwärts in das Labyrinth von Inseln, die längs des Südrandes der Melville-Bai verstreut liegen. Hinter diesen Inseln sollten wir in die eigentliche arktische Eiswüste dringen, in der nur noch einige wenige Ur-Eingeborene hausen.

Am folgenden Tage steuerten wir, nachdem der Hilfsmotor in Gang gesetzt war, unter nur wenigen Segeln in die Melville-Bai, wo wir auf Packeis stießen. Nun wurde beschlossen, auf Wild zu jagen, weshalb wir nahe auf Land halten mußten. Hier war es, wo wir unsere erste wirkliche Bekanntschaft mit den fürchterlichen Gewalten der Arktis machten. Das Packeis flutete dicht um uns herum, junges Eis kittete die zertrümmerten Massen, und für einige Tage saßen wir in der gefrorenen See gefangen.

Diese Tage unfreiwilligen Aufenthalts gewährten uns eine ausgiebige Jagd auf Bären und Seehunde. Die unausgesetzte Gefahr unserer Lage erforderte die größte Wachsamkeit auf die Erhaltung des Schiffes. Der „Teufelsdaumen“, ein hoher Felsen, der fingerartig zum Himmel aufragte, tauchte düster und winkend vor uns empor. Ein schneidender Wind wehte vom Lande her.

Das Eis krachte; die Eidergänse, Lummern und Möwen stießen, geängstigt, ein schrilles Geschrei aus, wie wenn sie den heraufziehenden Sturm ahnten.

Drei Tage hindurch hielten uns die Krallen des unbarmherzigen Packeises fest; dann wandelte sich der Schimmer des Landeises in ein häßliches Grau, das Packeis rund um uns begann bedrohlich zu krachen, und der Himmel gen Süden hüllte sich in Dunkel.

Der Wind flaute vorbedeutungsvoll ab, und rasch wurde die Luft diesiger. Ein unklares Angstgefühl beschlich uns; doch meine Kenntnis der Polarstürme sagte mir, daß in dieser Region des Packeises selten eine schwere See stehe, denn natürlich halten die Eisberge, die flutenden Eismassen und treibenden Schollen die Wogen nieder. Selbst wenn das Packeis aufzubrechen beginnt, verstopfen sich die Gassen zwischen diesen Trümmern bei der niedrigen Temperatur wie eine ölige Oberfläche und schaffen ruhige See. Sonach mußte ein kräftiger Wind unsere Jacht wieder frei machen und ihr die gehemmte Fahrt in offenem Wasser unbedingt gestatten.

Raum waren wir mit dem Essen fertig, als wir schon den Wind durch die Takelage pfeifen hörten. Wir eilten an Deck und sahen im Süden rauchartige Wolkenmassen, wie von einem mächtigen Vulkan ausgestoßen, emporsteigen. Die Nebelmassen am Horizont wurden immer düsterer, und das Geulen des Windes wuchs zu einem unheimlichen, bedrohlichen Pfeifen. In dem durchdringenden stahlgrauen Lichte sahen wir, wie sich das Eis auf der schwarzen Flut mächtig zu wandernden Bergen türmte. Die Eisberge wankten und schwankten, und aus den Eismassen erscholl ein fremdartiges, unheimliches Getöse.

Plötzlich öffnete sich gerade vor uns eine Straße im Eise. Schnell wurde das Großgaffelsegel gesetzt, während die anderen festgemacht wurden, und mit dem Hilfsmotor steuerten wir in der beabsichtigten Richtung davon; erleichtert atmeten wir auf, als wir westwärts in offenes Wasser gelangten.

Jetzt empfanden wir ein Gefühl der Sicherheit, obgleich das Meer, frei von Eis, ungestüm in mächtigen Seen lief.

Schwarz wie die Nacht erschien das Wasser weit gefährlicher, weil die Wogen überallhin wütend gegen Eismauern brandeten. Der schon ohnehin recht steife Wind drehte leicht und wuchs zu einem wilden, andauernden Sturm. Wie Gummibälle sprangen

und rollten die Eisberge in der See, und der Sturm klang uns wie ununterbrochener Geschützdonner. Aber glücklicherweise waren wir an Bord wohlgeborgen und, westlichen Kurs haltend, entrannen wir der Gefahr, vom Eise erdrückt zu werden.

Noch waren wir in schwerem Sturm, und hätten wir nicht volles Vertrauen zu unserem Schiff gehabt, das gegen die Stürme auf den Großen Bänken sehr widerstandsfähig gebaut war, so hätten wir in schwerer Sorge sein müssen, denn der Schoner stampfte und rollte, daß die Masten nach Back- und Steuerbord fast das Wasser berührten.

Eisige Wogen spülten über Deck, ein Regen begann herniederzugehen, und im Nu waren Masten und Tauwerk mit einer Eiskruste überzogen. Dann folgte Schnee, der unserem schlüpfrigen, vereisten Deck das Aussehen von Sandpapier gab. Die Temperatur war nicht besonders niedrig, aber der schneidende Wind drang bis ins innerste Mark. Unsere Mannschaft war, von den Spritzern durchnäßt, ganz in Eis gehüllt. Obgleich die Seeleute schwer auszuhalten hatten, waren sie unverzagt, ja schienen sogar noch lustig. Allmählich gelangten wir in die offene See. Nach Verlauf von vier Stunden begann der Sturm abzuflauen, und unter doppelt gerefftem Focksegel gelangten wir endlich glücklich in Sicherheit.

Die Triebfeder der Polarfrage

Auffällige menschliche Charakterzüge im hohen Norden

Ich habe mich oft gewundert über das weiße, ewige Blendwerk, mit dem die Arktis ihren Zauber um die Menschen webt. Ich kenne auf Erden nichts, was so befremdend, so wunderbar und zugleich so schwermütig wirkt. Als wir unseren Kurs weiter durch die Melville-Bai nahmen, empfand ich so recht, wie mich dieser Zauber ganz gefangen nahm. Stundenlang stand ich allein an Deck, und die Mitternachtssonne stieg blendend, wie das ungeheuerliche Licht einer unerbittlichen, eischerzigen Gottheit, über den Horizont und ließ das Meer flammend aufleuchten. Die goldige Farbenpracht erfaßte meine Seele, und ich schwamm in einem Meer von Sonne.

Stundenlang war ich nur von einer Sehnsucht hingerissen — von einem lechzenden Verlangen, das mich beherrschte, mich in Banden schlug —, weiter vorzudringen, weiter, immer vorwärts, dahin, wo noch nie ein Mensch gewesen war. Vielleicht ist es ein begreifliches menschliches Begehren, sich vor anderen auszuzeichnen, weil ein angeborener Egoismus alles Können eint, so daß man Fähigkeiten an Geist und Körper wie kein anderer gewinnt und aufgepeitscht wird, die schwierigsten physischen Probleme der Welt zu lösen.

Eines Morgens erreichten wir das nördliche Gestade der Melville-Bai und sahen die Kühnen felsklippen von Kap York in unklaren Umrissen durch den grauen Seenebel schimmern. Starke Südwinde hatten derartige Eismassen gegen die Küste getrieben, daß es unmöglich war, näher an Land zu halten. Der heftige Wind hielt an, und längs des Außeneises, das ruckweise auf und nieder wogte, stand eine hohe See, die ein Landen oder Vorwärtskommen nahe der Küste ausschloß.

Wir hätten gar zu gern eine Begegnung mit den Eingeborenen von Kap York gehabt, aber durch diese Eisverhältnisse waren wir gezwungen, ohne an Land zu gehen weiterzusegeln, und setzten deshalb unseren Kurs auf die nächste der nördlichsten Ansiedlungen an der Nordstern-Bai. Gegen Mittag verschwand der Nebel, und wir gewahrten deutlich die schroffen Abhänge und roten Klippen jäh aus dem Wasser aufragen. Der Küstenstrich ist beinahe zweitausend Fuß hoch und augenscheinlich der Überrest eines alten Tafellandes, das sich weit nach Norden erstreckte. Hier und da hatten Gletscher von geringer Ausdehnung, im unaufhörlichen Bestreben, die See zu erreichen, die Klippen unterspült. Die Luft war erfüllt von zahllosen Möwen, Lummern, Alken und Eidergänsen.

Als unser Auge der langen, himmelanstrebenden Kette der roten Klippen folgte, erblickten wir einen turmhohen Felskegel, einen wohlbekannten Wegweiser für die Schifffahrt. Dann kam die lange Eismauer des Petowikgletschers in Sicht und hinter ihm, sich weit gegen Osten erstreckend, die funkelnde, weiße gewaltige Fläche des Oberlandeises, das das ganze Innere Grönlands bedeckt.

Die Kleinen, weitverstreuten Eskimodörfer dieser Gegend sind im Süden durch die angetriebenen Eiswälle der Melville-Bai, im Norden durch die wunderbaren Klippen des Humboldt-gletschers, westwärts durch einen Meeresarm und die trostlosen Einöden des inneren Grönland eingeschlossen.

Es ist kein Grund vorhanden, warum hier keine Eskimos leben sollten, denn hier gibt es Nahrung im Überfluß, sowohl im Meere wie in der Luft, und selbst das Land liefert erhebliche Mengen Wildes. Blau- und Weißfische sieht man überall, dann gibt es Seehunde, Walrosse, den Narwal und den weißen Wal; da ist der Eisbär, ein König der arktischen Wildnis, der sein Reich nach allen Richtungen hin durchstreift. Der Hauptgrund, weshalb die Bevölkerung kaum zunimmt, liegt in den gefährvollen Lebensbedingungen. Kinder sind sehr ersucht, und eine heiratsfähige Frau oder ein Mädchen mit einem oder mehreren Kindern wird viel höher geschätzt als eine kinderlose Ehe.

Der Küstenstrich ist hier außerordentlich eigenartig, denn, obgleich er an Ausdehnung kaum 320 km beträgt, stellt er in Wirklichkeit eine Küstenlinie von annähernd 6500 km dar, wenn man die großen Einschnitte des Wolstenholm-Sundes, des Inglefeld-Golfs und anderer Buchten, Sunde und Fjords abmisst.

Wir steuerten nun vorsichtig auf Kap Atholl, das wir umsegeln wollten; dicker Nebel lag auf dem Wasser, der fast gänzlich die zahllosen Eisberge verbarg und es erschwerte, unseren Kurs zwischen den gefährlichen Felsen hindurch beizubehalten.

Um Kap Atholl herum segelten wir in den Wolstenholm-Sund und setzten den Kurs gerade auf das Eskimodorf an der Nordsternbucht.

Die Nordsternbucht ist geschützt durch ein Vorgebirge, das bedeutungsvoll Tafelberg, „Umanak“, benannt ist. Als wir uns diesem Vorgebirge näherten, kamen uns viele Eingeborene in ihren Kajaks entgegen. Da ich die meisten von ihnen persönlich kannte, freute ich mich, sie wiederzusehen. Vor Jahren hatte ich ihre gutherzige Ehrlichkeit kennengelernt. Ein dänischer Schriftsteller, Knud Rasmussen, der wie ein Eingeborener unter diesen Eskimos lebte, um Lokalkstimmung zu gewinnen, war in einem der Boote und kam zu uns an Bord.

Da einige kleine Reparaturen an unserem Schoner notwendig waren, folgten wir der hier üblichen primitiven Methode des Dockens und zogen das Schiff auf den Strand. Das geschah während der Flut, nachdem der Propeller, der sich verbogen hatte — der hauptsächlichste Schaden am Schiff —, ausgerichtet war. Gleichzeitig nahmen wir eine Generalbesichtigung der Yacht vor und brachten ein Universalscharnier in Ordnung, dessen Loslösung die Maschine unklar gemacht hatte.

Unterdessen jagten wir Eidergänse und anderes Wild und machten spät am Abend dem Dorfe Umanui einen Besuch. Ein Dorf konnte man die Ansiedlung kaum nennen, denn sie bestand nur aus sieben dreieckigen Zelten von Seehundsfell, zweckdienlich auf malerischen Felsen aufgestellt, vor denen sich Männer, Frauen und

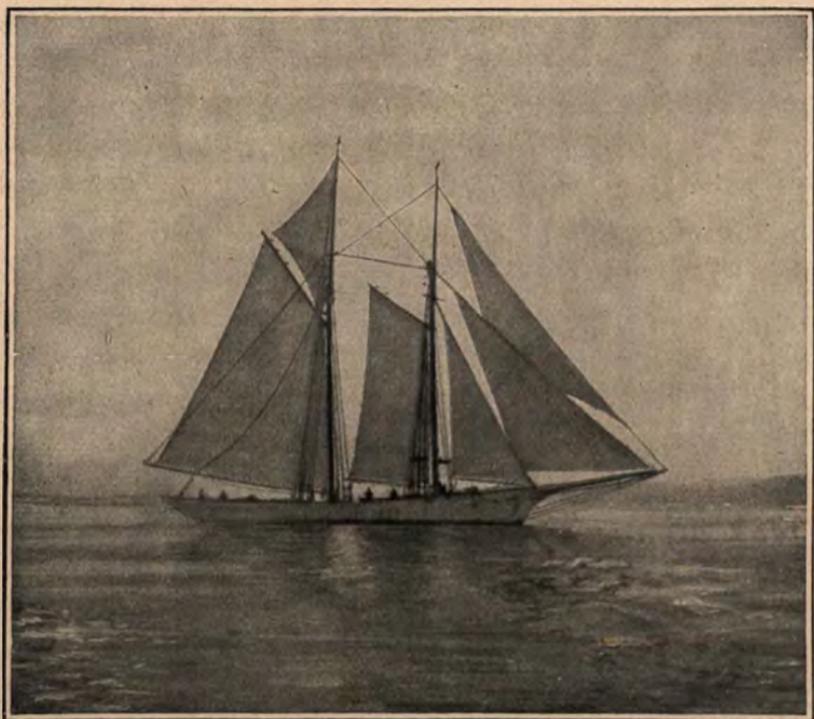
Kinder versammelt hatten, die im Mitternachtsfrost vor Kälte zitterten.

Es waren sonderbar aussehende Exemplare des Menschengeschlechts. Die Männer haben durchschnittlich eine Höhe von 1,54 m, die Frauen von 1,46 m. Alle haben breite, fette Gesichter, schwerfällige Gestalt und plumpe Glieder; ihre Haut ist hellbronzefarben, und Männer wie Frauen haben kohlschwarzes Haar und braune Augen. Sie haben kurze Nasen, ihre Hände und Füße sind klein, aber dick.

Vor jeder Zeltöffnung stand eine freundliche Frau, bereit, die Besucher in gebührender Weise zu empfangen, und wir ließen uns mit jeder Familie in ein kurzes Gespräch ein. Der Gegenstand der Unterhaltung war naturgemäß beschränkt, aber bei allen war er ungefähr derselbe, wie in zivilisierten Gegenden. Wir unterhielten uns darüber, ob alle wohl seien oder nicht, über Todesfälle, Seiraten und Geburten. Dann plauderten wir über Glück auf der Jagd, was gleichbedeutend mit Wohlergehen oder Mangel an Nahrung war. Selbst an einem Orte der Zivilisation wäre kaum die Frage nationaler oder internationaler Angelegenheiten berührt worden, da jeder ja seine Zeitung liest. Hier aber war kein Verlangen nach derlei Dingen, weil niemand danach fragt oder irgendeine Zeitung gehabt hätte, um sie zu lesen.

Daß ein angesehenener Eskimo mit Namen Myah mehrere Frauen genommen hatte, um nebenher die Mittel zu erlangen, sich einige Lunde mehr anzuschaffen, bildete wohl das wichtigste Gesprächsthema. Ich wurde davon unterrichtet, daß es gegenwärtig nur noch einen Mann mit zwei Frauen gäbe.

Die Ehe unter diesen Leuten ist eine sehr freie und einfache Einrichtung und in Wirklichkeit nichts weiter als eine nur zeitweilige Verbindung. Die Männer vertauschen die Frauen miteinander, wie in anderen Gegenden die Pferde von Besitzer zu Besitzer wechseln. Und doch ist die Stellung der Frau durchaus keine so tiefe, wie man aus diesem Brauch schließen sollte, denn dieser selbst ist es gestattet, andere Männer zu wählen. Dieser außerordentlich einfache Vorstellungsbegriff wirkt praktisch und



Die Yacht „Bradley“ unter Segel



Treibende Eisfelder mit Malroffen

in jenen weltfernen Gegenden ausgezeichnet, denn ein derartiges Auswechseln ist offenbar ein Vorteil und eine Befriedigung aller Beteiligten; nie hört man ein Bedauern, und einen Gerichtshof für Ehescheidungen, Alimentationsklagen, Eheirungen und dergleichen, wie sie in zivilisierten Ländern an der Tagesordnung sind, kennt man hier nicht.

Es ist sicher erstaunlich, daß diese einfachen, aber intelligenten Menschen befähigt sind, ihre Bestimmung mit erfreulichem Erfolge durchzusetzen, obwohl sie ohne Gesetze oder Schriftwerk, ohne festgeordnete Sitten und eheliche Bande leben.

Man sollte glauben, es müßte hier eine große Bevölkerung haufen, denn im Durchschnitt hat jede Familie drei kräftige, fluge Kinder, von denen das jüngste gewöhnlich in einer Tasche maleisch auf dem Rücken der Mutter hockt. Aber die Lebensbedingungen in diesen Regionen sind derartig hart, daß Unglücksfälle und der Tod die Bevölkerungsziffer erheblich herunterdrücken.

Jedes Zelt hat eine erhöhte Plattform, auf der alle schlafen; ihr Rand wird als Sitz benutzt, und an den Seiten sind steinerne Lampen angebracht, in denen ein von Tran getränkter Moosdocht brennt. Darüber ragt ein Trockengestell und mehrere Stangen, die die ganze Einrichtung bilden. Ihre Pelzkleidung gibt den Eskimos das Aussehen grausiger Wildheit, die jedoch ihre freundlichen Gesichtszüge und ihr leichtes Temperament nicht bestätigen.

An Bord der Jacht kamen geschäftige Tage des Tauschhandels. Pelze und Wal-Elfenbein wurden haufenweise zusammengeschleppt, um gegen Gewehre, Messer und Nadeln eingetauscht zu werden. Alle, vom Schiffsjungen bis zum Kapitän, wurden bei diesem Handel plötzlich reich durch wertvolle Blausuchspelze und die Stoßzähne des Narwals.

Ebenso stolz waren die Eskimos auf ihren Anteil an diesem Handelsgeschäft. Für einen prachtvollen Fuchspelz, der für den Eingeborenen weniger Wert als ein Hundefell hat, konnte er sich ein Taschenmesser erwerben, das ihm sein halbes Leben lang gute Dienste leistete!

Eine Frau tauschte für ihre Pelzhosen, die wenigstens hundert

Dollar wert waren, ein rotes Taschentuch ein, das ihren Kopf oder ihre Güte jahrelang zieren sollte.

Eine andere gab ihre Handschuhe aus Bärenfell für ein paar Nadeln hin und war fest überzeugt, daß sie bei diesem Geschäft das längere Ende gezogen hätte. Ein wohlgenährter Jüngling, mit einfältigem Lächeln in den Zügen, erwarb hocheifrig zwei Blechtassen, eine für sich und eine für seine Braut. Er war tatsächlich überglücklich, für diese Blechtassen, die 9 Cents kosteten, nur einen einzigen Elfenbeinzahn im Werte von 90 Dollar hergegeben zu haben.

Mit der um Mitternacht eintretenden Flut brachten wir unseren Schoner von dem Not-Trockendock auf den Strand und bugsierten ihn mit unserer Barkasse und zwei Fischerbooten in die Bucht vor Anker.

Unser erstes Abenteuer mit Walrossen hatten wir im Wolfstenholm-Sund während der köstlichen nachtslosen Tage, Mitte August. Die örtliche Umgebung war berückend schön. Der Schoner lag in der Nordsternbucht vor Anker, die einem See von Silber glich, auf dem die Wilden in Kanus aus Säuten auf Seehunde und Eidergänse jagten. Auf dem grasbewachsenen Strande standen Zelte aus Seehundsfell, zwischen denen Frauen und Kinder in Fellkleidern mit den Wolfshunden um die Wette nach einem günstigen Plätzchen spähten, von wo sie das wunderliche Treiben der weißen Männer beobachten konnten. Eine merkwürdige Landmarke macht den Ort berühmt. Ein großer, oben abgeplatteter Felsen steigt unvermittelt aus dem niedrigen Vorlande zu einer Höhe von etwa 200 m auf, und die diese gigantische Klippe umkreisenden Mäwen, Eidergänse und Raben machen einen Höllenlärm. Der Felsen wird, wie gesagt, von den Eingeborenen Umanak genannt, und gemäß ihrer einfachen Weise der Namengebung nennen sie das Dorf Umanui.

Der Wolfstenholm-Sund ist ein weites, landumsäumtes Gewässer mit Armen, die sich bis in die engen Bergschluchten des Oberlandes mit seinen Eisfeldern erstrecken, von denen sich unausgesetzt Eisberge herabwälzen. Das aufspritzende Wasser spiegelt seine Um-

gebung in zahlreichen blauen und braunen Schattierungen wider, die von hellen und dunklen Kontrasten abgelöst werden. Am westlichen Horizont sahen wir die wie mit dem Grabstichel herausgearbeiteten Wände von Acponie und anderer Inseln, dahinter stahlgrauen Nebel, der die eisige See, das Eingangstor zum Nordpol, verhüllte. Ganze Flotten von Eisbergen wogten hin und her und zogen blaue, kristallene Furchen hinter sich.

Weiter voraus — zehn Meilen vor unserem Ausguck — war ein Zusammenlauf der Strömungen. Hier kreisten kleinere Eisschollen langsam in einem Strudel umher, und auf ihnen lagerten Herden von Walrossen. Wir sahen sie nicht, aber ihre schrillen Stimmen drangen wie eine drahtlose Botschaft durch die eisige Luft zu uns herüber. Das war der Ruf zur Tat, dem Bradley nicht widerstehen konnte, und die Vorbereitungen zur Schlacht begannen.

Unser Motorboot — der wichtigste Faktor bei der Jagd — war ganz besonders für eine solche Begegnung gebaut, mit einem zusammenlegbaren, dem Walfischrücken ähnelnden Deck und einem eisähnlichen, weißen Anstrich versehen, denn so hatten wir gehofft, unter einem der Arktis sich anpassenden Deckmantel auf Walrosse zu jagen.

Wir nahmen ein weißes Fischerboot ins Schlepptau und forderten zwei Eskimo-Sarpunierere auf, uns zu folgen. Bald entdeckten die Eingeborenen zu ihrer Überraschung, daß ihre größte Schnelligkeit sich nicht mit der unseres Motorbootes messen könne, und zum ersten Male sahen sie sich auf ihrem eigentlichen Element geschlagen. Seit alters her hatten sich die Eskimos in der Sicherheit gewiegt, daß ihr Kajak das schnellste Fahrzeug auf dem Wasser sei. Von großen Schiffen waren sie zwar überholt worden, natürlich, aber diese hatten auch Geisterschwingen und konnten nicht zählen im Wettkampf menschlicher Kräfte. Diese kleine Barkasse aber, mit ihrem Gasmotor, war ein zu großes Wunder, das sie mit großen runden, weitgeöffneten Augen, wie neugierige Seehunde, anstauten. Sie baten uns, sie an Bord zu nehmen, um den Antrieb der Maschine zu sehen, denn sie dachten, wir feuerten diese mit Patronen.

Nach einstündiger herrlicher Fahrt sichteten wir eine Eisplatte, mit schwarzen Säugeln besät. „Ahwek! Ahwek!“ riefen die Eskimos, und ein ähnlicher Ruf tönte aus vielen Walrosskehlen über das Wasser zurück. Die Walrosse waren ungefahr 5 km südwestwärts. In langsamer Fahrt liefen wir noch 3 km weiter. Währenddessen machte Bradley das Deck klar zum Angriff, und Nyah wurde die Leitung der Jagdtaktik übertragen, während ein Steuermann das Ruder nahm. Ich stellte die Segel des Gasantriebs zurück. Unsere Angriffslinie stand im richtigen Winkel zum Winde, und als wir uns dem Wilde näherten, stoppte die Maschine.

Als wir durch unsere Rieker die vielköpfige Herde erblickten, schlugen unsere Herzen höher. Es waren lauter Männchen von außerordentlicher Größe, mit glänzenden Stoßzähnen, mit denen sie sich im Kampfe um einen günstigeren Platz gegenseitig spießen. Einige schliefen, andere sonnten sich und drehten ihre Köpfe träge von einer Seite zur anderen. Ab und zu schnarchten sie im Schlafe laut auf. Die Tiere zuckten im Verdauungschlummer, während ihre Organe den Fettvorrat aufspeicherten für den Kampf mit der herannahenden Polarnacht.

Mit unwickelten Remen wurde nun die Barkasse lautlos vorwärtsgetrieben, während die Kajaks sich verstohlen näherten, um die Sarpunen zu werfen. Die Art und Weise, mit der die Eskimos ihr Verfahren ausführen, beruht auf einem sorgfältigen Studium der Gewohnheiten der Walrosse. Im Schlaf ist die Nase des Tieres stets in den Wind gerichtet; seine Ohren sind immer empfänglich für Geräusche, woher sie auch kommen, und im Wachen suchen seine Augen den Horizont ab. Doch sein Gesichtsfeld ist sehr klein. Nur Nase und Ohr wittern die entfernteste Beunruhigung. Wir rückten sehr langsam und vorsichtig vorwärts, und das auch nur, wenn alle Köpfe gesenkt waren. Unser Boot näherte sich der Herde langsam bis auf etwa 250 m. Die Eskimos hatten sich bis auf 15 m herangemacht und hielten ihre Geräte in Bereitschaft; es war ein spannender Moment. Plötzlich klang ein ungestüm surrender Ton durch die Luft. Die schlafenden Tiere erwachten und sprangen in einem Satz in die See. Ihre Kajaks wendend,

traten die Eskimos einen schleunigen Rückzug an und suchten sich in der Nähe der Barkasse in Sicherheit zu bringen. Die Jagd auf diese Herde war für uns vorbei, und obwohl die Tiere dicht unter Wasser bedrohlich einherschossen, kamen sie doch nur in sicherer Entfernung an die Oberfläche.

Wir suchten mit unseren Kiefern die Umgegend ab und gewahrten 3 km südwärts eine andere Gruppe. Diesmal beanspruchte Bradley, als der Haupt-Nimrod, die Führung. Die Kajaks und Eskimos wurden im Schleppboot untergebracht und die Taktik umgekehrt. Anstatt der langsam schleichenden Annäherung wurde ein rasches Draufgehen geplant und auf Geräusch oder Wind keine Rücksicht genommen. Die Maschine war auf volle Kraft gestellt, und wir schossen durch das Wasser wie ein Torpedoboot. Als wir uns der Herde näherten, warfen wir das Beiboot mit den Eskimos von der Barkasse los, doch gaben wir ihnen keine Weisungen, weshalb sie es flüchtig vorzogen, dem Kampfe fernzubleiben.

Als wir auf 200 m heran waren, zogen wir das Verdeck der Barkasse zurück, und nun begann ein heftiges Gewehrfeuer. Die Walrosse hatten nicht soviel Zeit gehabt, um aufzuwachen, und die Plötzlichkeit unseres Angriffs verwirrte sie vollständig. Eins nach dem andern erhob mit plötzlichem Ruck den schwerfälligen Kopf als Ziel für den Schützen, während die Barkasse mit verminderter Schnelligkeit die mit Walrossen beladene Eisfläche umkreiste. Nur wenige entkamen, und wir hatten Köpfe, Fleisch und Felle genug, um allen Bedarf auf lange Zeit zu befriedigen. Doch die Jagd war allzu leicht, der Vorteil des modernen Jägers hatte sich auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit gezeigt. Anders stand es jedoch bei den Walrossjagden, die später folgten, Jagden, von deren Erfolg für mich die Möglichkeit abhing, in die weiter nördlich gelegenen Eismüsten einzudringen, um schließlich das Ziel, den Nordpol, zu erreichen.

Umanui war eins der sechs Dörfer, auf die der Stamm seine 250 Angehörigen für diese Saison verteilt hatte. Um dieses interessante Volk zu studieren, Verkehr und Tauschhandel fortzusetzen

und für kurze Zeit den seltenen Sport des Segelns und Jagens in dieser wilden Gegend zu betreiben, beschlossen wir, so viele Dörfer als möglich zu besuchen.

Am Morgen gingen wir Anker auf und segelten bei leichter Brise nach den nördlicher gelegenen Ansiedlungen. Es war ein trüber Tag mit ruhiger See.

Der Schoner lief nicht schnell genug, um Anregung zu bieten, so daß Bradley vorschlug, die Barkasse zu Wasser zu lassen zu einer Jagd auf Eidergänse, Walrosse oder was uns sonst vor die Flinte käme. Sein Sarpunengewehr wurde mitgenommen in der Hoffnung, daß vielleicht ein Wal unseren Kurs kreuzen könne, aber die Waffe erwies sich als unzuverlässig und nutzte uns für die Jagd nichts. In der sinken Barkasse konnten wir den Schoner umkreisen, während er langsam über den Wolstenholm-Sund dahinglitt. Eidergänse schossen wir in Mengen, aber die Seehunde, auf die wir jagten, entwischten uns. Als wir uns Saunderseiland näherten, sahen wir, weit voraus, eine Herde Walrosse auf einer treibenden Eisscholle. Wir stellten die Maschine auf volle Kraft, und los ging's auf die schreienden Tiere. Zwei von ihnen, mit prächtigen Stoßzähnen, erlegten wir und gaben Fleisch und Fett, zwei Tonnen voll, den uns begleitenden Eskimos.

Die Jagdtage erwiesen sich als sehr anstrengend, und wir waren abends froh, in unserer behaglichen Kabine nach einem Mahle von Eidergänsen und anderer leckerer Jagdbeute zur Ruhe zu kommen.

Einige Eskimos hatten um die Erlaubnis gebeten, nach einem nördlicheren Punkte mitfahren zu dürfen. Unter ihnen war auch eine Witwe, der wir mit ihren Kindern im Zwischendeck ein großes Bett mit Stroh angewiesen hatten, das sie aber als echte Eingeborene ablehnte mit der Begründung, daß sie die freie Luft an Deck vorziehe, und so machte sie sich zwischen den Ankerketten ein Schutzzelt aus Seehundsfellen zurecht.

Unter Tränen erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte, eine Erzählung, die den Einblick in eine Tragödie bot und zugleich eine grundlegende Schilderung des Eskimolebens bietet. Es kam dies als Antwort auf meine Frage, wie es ihr inzwischen ergangen sei,

denn ich hatte sie vor Jahren gekannt. Bei meiner einfachen Frage vergrub sie ihr Gesicht in beide Hände und murmelte nur rasch und unverständlich etwas zu ihren beiden kleinen Jungen; dann erzählte sie mir unter Seufzen ihre Geschichte.

Mani — so lautete ihr Name — stammte von den Eskimos auf der amerikanischen Küste ab. Eine fremde Schönheit, obwohl schlank, hübsch anzusehen, galt sie als eine Eskimo-Beauty, deren Sand früh von den feurigen Jünglingen des Stammes begehrt wurde, die, um die Wahrheit zu sagen, mehr Wert auf den praktischen Nutzen, als auf die Schönheit der Frau legten. Manis Herz schlug den Werbungen Ikwas, eines geschmeidigen und tapferen jungen Mannes, entgegen; er war gesund, mit Muskeln, elastisch wie Gummi und hart wie Stahl, hübsch, dunkel mit blitzenden Augen, aber im Herzen grausam wie der unbarmherzige Wind und das eiskalte Polarmeer. Mani heiratete Ikwa und gebar ihm mehrere Kinder, die als ein Schatz wertvollster Art gelten (Kinder übertreffen an Wert noch Sunde, Stoßzähne und Pelze); sie waren die Erfüllung für Ikwas selbstsüchtige Pläne. Mani war hübsch, aber ihre Hände waren nicht geschickt mit der Nadel; auch entsprach sie nicht der derbsinnlichen Art, die oft beim Weibe begehrt wird.

Ikwa traf Ahtah, eine gute Näherin, die fähig war, viele Arbeit zu leisten; schön war sie nicht, aber drall und plump. Deshalb nahm Ikwa Ahtah zum Weibe, Mani aber führte er zur Tür der Hütte und befahl ihr, sie zu verlassen. So grausam diese Wilden auch sein können, so besitzen sie doch Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, die sich in eigenartiger und zuweilen dramatischer Weise äußern. Damals herrschte im Dorfe ein Mangel an heiratsfähigen Frauen, und Mani wurde bald von einem anderen gefreit, einem bejahrten Eskimo, dessen Muskeln schlaff zu werden begannen, dessen Augen nicht mehr blitzten wie die Ikwas, der aber ein gutes Herz hatte. Ihm gebar Mani zwei Kinder, die beiden, die sie mit an Bord hatte; auf die zwei hatte sich unglücklicherweise die Schwächlichkeit des Vaters vererbt; das eine, acht Jahre alt, war der einzige taubstumme Eskimo im Lande, das andere,

dreijährig, war ein schwächliches Kind mit hagerem, blassem Gesicht und dünnen, kraftlosen Armen. Manis Mann war kein guter Jäger, und Alter und Kälte hatten seine Kräfte untergraben. Ihr Hausstand war friedlich, wenn auch nicht wohlhabend; beide liebten einander, und gerade wegen ihrer Gebrechen war Mani ihren Kleinen ungewöhnlich innig zugetan.

Kurz vor Beginn der langen Polarnacht begab sich der alte Vater, um Nahrung und wertvolle Pelze für die nächsten Monate ununterbrochener Dunkelheit zu beschaffen, allein in die Berge des Inneren auf die Spuren des Wildes. Während die lange Nacht sich herniedersenkte, wartete Mani Tag auf Tag tränenlosen Auges. Ihr bejahrter Mann kehrte nie wieder zurück. Heimkommende Jäger brachten schließlich die Nachricht, daß er durch einen Jagdunfall einsam umgekommen sei in der eisigen Wildnis; sie hatten ihn gefunden, sein erstarrtes, mumienhaftes Gesicht ängstlich aus der Schneedecke herausblickend. Mani weinte herzerschütternd.

Mit einem wilden, tragischen Ernst blickte Mani auf ihre Kinder, wußte sie doch, daß nach dem grausamen, unabänderlichen Gesetze der Eskimos ihre beiden geliebten Kleinen zu sterben verurteilt waren. In diesem Lande, in dem Nahrung eine Prämie ist, und wo alle Hilfslosen und Abhängigen eine empfindliche Schmälerung der Hilfsmittel des Stammes bedeuten, hat man das spartanische Gesetz dahin entwickelt, daß nur die Allertauglichsten am Leben bleiben. Das eine Kind war wegen seiner mangelnden Sinne, das andere, weil es beim Tode des Vaters noch unter drei Jahren auf dem Rücken der Mutter war und keinen Ernährer hatte, verurteilt zu sterben. Obwohl die Eskimos von Natur gutherzig sind, können sie zeitweilig bei Ausführung dieses Gesetzes, bei dem es sich um die weitere Existenz handelt, furchtbar grausam sein. Ihr harter Daseinskampf mit den Elementen hat in ihnen eine elementare Wildheit entwickelt. Wahrscheinlich durch Erfahrungen bei einer lange zurückliegenden, durch Ansteckung veranlaßten großen Epidemie, zerstören sie instinktiv jedes Iglu, in dem jemand gestorben ist, oder sie ergreifen, um das

Iglu zu erhalten, den Sterbenden unbarmherzig, ziehen ihn durch die niedrige Thür und werfen ihn, bevor das Leben aus ihm gewichen, in die tödliche Kälte hinaus.

Diese uralte, unverletzliche Gewohnheit war Mani mit einem spartanischen Mute zu brechen entschlossen. Während der langen Nacht, die jetzt vorüber war, hatten Freunde Mani unterstützt, jetzt aber, wo sie dem Eskimobrauch entgegentrat, konnte sie keinen Beistand erwarten. Obgleich er sie brutal behandelt hatte und die Aussicht hoffnungslos erschien, dachte Mani an den grausamen Ikwa und beschloß, mit den beiden gebrechlichen Kindern ihres zweiten Mannes zu ihm zu gehen und ihn zu bitten, diese als seine eigenen zu sich zu nehmen und sie selbst als Nebenfrau, als Magd — bei erniedrigender Stellung und harter Arbeit — zu behalten. Mit diesem Entschluß, den nur die zu beurteilen vermögen, die wissen, wie unverföhnlich und herzlos die Eingeborenen sein können, zeigte Mani einen ihrer wunderbaren Charakterzüge, den unbezähmbaren Mut, die Ausdauer und die unerschütterliche Zuversichtlichkeit, die auch meine beiden späteren Begleiter, Itukisuk und Arwilah, in den Stand setzten, mit mir den Nordpol zu erreichen.

Ich bewunderte den Charakter Manis und versprach ihr, ihr zu helfen, obgleich mir die Mission, die beiden wieder zu vereinen, sehr zweifelhaft erschien.

Mani ging nicht mit leeren Händen zu Ikwa, denn sie besaß in Gestalt mehrerer Hunde und drei Paar Fellen nebst Stangen, die ihr Hausgerät ausmachten, einen gewissen Wohlstand.

Bald erreichten wir das Dorf, wo Mani ans Land gesetzt werden sollte. Ganz demütig wanderte die heroische Mutter mit ihren beiden Kindern zu dem Zelt Ikwas. Er war fort auf Jagd, und sein Weib, das Mani verdrängt hatte, ein fettes, unfreundliches Geschöpf, erschien. Weinend erzählte Mani von ihrem Leid und bat um Unterkunft. Das Weib hörte gelassen zu, dann aber drehte es der verlassenen Mutter den Rücken zu und trat ohne ein weiteres Wort ins Zelt. Uns Zuschauern warf das Weib kalte, drohende Blicke zu, die nicht mißzuverstehen waren.

Mani ging nun zu den anderen Dorfbewohnern, die ihrem Vorhaben zuhörten und deren ausdruckslose Gesichtszüge in Sympathie aufleuchteten. Ich sah bald, daß zu ihren Ehren ein Topf dampfenden Tranfleisches aufgetragen wurde, ein Festessen, an dem teilzunehmen wir dringend eingeladen wurden, doch brachten wir vollgültige Entschuldigungsgründe vor, dem zu entgehen. Obgleich sie die Sitte des Stammes verletzt hatte, erkannten diese starrsinnigen und doch sanftmütigen Leute die Größe der Mutterliebe an, die einem uralten, ungeschriebenen Gesetz getrotzt hatte, und nahmen Mani bei sich auf. Einige Monate später, als ich wieder in das Dorf kam, sah ich Ikuwa selbst. Zwar dankte er mir nicht für meinen ihm unbekanntem Anteil an dieser Wiedervereinigung, doch hatte er Mani wieder zu sich genommen, und neben seinem eigenen stand ein neues Iglu, in dem sie mit den Kindern wohnte.

Als wir unsere Reise wieder aufnahmen, wurde das Deck unserer Jacht von einer Schneeböe rasch mit Eis überzogen, und wir flüchteten, um der grimmigen Kälte zu entgehen, früh in unsere Bojen. Während der Nacht hatten wir gute Fahrt gemacht, und als wir 4 Uhr morgens das Deck wieder betraten, schienen uns die Strahlen der Augustsonne wirklich warm.

Wir passierten die eisernagten und sturumtobten Klippen von Kap Parry und segelten in den Walfischfund. Auf einer goldigen See lagen blaue und durchsichtig weiße Inseln, Walfische spien ihre Wasserfontänen in die Luft, und Walrosse schrien. Große Scharen kleiner Alke zogen an uns vorüber.

Der Wind war flau, aber unsere Maschine sorgte für genügende Fahrt, und wir genossen die herrliche Umgebung. Am Nachmittag waren wir wohlbehalten im Inglefieldgolf und Itiblu nahe. Hier hatten wir steifen Gegenwind und so viel Eis rundum, daß wir nur sehr behutsam vorwärts kamen.

Wir beabsichtigten, hier Eskimoführer zu nehmen und in Olrikshai auf Karibus zu pirschen. Während der Schoner in der Rangarinne einen günstigen Ankerplatz fand, ließen wir die Barkasse zu Wasser und versuchten bei den Eskimos von Itiblu Er-

kundigungen einzuziehen. Es war eine nasse Fahrt, denn eine kurze, krause See stürzte Spritzer und Brecher über uns.

Im Orte trafen wir nur eine Frau, fünf Kinder und eine Anzahl Hunde an. Die Frau war — lange aus der Übung — eine unglaubliche Schwägerin. Sie erzählte, daß ihr Mann mit den anderen fort wäre, um auf Karibus zu jagen. Dann schwatzte sie, ohne jede Aufforderung unsererseits, über alle erdenklichen Ereignisse, die sich im letzten Jahre in ihrem Stamme zugetragen hatten. Wie ein erstickender Seehund nach Luft schnappend, fing sie von neuem an und berichtete über die Geschehnisse früherer Jahre und schließlich die Geschichte längst vergessener Zeiten. Wir wandten uns zu unserem Motorboot zurück, die Frau aber ging, um das Vergnügen unserer Gesellschaft noch länger zu genießen, unaufgefordert mit uns zum Strande.

Kaum waren wir ein paar Schritte fort, als ihr einfiel, daß sie allerlei nötig habe. Ob wir ihr nicht einige Schachteln Zündhölzer gegen einen Narwalzahn eintauschen wollten. Wir würden zufrieden sein, und eine Sandvoll Süßigkeiten würde wohl bei dem Handel draufgegeben. Ihr Junge brachte zwei Elfenbeinzähne, jeder acht Fuß lang, die zusammen 150 Dollar wert waren. Haben Sie nicht ein Messer übrig? Ja, und ein Blechlöffel wurde auch noch beigegeben, gerade um zu zeigen, wie freigebig wir wären.

Den Inglefieldgolf Kreuzend, steuerte die Yacht nordwärts, und bei günstigem Winde durchschnitten wir die dunkeln, überkämmden Seen in rascher Fahrt. Trotz des steifen Windes war die Luft außerordentlich klar.

Die hohen, verwitterten Klippen von Kap Auckland stiegen in mächtigen Terrassen, von der Mitternachtssonne bestrahlt, vor uns auf. Die Entfernung betrug nur 20 km, aber 20 km über Untiefen und gefährliche Felsen dicht unterhalb des Wasserspiegels.

So war es nötig, von Karnah weit abzuhalten. Eisberge waren genug da, um die Wogen zu glätten, aber ab und zu gab es doch eine gehörige Sturzsee. In Karnah gingen wir an Land. Nicht ein einziger Mann war im Dorfe, alle waren fort auf einem

fernen Jagdzuge. Trotzdem war der Ort durchaus nicht vereinsamt, denn fünf Frauen, fünfzehn Kinder und fünfundvierzig Hunde kamen uns entgegen.

Hier gewahrten wir fünf Zelte aus Seehundsfell, die zwischen dem Geröll eines Gletscherstromes festgepflocht waren. Riesige Mengen Narwalfleisch lagen auf den Felsen und Steinen zum Dörren, Felle waren auf dem Gras ausgespannt, und der Ort machte sichtlich einen wohlhabenden Eindruck. Bündel von Seehundsfellen, Ballen von Pelzen und viel Elfenbein wurden zum Verkauf herbeigeschleppt, und ein freundschaftlicher Austausch begann. Wir gaben den Eingeborenen Zucker, Tabak und Munition, so viel, wie sie nach eigener Abschätzung für angemessen hielten.

Ob wir nicht ein oder zwei Tage dortbleiben und die baldige Rückkehr der Männer abwarten wollten? Doch wir mußten ihre Gastfreundschaft ablehnen, denn außerhalb des Hafens war zuviel Wind, um den Schoner noch länger warten zu lassen. Die Eskimos haben keinen anderen Gruß als ein freundliches Lächeln und zum Abschied einen bedauernden Blick. Beides erhielten wir zugleich, als wir in unsere Barkasse stiegen und ein Lebewohl riefen.

Der Kapitän bekam Auftrag, nach Kap Robertson weiterzusegeln. Der Wind flaute ab, und fallender Nebel verhüllte bald Landschaft, Himmel und Horizont; er hing, wie ein grauer Mantel, an 300 m über uns, während die Luft unterhalb wunderbar sichtig und hell blieb.

Bis zur Grenze der Schifffahrt

In der Frühe des 13. August erwachten wir bei Kap Robertson und gingen noch vor dem Frühstück an Land. Die malerische Küste erhebt sich hier plötzlich zu einer Höhe von etwa 600 m und ist von einer silbern schimmernden Eiskuppe gekrönt. Große Buchten, blaue Eismauern und ragende Vorgebirge gewährten eine angenehme Abwechslung. Die Küste ist ähnlich der des ganzen übrigen Grönland. An der südlichen Seite gewähren die zerflüfteten Felsen Millionen kleiner Alke Zuflucht. Unaufhörlich schießen sie mit knatterndem Flügelschlag in See. Ein ziemlich dichter grüner Rasen bietet den arktischen Hasen eine Oase, während der Blausuchs hier ein leichtes Leben führt, denn er kann seine Winterhöhle mit fettem Federvieh füllen, das sich in Millionen fortpflanzt.

Aus dieser Kombination ziehen die Eskimos Nutzen und schlagen ihr Lager am Fuße der Klippen auf, denn die Jagd in See ist hier fast genau so gut wie an anderen Orten, während die Landtiere ihnen buchstäblich in den Kochtopf fallen.

Als wir uns der Küste näherten, kamen uns zehn Männer, neun Frauen, einunddreißig Kinder und hundertsechs Hunde entgegen. Ich zähle Kinder und Hunde auf, denn sie sind für die Eskimowirtschaft von gleicher Bedeutung. Die letzteren sind jedenfalls für den Weißen in der Arktis das Wichtigste.

Den Eskimos war nur eine schmale Jagdbeute zuteil geworden, und sie brannten nun darauf, sich mit uns zusammen nach Großwild hinauszuwagen. Bradley hatte eine ansehnliche Begleitschaft von Eingeborenenführern zusammengebracht, und es dauerte nicht lange, bis wir mit ihnen einig waren.

Freie Fahrt, die angenehmen Vorzüge unserer Küche und für jeden ein Messer sollten wir ihnen gewähren. Eine Jagd auf Karibus bot nicht so besonders Ungewöhnliches, daß es sich ver-

lohnt hätte, nach Olriks Bai zurückzukehren, wo eine überlegte Jagd immer Erfolg bot, doch war zu erwarten, daß wir eine gleiche in Kukon, nahe dem Vorgebirge von Robertson Bai, finden würden. Obwohl die Jagd in der Bucht vom praktischen Gesichtspunkte aus nicht erfolgreich war, bot sie doch in diesen gefährlichen Gewässern ein aufregendes Vergnügen. Gerade in diesen Stunden der Jagd waren meine Gedanken mit vorprüfenden Plänen für eine Reise nach dem Pol eifrig beschäftigt. Sooft ich auch mein Gewehr auf ein schnaufendes Walroß oder einen weißbeschwingten, arktischen Vogel anschlug, fühlte ich, daß von der richtigen Handhabung meiner Waffen, von der Geschicklichkeit meines Zielens und von dem der mich später begleitenden Eingeborenen die Erlangung ausreichender Vorräte abhing, die es mir ermöglichen sollten, meinen Traum zu verwirklichen. Alles, was ich tat, begann jetzt Bedeutung zu gewinnen für dieses ruhmvolle, berauschte Vorhaben; das verschönte mein Leben Tag und Nacht. Ich vergegenwärtigte mir, wie leicht ich mich darin irren könnte, daß die Bedingungen günstig genug seien, um die Expedition zu gewährleisten; aus diesem Grunde, und weil ein fatales Zweifeln meine Begeisterung dämpfte, bekannte ich meinen brennenden Ehrgeiz Bradley noch nicht.

Nach Rückkehr zu den Ansiedlungen lohnten wir unsere Führer ab, machten Frauen und Kindern Geschenke und segelten nach Itah. Eine ablandige Brise schwellte unsere Segel, und wie auf dem Rücken eines riesigen weißen Vogels schwebten wir nordwärts, hinein in eine klare, offene See. Von unten herauf scholl die Musik unseres Phonographen, seltsame Weisen jauchzend, klassische und volkstümliche, in diese grimmig kalte, goldumwobene Region von Ruhm und Verderben.

Es ist erstaunlich, wie sehr der Ehrgeiz die Hirntätigkeit anfeuert und den Schlag des Herzens beschleunigt. Als wir über die zauberischen Wasser hinsegelten, umgeben von goldigem, flammendem Licht, fühlte ich ein so überwältigendes Verlangen, wie bei einer durch Fasten und inbrünstige Gebete hervorgerufenen Mystik. Der Trieb des Ehrgeizes begann mächtig in mir auf-

zubäumen; ich fühlte, nichts könne ihm widerstehen, und dieser Ehrgeiz war es auch, der mich später auf Schwingen der Zuversicht vorwärts trieb, sobald meine physischen Kräfte den Dienst versagen wollten. Wir passierten Kap Alexander und steuerten in den Smithsund. Dann segelten wir an zerwetterten Klippen vorbei, in die die Natur mit eisernem Griffel ihre uns Menschen fast unbegreifliche Geschichte eingegraben hatte. Die Sonne stand tief. Große Eisberge erschienen leuchtend in der Ferne und spiegelten sich in blendendem Glanze, der mir vorkam wie die silberbeschwingten Seelen derer, die hier ihren Tod fanden und nun einsam und gespenstisch in Wind und Wolken einherzogen.

Die Natur schien frohlockend zu jauchzen, denn als wir uns einem Hochlande mit saftigem Grün und dunklem Moos näherten, hörte ich von den Felsen herab den wilden Schrei des Habichts und von unten her das schrille Geschnatter von Millionen kleiner Mücke mit ihrer Brut. Von dem wechselvoll belebten Wasser tönte der sanfte Ruf der leise gurrenden und sich paarenden Gänse und Lammen. Aus den Eisfeldern des Binnenlandes, die sich über einen leise tönenden Gletscher majestätisch-feierlich gegen See bewegten, erklang das Bellen der Füchse, der schrille Schrei des Schneehuhns und aus weiter, unsichtbarer Ferne das rauhe, wolfsähnliche Geulen der Eskimohunde.

Vor uns spie von Zeit zu Zeit ein Walfisch, zur Oberfläche auftauchend, seine Wasserstrahlen aus. Nahebei auf einer Eischolle spielte ein Walrosweibchen mit ihren Jungen. Von unsichtbarer Stelle kam das „ugzug“ der väterlichen Stimme herüber, und als wir weiter segelten, tauchten Seehunde, weiße Wale und Narwale auf, die sich anscheinend in der Zeichensprache dieser tauben und stummen Geschöpfe in der blauen Unterwasserwelt unterhielten.

Ob und zu hörte man ein Getöse, dem Donner von hundert Geschützen gleich, dessen Schall sich von Fels zu Fels fortpflanzte: ein Eisberg war in Trümmer gegangen. Infolgedessen erscholl ein Angstgeschrei der Tierwelt über dem Wasser. Hin und wieder ging von den lasurblauen Grotten ein Zauber aus, die Sunde hallten wider und, fast unausgesetzt, erscholl ein lautes, die Stille

durchbebendes Getöse, immer wiederkehrend, unaufhörlich, wie Trompetenstöße, wie Rufe des Sturms, wie donnernde Gletscher, wie aufkrachende Eisströme, wie explodierende Gase und stürzende Berge. Unter solchem Getöse, das posaunenartig in unsere Ohren schmetterte, traten wir ein in die „Pforten des Hades“, in das Eingangstor zum Nordpol, bestimmt als Hafen, wo sich noch die letzten vereinzeltten Spuren menschlichen Lebens auf der Erde finden.

Als wir in den Fulkfjord einliefen, wehte es fast stürmisch von See her. Wir hielten auf die Ansiedlung Itah zu. Es war eine sehr winzige Siedlung, denn sie bestand aus genau vier Zelten, die für diese Jahreszeit an dem Ufer eines kleinen Flusses aufgeschlagen waren, gerade innerhalb des ersten Vorsprungs der Nordküste. Hier war ein ruhiges Wasser für die Kajaks der Eskimos, das auch einen günstigen Hafen für unseren Schoner abgab. Während der guten Jahreszeit ist es möglich, durch den Smithsund über das Kane-Becken in den Kennedykanal zu gelangen, doch bleibt dies stets ein Risiko für Schiff und Mannschaft.

Für uns lag kein besonderer Grund vor, um dieses Versuches willen unser Leben aufs Spiel zu setzen, und wir beschloßen, hier unsere Yacht für die Heimreise wieder instand zu bringen.

Diese Vorbereitungen nahmen mehrere Tage in Anspruch, deshalb beschloßen wir, unsere Zeit soviel wie möglich der Jagd zu widmen, zumal in dieser Gegend Wild im Überfluß vorhanden war. Vor unserer Landung beobachteten wir die Eskimos, wie sie einen weißen Wal harpunierten. In unmittelbarer Nähe gab es kein unerforschtes Gebiet, denn um die Mitte des verfloßenen Jahrhunderts hatten hier Dr. Kane und Dr. Hayes gründliche Untersuchungen angestellt. Die kleinen Alke machten uns am Tage nach unserer Ankunft viel zu schaffen, während tagsdrauf Hasen, die sich wie Schneebälle auf dem windpolierten Urgestein tummelten, uns eine neue Jagdfreude bereiteten. Weit jenseits, auf dem Inlandeis entlang, waren Karibus, doch zogen wir es vor, unsere Jagd auf die Küste zu beschränken. Die Wasser der Bucht waren von Eidergänsen und Lummern belebt, während, unweit draußen,

Walrosse uns zum Wagnis eines offenen Kampfes auf sturm-
erregten Wogen herausforderten.

Nachdem wir unserer Jagdbegierde Genüge getan hatten, be-
reiteten wir uns zum Aufbruch nach Annoatok vor, das etwa 40 km
nördlicher liegt und die allernördlichste Ansiedlung der ganzen
Erde ist. Über diesen Ort hinaus wagt selbst der kühne Eskimo
höchstens einen kurzen Jagdausflug, und alles Geld ist hier un-
gebrauchlich, da es keine Kaufkraft besitzt.

Wir beschloßen, das Motorboot zu besteigen, füllten die Tanks
mit Gasolin und brachten geeignete Lebensmittel und Ausrüstungs-
gegenstände an Bord. Am Morgen des 24. August brachen wir
nach Annoatok auf.

Es war ein köstlicher Tag. Die Sonne strahlte aus einem
Himmel von italienischer Bläue. Eine leichte Brise strich über
die See, die ruhig wie ein Spiegel dalag. Als wir Littleton-
Eiland passierten, suchten wir in der Rettungsbootbucht nach
Schiffstrümmern. Hier war 1872 die „Polaris“ gestrandet und
mit vierzehn Mann gesunken. Die öden Klippen von Kap Gather-
ton waren ein Sommer Sonnenwendfeuer von Farbe und Licht,
das einen starken Kontrast zu dem kalten Blau der vielen hoch-
getürmten Eisberge bildete. Als wir langsam hinter die Höhen-
kette des windumtobten Hochlandes kamen, wurde Wasser und
Luft belebt von Seehunden, Walrossen und Vögeln. Wir schossen
nur wenig, da wir sehr erpicht waren, Annoatok zu erreichen.

Als wir die scharfgezeichneten Felsen von Cairn Point passier-
ten, sahen wir eine Gruppe von neun Zelten an einer kleinen Bucht
unterhalb Kap Inglefield. „Seht, seht! Das ist Annoatok!“ rief
Tungwe, unser Eskimoführer. Weiterschauend gewahrten wir,
daß der ganze Kanal jenseits mit Eis vollgepreßt und gesperrt
war. Glücklicherweise gelang es uns, unser Boot so weit zu brin-
gen, wie wir wünschten. Eine lotrecht aufsteigende Klippe diente
uns als Pier, an dem wir unser Boot befestigten. Hier konnte es
mit den Gezeiten steigen oder fallen und kam durch Treibeis kaum
in Gefahr.

Gewöhnlich ist Annoatok eine Ansiedlung, in der nur ein oder

vielleicht zwei Familien hausen; wir aber trafen hier eine ungewöhnlich zahlreiche Bevölkerung, denn die besten Jäger waren zur Winterjagd auf Bären eingetroffen, nachdem ein Sommerjagdzug sehr guten Erfolg gehabt hatte. Ungeheure Mengen Fleisches waren längs des Strandes unter Steinhügeln aufbewahrt. Mehr als hundert Hunde — ein Maßstab für die Wohlhabenheit der Eskimos — begrüßten uns mit ihrem Gefläß, und zwölf strähnenhaarige Wilde kamen, um uns als Freunde zu bewillkommen.

Ich gelangte zu der festen Überzeugung, daß hier die Stelle sei, die ich zum Ausgangspunkt für meinen Vorstoß nach dem Pol machen mußte. Hier gab es Eskimos als Gehilfen, kräftige „bodenständige“ Eingeborene, von denen ich mir die besten als meine Begleiter aussuchen konnte; hier waren, durch einen glücklichen Zufall, die besten Zughunde, Pelze für unsere Bekleidung in Menge und unbegrenzte Nahrungsmittel vorhanden. Diese Vorräte, mit denen von unserem Schoner vereinigt, boten alles, was ich für meine Expedition brauchte. Es konnte nichts Idealeres geben!

Nach Verlauf einiger Tage hatten wir eine große Menge an Jagdbeute eingebracht, und die günstigen Wetteraussichten machten meinen Plan zum Entschluß, den Vorstoß nach dem Pole zu wagen. Sollte ich nicht, wo mir alle Vorbedingungen günstig waren, mit einer gewaltigen Kraftanstrengung das Ziel erreichen, das mir seit Jahren vorschwebte? Meine früheren Fehlschläge ließen mir keine Ruhe. Wenn ich jetzt nicht den Versuch machte, dann war es die Frage, ob sich mir je wieder eine so günstige Gelegenheit bieten würde.

Jetzt war alles einem Erfolge günstig. Ich gestehe zu, die Aufgabe schien gewagt bis zur Grenze der Unmöglichkeit. Aber angesichts aller dieser Vorteile, die so günstig in meiner Hand lagen, ergriff mich eine neue und fast überwältigende Begeisterung. Meine jahrelange Schulung in beiden Polarzonen und meine Fertigkeit im Bergsteigen sollten jetzt ihre schwerste Probe bestehen.

Ja, ich mußte mich prüfen, mich nur auf mich verlassen; ich

glaubte an den Erfolg und teilte Bradley meinen Entschluß mit. Er dachte nicht sonderlich günstig über meinen Erfolg, doch schüttelte er mir die Hand und wünschte mir Glück. Von seiner Tacht besorgte er Lebensmittel, Brennmaterial und andere Vorräte für Lagerbedarf und Handel, wofür ich ihm sehr dankbar war.

„Annoatok“ bedeutet einen windigen Platz. Es verdient wirklich nicht den Namen eines Hafens; aber wir beschloßen, unseren Schoner hierher zu bringen und ihn an dem felsigen Ufer zu löschen, eine Aufgabe, die nicht ganz ungefährlich war. Die Basis für mein Vordringen mußte ich irgendwo in dieser Gegend haben, und Itah ist noch stürmischer als Annoatok. Außerdem war in Itah das Landen schwieriger und der Ort auch nicht annähernd so geeignet für mein Vorhaben.

Zudem waren, wie ich schon bemerkte, in Annoatok außer reichlichsten Nahrungs- und Bekleidungsmitteln die zuverlässigsten Eskimos von ganz Grönland, aus denen ich mir den besten Teil, je nach der Entlohnung durch Kulturprodukte, wie Messer, Gewehre, Munition, Eisen, Nadeln und Zündhölzer, auswählen konnte, da sie in ihrer Ausdauer, mit ihren stählernen Muskeln, mit ihrem Mut und ihrer Vertrautheit mit arktischen Reisen dem weißen Manne bedeutend überlegen sind.

Dieses gegebene Zusammenwirken — reichliche Vorräte und zuverlässige Eingeborene — ließ zur Sicherstellung des Erfolges wirklich nichts zu wünschen übrig, sofern wenigstens die Vorbereitungen in Betracht kamen. Nötig war vor allem volle Gesundheit, andauernd gute Witterung und günstige Eisverhältnisse. Ein Aufwand von einer Million Dollar hätte eine Expedition nicht unter günstigeren Vorbedingungen inszenieren können. Die Gelegenheit war allzu günstig, um nicht ausgenutzt zu werden, deshalb kehrten wir nach Itah zurück, um die Forschungsreise vorzubereiten.

In Itah wurde alles, was in Annoatok an Land gebracht werden sollte, an Deck geholt, so daß der gefährvolle Aufenthalt bei den Felsen von Annoatok sehr abgekürzt werden konnte. Das Schiff war für einen aufkommenden Sturm gerüstet.

Am Spätabend des 26. August nahmen wir die ganze Bewohner-
schaft von Itah an Bord, lichteten die Anker, und bald segelte die
„Bradley“ in die Gewässer des Smithsundes, auf Annoatok. Die
Nacht war klar, aber kalt und erglänzte in vollem Farbenzauber.
Die Sonne begann gerade am nördlichen Horizont niederzugehen,
ein Kennzeichen des Endes der leuchtenden, sommerlichen Doppel-
tage und des Beginns der Sturmperiode, die zur langen Polar-
nacht führt. Am frühen Morgen langten wir in Annoatok an.

Die Barkasse und die Boote wurden zu Wasser gelassen, ebenso
die Eskimofahrzeuge, und mit Gütern beladen, die wir dann am
Strande verstauteu. Aber nur einige erreichten Annoatok selbst,
denn der Wind wurde stärker, und die unruhige See machte uns
Eile zur Pflicht. Die Sachen wurden irgendwo an Land geworfen,
wo gerade eine Anlege für die Boote zu finden war.

In dieser schwierigen Lage bewährte sich die Leistungsfähigkeit
der Barkasse glänzend, und im Verlauf von etwa dreizehn Stun-
den war, trotz Sturmes und widriger See, alles glücklich an Land
in Sicherheit. Daß unsere Vorräte längs der Küste, auf die Ent-
fernung von einigen Meilen verstreut waren, hatte wenig Bedeu-
tung, denn die Eskimos brachten sie willig und pünktlich nach den
bestimmten Plätzen.

Jetzt war die Zeit für die Heimreise des Schoners nach den Ver-
einigten Staaten gekommen. Bei der vorgeschrittenen Jahreszeit
war es gefährlich, länger in Annoatok zu verweilen, und erforder-
lich, ohne besonderen Aufenthalt an einem anderen Orte fortzu-
segeln. Diese Abreise bedeutete eine völlige Trennung zwischen
mir und aller Zivilisation. Im Rückblick hierauf glaubte ich jedoch
nicht, daß meine Lage so gefährvoll sei, wie man denken mochte.
Anderer Forscher waren allein in die Arktis gezogen, ich aber war
ihnen an Erfahrung voraus.

Die Expeditionsgesellschaft war, soweit zivilisierte Männer in
Betracht kamen, eine ungewöhnlich kleine. Dies lag aber nicht an
einem Mangel an Freiwilligen, denn als ich meinen Entschluß
verkündete, waren viele von der Mannschaft aus freien Stücken
bereit, mich zu begleiten. Kapitän Bartlett selbst wünschte mit-

zugehen, aber großmütig meinte er, daß er notwendigerweise mit dem Schoner zurück müsse, wozu er nur den Koch und den Ingenieur brauche, die anderen Leute aber mit mir gehen lassen wolle.

Ich brauchte nur einen weißen Begleiter, denn ich wußte, daß mehrere Weiße mit den Eskimos in deren eigenem Element nicht wetteifern könnten. Ich hatte die willige Hilfe aller Eingeborenen überreichlich zu meiner Verfügung; mehr war wirklich nicht nötig. Ich traf mit ihnen ein Abkommen, nach dem sie, den ganzen Winter hindurch, mir beizustehen bereit sein sollten, auch sollten so viele, wie ich brauchte, mit mir zum äußersten Norden kommen. An Bord der Jacht wählte ich zu meinem weißen Begleiter Rudolph Franke, einen begeisterten Freund der Arktis. Er hatte sich zu seiner Ausbildung für arktische Reisen mit uns eingeschifft. Er war ein junger, gebildeter Deutscher, mit wissenschaftlichen Kenntnissen, kräftig, gutmütig und mit Leib und Seele bei unserem Unternehmen. Das waren Eigenschaften, die ihn als Mann und einzigen Gefährten mir wertvoll machten.

Früh am Morgen des 3. September sagte ich Bradley Lebewohl, langsam steuerte die Jacht südwärts und verschwand allmählich am fernen Horizont. Ich war allein mit meiner Bestimmung, etwa 1300 km vom Pol entfernt.

Vorbereitungen für den Aufbruch zum Pol

Als die Nacht verschwand, überkam mich ein tiefer Schmerz, und sobald ich sie nicht mehr sah, stand ich da, starrte verwirrt in den Himmel und empfand den Zauber der Alten Welt. Die Nacht segelte heimwärts — zu dem Lande meiner Familie und meiner Freunde. Ich war jetzt allein, und mit Ausnahme von Franke war nicht ein weißer Mann unter diesen Eingeborenen, dem ich mich während der langen, arktischen Nacht hätte nähern können. Ich wußte, ich würde nicht allein sein, denn es war noch ein schweres Stück Arbeit zu leisten, obgleich ich reichlichen Beistand hatte. Bis in die kleinsten Kleinigkeiten war es während der ganzen sechs Monate voller Arbeit, einschließlich Jagd und Fang, des Dörrens des Fleisches, um die geeignete Kleidung und Schlitten herzustellen und sie zu erproben, notwendig, daß ich alles selbst in eigener Person erledigte. Als ich von den Felsen des Hochlandes, auf denen ich stand, zurückkehrte, durchzuckte mich ein wilder Schmerz. Eine Stunde günstigster Gelegenheit war für mich gekommen. Nach Jahren vergeblicher Hoffnungen und niederdrückender Mißerfolge war mir eine letzte Aussicht geboten. In der Bestimmung zum Erfolge pulste in mir jeder Blutstropfen, vibrierte jeder Nerv meines Körpers.

Weshalb verlangte ich so brennend, den Nordpol zu erreichen? Was hoffte ich zu gewinnen? Was konnte ich, im Falle des Erfolges, erwarten, als Erträgnis meiner Hoffnungsträume zu ernten? Diese Fragen sind seitdem vielfach aufgeworfen worden. Ich habe meine Hirnkammern durchstöbert und versucht, mir diese Fragen zu beantworten. Die Erreichung des Nordpols erschien damals einfach als Vollbringen einer glänzenden, beispiellosen Tat — einer Tat des Hirns und der Muskeln, durch die ich, bei Erfolg, alles übertreffen würde. Darin lag kein eitler Wahn oder Ruhmsucht, wie wenn man seine Überlegenheit in Baseball,

im Wettkampf oder in irgendeiner anderen Art der Athletik oder des Sports sucht.

Jegendein Beifall, den mir im Falle des Erfolges die Welt bieten mochte, berührte mich nicht; ich wußte wohl, daß ein solcher kommen könne, aber ich zog ihn nie in Erwägung.

Vor Jahren hatte ich den Zauber des silbernen Blendwerks des Nordens gefühlt, und ich kann dies nur mit dem gleichen Grunde erklären, aus dem ein Dichter sich gedrängt fühlt, sich in Versen zu ergießen, oder ein ungewöhnlich begabtes Kind besondere Begabung für Mathematik, ein anderes für Musik zeigt. Gewisse Wünsche sind dem Menschen angeboren oder schlummern unbewußt in ihm. Ich fand, wie andere vor mir, den Ehrgeiz meines Lebens in der Eroberung des Nordpols; ihn zu erreichen, schien mir ein Triumph, wie im Leben kein anderer.

Dieser nur gedachte Punkt enthielt für mich die Enthüllung keiner großen, wissenschaftlichen Geheimnisse. Ich betrachte diese Heldentat niemals als eine von erheblichem wissenschaftlichem Werte. Der eigentliche Sieg schien mir nicht in der Erreichung des Zieles selbst, als vielmehr in der Überwindung aller auf dem Wege zu ihm liegenden Schwierigkeiten zu bestehen. Ich wußte, daß im Kampfe mit diesen ein ewiger Ansporn lag, der nach der Überwindung eines Hindernisses zu der weiterer Schwierigkeiten treibt.

Während des ersten Tages in Annoatok, nach Abfahrt der Nacht, dachte ich an die Welt, zu der sie segelte, dachte ich des Festlandes im Süden vor mir, an die Millionenstädte und deren Bewohner, mit all ihren so verschiedenartigen, einander befehdenden Interessen. Ich sah im Geiste die gewaltige Kugel meiner Welt in wolkenumschleierten, smaragdnen Weiten und fern, in fernster ferne, im Norden, ungeheure Schneeregionen, fern von den Siedlungen der Menschen, Tausende von Meilen von ihren volkreichen Städten, jenseits des Tobens des blaugrünen Meeres, mich selbst, allein, ein winziges Atom auf seiner Riesenfläche, das nach dem bisher noch nicht erreichten Ziele strebte. Bei meiner Erwartung und meinem einsamen Grübeln hatte ich das Gefühl der über-

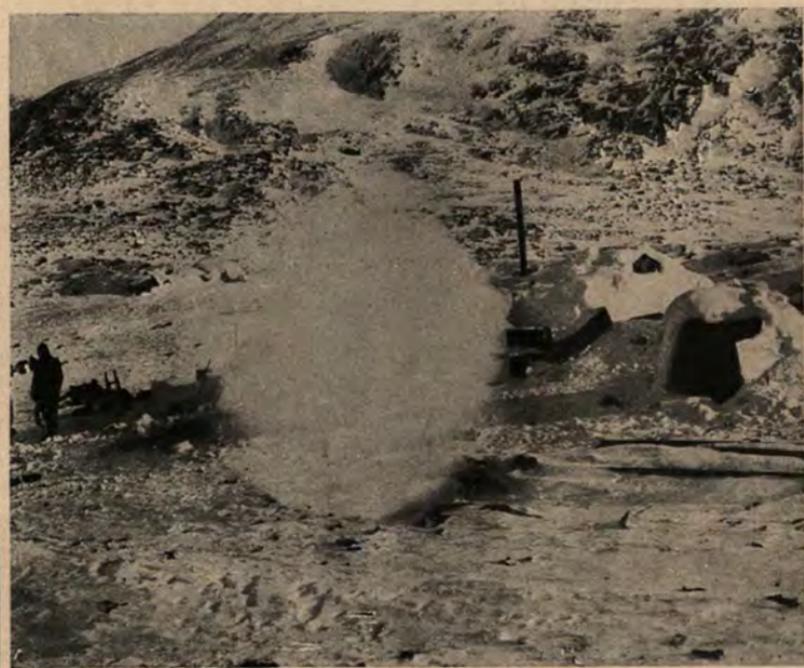
wältigenden Größe der Erde, denn die marternde Einsamkeit muß jeder empfinden, der sich darauf einläßt, einen einsamen Schicksalsweg zu beschreiten.

Um mich und über mir erschaute ich die fabelhaften, blendend weißen Regionen des Eises und der Kälte, über denen, wie ein goldumwobener Posten, die volle Mitternachtssonne flammenden Antlitzes Wache hielt. Über dieser Einöde, ein ehrfurchtgebietendes Schauspiel — unverändert seit den Tagen seines Entstehens — sah ich mich selbst bei dem Versuche, den schwersten Sieg zu erringen, als ein Zeugnis menschlicher Kraft, des Mutes und der Ausdauer von Leib und Seele. Ich konnte mich selbst in meinen phantastischen Träumen erblicken, wie ich in diese sturmdurchtobten Regionen eindrang, wie ich mich über die Eisfelder fort kämpfte, im trüben Zwielficht des arktischen Morgens, und mit nur wenigen Begleitern auf der öden, sturmbewegten Polarsee das Leben wagte. Ein dunkles, winziges Pünktchen, sah ich mich langsam vordringen in diese weißen, furchtbaren Öden; trotzend den schrecklichen Stürmen, die grünen, diamantartigen Eiswälle nehmend, die reißenden, dunkeln Ströme dieser Eisfelder überschreitend, und bis zum Schlusse mutig ausharrend, stand ich erfolgsgekrönt, als Sieger allein auf dem Endpunkt der Erdachse.

Dieser Gedanke erfüllte mich mit wilder Freude, daß ich, ein weißer Mann, allein in dieser Forschung Erfolg haben möge; er gab mir einen Antrieb, wie ihn nur ein Kampf ohne jede Hilfe und die Aussicht auf einen alleinigen Sieg zeitigen kann. Ich war erfreut in dem Gedanken, daß ich bei diesem Kampfe niemand verpflichtet war; kein Mensch hatte für mich oder meine Reise Geld aufgewendet, kein Weißer war da, der mit mir sein Leben aufs Spiel setzte. Ob Erfolg oder Mißlingen, ich allein würde triumphieren oder einsam zugrunde gehen. Ich war weder der Einsatz einer Freundschaftsrippe noch das Pfandstück von Gelehrten, die einen erdichteten und rätselhaften Ruhm finden mochten in dem zurückstrahlenden Lichte der Heldentat eines anderen. Die Forschung war eine persönliche, und deshalb mußte auch die Freude am Gelingen eine persönliche sein.



Mani mit Kind



Bärenjagd /

Das Kistenhaus in Annoatof und seine winterliche Umgebung

Man wolle die Sache recht verstehen, die Expedition war keine zufällige; all mein Leben hing an ihr, all mein Hoffen war auf sie gerichtet; die Ausführung war ein Teil meines Ichs. Die Pläne für mein Vorgehen waren keine zufälligen oder sinnlosen. Logisch und klar entwarf ich meinen Feldzugsplan; er war begründet auf der genauen Kenntnis der Verhältnisse, auf Erfahrungen, die ich, nach Jahren der Entmutigung und des Mißerfolges, gesammelt hatte.

In Annoatok errichteten wir aus Packkisten ein Haus. Der Bau, Lagerhaus und Werkstatt zugleich, war eine einfache Sache. Die Wände wurden aus den Kisten hergestellt, die zu diesem Zwecke in gleicher Größe ausgewählt waren. Die Kisten wurden schnell aufeinandergestellt und umfaßten eine Fläche von 13 : 16 Fuß. Die Wände wurden durch hölzerne Latten zusammengehalten, die Fugen mit altem Papier verstopft und mit Brettern übernagelt. Ein richtiges Dach, bei dem die Kistendeckel als Schindeln dienten, wurde hergestellt und darauf eine Rasendecke gelegt, die die Wärme hielt und zugleich gesunde Luftzirkulation gestattete.

Zum Schlusse des ersten Tages schloßen wir unter unserem eigenen Dach. Das neue Haus hatte den großen Vorteil, daß es unsere gesamte Habe barg und diese jederzeit leicht erreichbar war. Wenn irgendwelcher Vorrat benötigt wurde, brauchten wir nur eine der Kisten in der Wand zu öffnen.

Nach Vollendung des Hauses gingen wir sofort daran, Schlitten zu bauen und, was ebenso wichtig war, Kleider aus Pelz anzufertigen, wozu eine größere Anzahl Eskimos sofort angestellt wurde. Nach meinem Plane sollte jeder von uns für die Reise nach dem Pol zwei Garnituren Pelzkleidung mitführen. In den arktischen Regionen wird die Kleidung, besonders wenn man tagtäglich bis zum Ende seiner Kräfte marschiert, durch die körperliche Ausdünstung derartig mitgenommen, daß der einzige Ausweg, sich gesund zu erhalten, darin besteht, die Kleidung häufig zu wechseln, während die schweißdurchtränkten Pelze ausgezogen werden, um zu trocknen.

Die Eskimos hatten ebenso alles für den Winter vorzubereiten.

Zelte von Seehundsfell sind nur für die Sommerzeit bewohnbar, weshalb sie für die herannahende Periode der Finsternis und Kälte Iglus aus Steinen und Schnee erbauten.

Indessen waren sie schließlich einer angenehmen Erholung nicht abgeneigt. Ich hatte einen stattlichen Posten Tee mitgenommen und trank gewöhnlich mit Franke gegen 4 Uhr nachmittags eine Tasse davon. Die Eskimos hatten dies beobachtet, und auf einmal fingen sie an, sich zur Teestunde einzufinden. Glücklicherweise war ja genug Tee da, um den Eingeborenen damit eine Freude zu machen, und es dauerte nicht lange, daß ich tagtäglich eine recht große, lebhaft plaudernde Nachmittags-Teegesellschaft in dieser nördlichsten Ansiedlung der Erde hatte.

Ich beabsichtigte, jede Einzelheit der fortschreitenden Arbeit, sofern sie unsere Reise betraf, zu überwachen, und konnte dabei auch die Leute beobachten und sehen, welche von ihnen die geeignetsten sein würden, mich zu begleiten. Der wichtigste Punkt bei allem war aber, daß ich meine endgültigen Pläne für das Vordringen zu richtigem Abschluß bringen konnte.

Ich strebte danach, das äußerste Ende der Erdachse in dem Winkel zwischen Alaska und Grönland zu erreichen, eine vielversprechende Route durch eine neue, öde Gegend, die noch unerforscht war, ohne die sogenannte „Amerikanische Route“ zu berühren. Ich wollte in westlicher Richtung, dann aber nordwärts, vordringen und neue Wege schaffen. Mit Annoatok als Operationsbasis plante ich, hinreichende Vorräte über Schley-Land und längs der Westküste des Jagdgebietes zu verteilen, in dem festen Vertrauen, daß auf dem Wege zum Polarmeer die Jagd in jener Gegend genügenden Ertrag liefern würde. Diese Reise bis zum Ende des Festlandes sollte auch eine Erprobung jedes Ausrüstungsgegenstandes bilden, der für das Feld der Forschung nötig war, und uns in den Stand setzen, zum Schlusse von einer ausgesuchten Anzahl Eskimos die zu wählen, die sich am besten eigneten, die furchtbaren Strapazen der endlosen uns bevorstehenden Reise zu überdauern.

Ich sandte einige Jäger auf der beabsichtigten Marschrouten aus, um Jagdgründe ausfindig zu machen, war aber nicht überrascht,

daß ihre Suche in der Dunkelheit keinen greifbaren Erfolg hatte, was so viel bedeutete, daß ich von meiner vorläufigen Kenntnis der Verhältnisse abhängig sei. Ich wußte nach allgemeinen Berichten der Eingeborenen und aus den Forschungen Sverdrups, daß das erste Stück der beabsichtigten Route reichliche Jagd bot, und die Anzeichen deuteten darauf, daß auch ferner in gleicher Weise beim Vordringen Nahrung zu finden sei. Die Bereitschaft, mit der sich die Eskimos imstande erklärten, auch in unbekanntem Regionen den Bedarf an Nahrung zu beschaffen, wirkte in hohem Grade ermutigend.

Es lag im vitalsten Interesse, von meiner Operationsbasis aus mit Leuten und Sunden in bestem Wohlbefinden aufzubrechen, deren Körper mit gesundem frischem Fleische ernährt war, statt mit dem graufigen künstlichen Mischmasch, der nur zu oft den Polarmenschen geboten wird. Und wenn Menschen und Sunde später hauptsächlich durch die Jagdbeute in den von uns durchzogenen Gegenden gepflegt werden konnten, so war dies von noch weit wesentlicherer Bedeutung. Wenn meine Informationen begründet und meine Vermutungen im allgemeinen richtig waren, dann besaß ich Vorteile, wie sie bisher noch kein anderer Leiter einer Polarexpedition gehabt hatte. Die neue Route schien auch eine Verschönerung mit den äußerst störenden Hindernissen gewisser nordgrönländischer Ströme zu versprechen. Alles in allem waren die Aussichten nicht ungünstig.

Mit rührigen, schwer arbeitenden Leuten um mich, wußte ich, daß die Monate der langen Polarnacht rasch dahingehen würden. Da war noch viel zu tun, und mit dem ersten Morgengrauen des neuen Jahres mußten wir bereit sein, nach dem Nordpol aufzubrechen.

Der Schleier der Nacht sinkt hernieder

Ein langandauernder, dunkler und greulicher Winter nahte heran. Für mich war dies eine Zeit fieberhafter Arbeit, in der alle Hände am Werke und alle Stunden mit dem Gedanken an den Erfolg erfüllt waren. Während sämtliche Leute eifrig beschäftigt waren, und ich leitete und half, die Schlitten zu bauen, auf Jagd ging und Fleischvorrat schaffte, sah ich, daß mein Geist fortwährende Anregung in den Träumen meines Forschtums fand, im Vorahnen und Lösen seiner Schwierigkeiten, im Gefühl des hämmernden Pulschlags beim Vordringen über das Eis des Polarmeeres, mit freudig bellenden Hunden und lautem Peitschenknall, während die wiederaufsteigende Sonne unseren Weg in flüssigem Golde erstrahlen ließ. Bei der Arbeit des langen Winters, die ich aufzuzeichnen begann, wußte ich, daß ich einen beständigen Genuß bei der Verfolgung jedes Narwals, Walrosses oder Fuchses haben würde, mit dem niederdrückenden Zweifel, ob alles zu meinen Gunsten ausschlagen werde. Am Tagewerk jedes Paares säuete ich mit regstem Interesse, denn Zweckmäßigkeit und Gediegenheit der Arbeit bestimmten Erfolg oder Mißlingen. Von diesem Augenblick an begann alles in meinem Leben, jeder Eskimo, jedes Vorkommnis, die beherrschende Aufgabe, der ich mich ganz gewidmet hatte, etwas Förderndes zu haben.

Mit dem fortschreitenden Winter erhoben sich Stürme von furchtbarer Gewalt. Da wir bei unserem Lager große Mengen von Fleisch und Speck aufgespeichert hatten, war es nicht notwendig, daß wir uns in dem tiefen Schneetreiben nach neuen Vorräten hinauswagten. Während dieser Zeit waren alle Hände eifrig im Innern des Iglus beschäftigt. Obgleich die Jäger schon vor unserer Ankunft eine Menge von Tieren und Pelzen gesammelt hatten, entdeckten wir jetzt wider Erwarten, daß der Vorrat nicht hinreichte. Nach meinen Plänen sollte mich ein großer Trupp aus-

erlesener Eingeborener bis an die Grenze des festen Landes und etwas auf das Polarmeer hinaus begleiten, wenn ich im Beginn des Frühjahres zu meinem Vorstoß nach dem Pol aufbrach. Da das Frühjahr die beste Jagdzeit ist, war es geboten, im voraus genügende Vorräte für die Familien meiner Leute zu beschaffen und anschließend die Erfordernisse für meinen Zug vorzubereiten. So wurden die ersten Wintertage von meinen Leuten eifrig zu fortwährender Jagd auf Wild verwendet, und später, als die Dunkelheit der Polarnacht vollends hereingebrochen war, wurden die Mondschein-Tage und -Nächte zu gleichem Zwecke ausgenutzt.

Innerhalb des Polarkreises sind die Jahreszeiten an besondere Bedingungen gebunden, die von Umständen und Bewegungen abhängen. Wenn man die Bezeichnung „Jahreszeiten“ wie üblich auffaßt, so gibt es hier nur zwei, eine Winter- und eine Sommerzeit — einen Winter von neun und einen Sommer von drei Monaten.

Doch ist es für eine bequeme Einteilung der Zeitabschnitte besser, den üblichen Kreislauf der vier Jahreszeiten beizubehalten. Die Eskimos nennen den Winter „ukiah“, was auch „Jahr“ bedeutet, und den Sommer „onsah“. Tage sind „Schlase“, die Monate Monde und Zeitabschnitte werden benannt entsprechend dem Wechsel der Jagd auf die verschiedenen Tierarten.

Zu Anfang September taucht in Annoatok die Sonne beträchtlich am nördlichen Horizont nieder, doch ist dann noch keine Nacht. Bei Sonnenuntergang und -aufgang verbergen Sturmwolken die farbenuancierung, die Herrlichkeit der Dämmerung, und das strahlende Nachtglühen verliert sich meist in trübem Grau.

Das Dunkel der nahenden Polarnacht verdichtete sich mehr und mehr, der lichte Glanz der Sommertage war dahin. Ein Tag von sechs Monaten und eine Nacht von gleicher Dauer sind als Einheit oft den Polarregionen angedichtet worden, doch trifft dies nur für eine sehr kleine Stelle am Pol zu.

Wenn man südwärts kommt, sinkt die Sonne alle 24 Stunden um ein ständig wachsendes Stück unter den Horizont. Als wir vom Pol zurückkehrten, fanden wir vor und nach der Nacht eine Zeit

der Dämmerung, die sich verlängerte mit der sich vermindern- den Breite.

Das ist der Zeitpunkt, der es uns ermöglicht, die üblichen Bezeichnungen der Jahreszeiten beizubehalten, Sommer für die Doppeltage, Herbst für die Zeit der niedergehenden Sonne. Diese Jahreszeit beginnt, sobald die Sonne zum erstenmal um Mitternacht für einige Augenblicke hinter dem Eise untertaucht. Diese Augenblicke wachsen schnell an, doch wird man kaum gewahr, daß die Sonne unterging, bis Tag und Nacht von gleicher Länge sind, denn die Nacht bleibt hell, wenn auch nicht klar. Dann wird der Tag rasch kurz und trübe, und die Sonne sinkt, bis sie nur noch ein Schimmer des Tageslichts ist. Der Winter umfaßt die lange Nacht, und den Frühling bezeichnen die Tage steigender Sonne, einen Zeitabschnitt, der den Herbsttagen des Sonnenniederganges entspricht.

In Annoatok sieht man die Mitternachtssonne zum erstenmal am 23. April, und am 19. August taucht sie in See. So umkreist sie den Horizont, den Sommer bringend und einen ununterbrochenen Tag von 118 Tagen. Die Sonne geht unter am 24. Oktober mittags, um nach langen Doppelnächten erst am 19. Februar wieder aufzugehen. Die arktische Luft mit ihrer niedrigen Temperatur und der Menge frostiger Feuchtigkeit lenkt die Sonnenstrahlen derartig ab, daß, wenn niedrig, sie sich kaum ein oder zwei Grade erheben; deshalb entspricht der genaue Tag oder die Stunde des Sonnenauf- und -unterganges nicht den mathematischen Berechnungen. Dann folgen Tage des Frühlings.

Im Herbst, wenn der wohlthuende Einfluß der Sonne fortfällt, beginnt der Kampf der Elemente, der andauert, bis ihn die vernichtende Kälte der Polarnacht dämpft.

Ogleich jede Arbeit im Freien sehr unbehaglich war, zwang uns doch der Bedarf für unser Unternehmen zu einer fortwährenden Jagdtätigkeit auf Walrosse, Seehunde sowie Nar- und Weißwale. Dadurch gewannen wir Nahrungs- und Feuerungsmittel.

Bevor sich das Wintereis über See legte, wurde Jagd auf Schneehühner und Rentiere gemacht, um unseren Tisch während

der langen Polarnacht mit guten Bissen zu versorgen, während Bär und Fuchs den Gaumen der Eskimos erfreuten und ihnen Kleidung verschafften.

Manch weite Reisen wurden unternommen, um einen erheblichen Vorrat von Gras zu beschaffen zwecks Ausfütterung von Stiefeln und Sandschuhen, und ebenso Moos, das als Docht für die Eskimolampe dient. Während der Monate September und Oktober waren die Eskimos in fieberhafter Tätigkeit, längs der ganzen Grönlandküste Vorräte heranzuschaffen. Kurz nach meiner Ankunft lief das Gerücht von Ansiedlung zu Ansiedlung, daß ich in Annoatok sei und zu einem Vorstoß nach dem „Big Nail“, dem Nordpol, die Hilfe der Bevölkerung wünsche. Eine eifrige und freiwillige Betätigung setzte ein. Die Erfordernisse des Nordens und des von mir beabsichtigten Unternehmens kennend, gingen die Eskimos, ohne meine besonderen Instruktionen und nur auf eine kurze Skizze des geplanten Polarzuges, der von Siedlung zu Siedlung bekanntgegeben wurde, eifrig daran, alles Notwendige herbeizuschaffen. Sie wußten besser als ich, wo eine einträgliche Jagd und aller unbedingt notwendige Bedarf zu beschaffen war. Dies befreite mich von großer Verantwortlichkeit. Jede Ortsgruppe der Eingeborenen hatte ein bestimmtes Arbeitspensum zu leisten, je nach den für sie erreichbaren Hilfsquellen, im Anschaffen des großen für unsere Reise notwendigen Materialbestandes, denn jede Ansiedlung hatte ihre besonderen jagdlichen Vorzüge.

An einigen Plätzen gab es Füchse und Hasen, deren Felle wir für Kleidung und Strümpfe brauchten, im Überfluß, und die Eskimos mußten nicht nur eine größtmögliche Anzahl davon beschaffen, sondern auch die Felle präparieren und sie zu ordentlicher Kleidung verarbeiten. An anderen Orten gab es wieder reichlich Rentiere, deren Felle wir für Schlaffäcke brauchten, während die Sehnen als Nähmaterial dienten. Anderwärts waren Seehunde das Jagdertragnis, deren Felle unserem wichtigsten Bedarf an Stiefeln, Angelschnüren und Peitschen dienten.

So waren Männer und Frauen und die Mehrzahl der Kinder, an 250 Menschen, eifrig im Dienste der Expedition tätig. Die Arbeit

ging gut vonstatten und mit besserer Kenntniss aller Erfordernisse, als sie sich jemals ein landfremder Weißer erwerben kann.

Die Suche nach Walrossen und dem Narwal kam allein auf unser Risiko, obgleich der Narwal, von den Walfischfängern See-einhorn genannt, dem weißen Manne höchst selten zu Gesicht kommt. Diese Jagd bot für einige Zeit guten Erfolg und nützlich Material. Der Tran der Tiere ist der Stolz jedes Hausvaters, denn er gibt der Lampe eine lange und heiße Flamme, die nicht qualmt, die das Iglu nicht verräuchert, und die Schwarte gilt als ein ganz besonderer Leckerbissen. In Würfel geschnitten, sieht der Speck aus und schmeckt wie Kammuscheln, nur mit einem leichten tranigen Beigeschmack. Das Fleisch trocknet leicht und gilt als ein Appetit-erreger oder als „Lunch“, das man auf Schlitten- oder Kajaksreisen zu sich nimmt. In dieser Gestalt war es uns von außerordentlichem Nutzen, denn auf unseren weniger dringlichen Märschen diente es uns statt des Pemmican.

Narwale spielen in Gesellschaft, fern vom Ufer, gewöhnlich längs des Randes großer Eisfelder, und ihre elfenbeinartigen Stoßzähne leuchten aus Wolken von Atem und Gischt hervor. Sobald man diesen erfreulichen Anblick wahrte, wurde jedes Kajak bemannt, und die Kanus schossen wie Seevögel über die Wogen. Einige Eskimos kletterten auf die Eisfelder und warfen von sicherem Fußpunkt ihre Harpunen; andere hielten sich hinter großen, treibenden Eisblöcken verborgen und machten auf die vorüberkommenden Tiere einen plötzlichen Angriff. Noch andere kommen von hintenher, denn der Narwal kann schlecht rückwärts sehen und kehrt sich nur selten zurück, um seine Verfolger zu beobachten, die so schnell sind, daß sie ihn leicht überholen können.

An diesen aufregenden Jagden beteiligte ich mich mit großem Vergnügen und war fast bei jedem Kampfe in Gedanken zugegen, denn diese Wasserjagd verschaffte uns Nahrungsmittelvorräte, die ich, anstatt mich selbst auf Pemmican zu beschränken, auf meinem Zuge nach dem Nordpol zu benutzen gedachte. Als die aus Säuten hergestellten Kanus wie Tümmler über das Wasser schossen, fühlte ich diese Bewegung mein Denken bedrücken; mit

dem Erheben jeder schnell vom Arm der Eskimos geschleuderten Waffe fühlte ich sozusagen mein Herz stillstehen; mit jedem Fehlschlag hatte ich ein Empfinden der Bestürzung; mit dem Aufholen jedes schleimigen Ungetüms schien ich mir gewissermaßen näher am Ziel.

Die Jagd auf den Narwal ist schon an sich, auch ohne daß man, wie ich, ein persönliches Interesse an ihr hat, eine sehr aufregende. Die Harpune wird immer nur aus geringer Entfernung geschleudert. Wenn das Schwimmholz das Ende der Fangleine des erschreckten Tieres zeigt, so folgt ihm eine Reihe der aus Häuten verfertigten Kanus. Von Natur scheu und in Furcht, emporzutauchen, um Atem zu holen, geht der Narwal tiefer, so lange, bis er fast erstickt ist. Wenn er heraufkommt, ist sogleich eine Anzahl Eskimos mit geschwungenen Lanzen in seiner Nähe, um ihm schwere Wunden beizubringen.

Wieder taucht der Narwal nach kurzem Atemzuge in die Tiefe und flieht, so schnell er kann, doch kommt er nur langsam vorwärts, und eine blutrote Linie bezeichnet seine verborgene Fahrte. Blutverlust und Luftmangel geben ihm keine Aussicht auf Kampf. Wieder taucht er mit einem Wasserstrahl auf, wieder werden die Lanzen geschleudert.

Der Kampf zieht sich unter manch aufregenden Zwischenfällen mehrere Stunden hin, schließlicb aber unterliegt immer der Narwal und bietet eine Beute von einigen tausend Pfund Fleisch und Tran. Der Sieg ist gewöhnlich nicht eher errungen, als bis die Jäger weitab von Hause und fern der Küste sind, aber der Eskimo ist ein mutiger Jäger und ein tüchtiger Seemann.

An den Riesenleib des Narwals hängen sich die gebrechlichen Kajaks in langer Reihe, das Schleppen geht langsam vor sich, und Wind und Wellen machen diese Aufgabe zu einer schwierigen und gefahrvollen. Von dem Narwal sieht man nichts und von den Kajaks sehr wenig, denn die Spritzwellen spülen über die kleinen Fahrzeuge, und nur die Blätter der Doppelreinen sieht man in regelmäßiger Pendelbewegung hin und her schwingen. Die Heimfahrt erfordert viele Stunden und einen Aufwand harter Arbeit,

aber man muß die Kraft aufwenden, denn ein Reichthum an Fleisch und Fett ist der Gipfelpunkt des Eskimoehrgeizes.

Sieben dieser schwerfälligen Tiere wurden innerhalb fünf Tagen erlegt und ergaben eine Menge von mehr als 40 000 Pfund Nahrungsmittel und Brennmaterial. Der Anblick dieser zitterrigen Kiesenmasse von Speck erfüllte mein Herz mit Freude. Unser Erfolg war kein zu frühzeitiger, denn jetzt verschwanden die Narwale plötzlich, und wir sahen nichts mehr von ihnen. Um diese Zeit wurden in Itah auch drei Weißwale durch eine ähnliche Jagdmethode erbeutet.

Als der richtige Winter hereinbrach, jagten die Stürme mit solcher Gewalt über Land und See, daß es nicht länger anging, sich im Kajak auf das Wasser zu wagen. Nachdem wir noch einige Walrosse vom Boote aus erlegt hatten, beschränkte sich die Wasserjagd nur auf die Pirsche auf Seehunde über das junge Eis. Da diese Jagd bald nur noch auf einige offene Stellen in der Nähe des aufsteigenden Hochlandes begrenzt war, setzte in jedem Orte von Annoatok bis Kap York eine eifrige Verfolgung ein, und Stunde für Stunde, Tag für Tag waren die wetterharten Eingeborenen eifrig bei dem Seehundsfang, bis die Jagd gezwungenerweise vom Meere aufs Land verlegt werden mußte. Jetzt hatten wir kein Karibusfleisch mehr, und die kleinen Alke, die wir den Sommer über im Garn gefangen, samt den später erbeuteten Lidergänsen verschwanden bald als tägliche Kost. Wir mußten uns jetzt solch schmachhaftes Landwild wie Hasen, Schneehühner und Rentiere beschaffen, denn wir hatten noch nicht gelernt, dem fischigen, lebertranartigen Fleisch, das allen Seetieren eigen ist, Geschmack abzugewinnen.

Gewehre und Munition wurden nun verteilt, und wenn der Wind so ruhig wehte, daß wir uns herauswagen konnten, dann suchte jeder Eskimo die nahen Hügel auf. Auch Franke machte sich, mit seiner Flinte über der Schulter, Bewegung.

Diese vereinten Anstrengungen hatten als Ergebnis eine Menge Schneehühner, zwei Rentiere und sechzehn Hasen. Der Schnee bedeckte die höheren Abhänge und zwang das Wild tiefer, näher

an See herabzugehen, wo wir noch hoffen konnten, in dem Dämmerlicht der beginnenden Polarnacht zu jagen.

Mit reichlich verstauten Mundvorräten und günstigen Ausichten auf andere schmackhafte Fleischsorten brauchten wir keine Sorge zu haben, im Winter ohne Vorräte zu sein. Franke war ein Idealkoch in der Zubereitung dieses Wildes, denn er hatte eine glänzende Fertigkeit, unsere einfachen Vorräte äußerst schmackhaft zu gestalten.

Mitte Oktober waren die Fuchspelze sauber zugerichtet, und neue Stahlfallen wurden verteilt und in der Nähe der zahlreichen Baue aufgestellt. Um diese Zeit hatten alle Eskimos ihre Seehundszelte verlassen und sich behaglich in ihren Winteriglus eingerichtet. Die Erde war mit Schnee bedeckt, und die See fast vollständig zugefroren.

Jeder war eifrig beschäftigt, alles für die kommende Kälte und Finsternis vorzubereiten. Die Temperatur sank auf -32°C . Die heftigen Stürme wurden seltener, und die Luft, obgleich kälter, war weniger feucht und nicht so unangenehm. Durch die Gezeiten wurden längs der Küste Eisbänke geschaffen, und über diese begannen die Schlittenfahrten zu kurzen Ausflügen, um die Fallen mit Köder zu versehen und die gefangenen Füchse einzusammeln.

Unser Leben verlief nun in einer regelmäßigen Arbeitseinteilung, die während der folgenden langen Winternacht praktisch innegehalten wurde. Um das Kistenhaus, in dem ich mit Franke zusammen wohnte, waren Iglus errichtet, die acht bis zwölf Familien beherbergten. Der Stamm von 250 Eingeborenen war in eine Reihe von Siedlungen die Küste entlang verteilt, und durchschnittlich vier Familien bildeten eine Gemeinde. Jeden Morgen früh klopfte Kulutingwah an meine Tür, trat ein, und ich erwachte schlaftrunken, während er das Feuer ansachte. Während ich aufstand, wurde heißer Kaffee bereitet, und wir nahmen gemeinsam unser Frühstück mit Biskuit zu uns. Um 7 Uhr — nach unserer Zeitrechnung — kamen fünf oder sechs Eingeborene, und nach einem reichlich bemessenen Kaffeetrunk begann die Arbeit.

Ich lernte sie an, mir bei der Anfertigung meiner Schlitten aus Sickerholz zu helfen. Einigen zeigte ich den Gebrauch moderner Zimmermannswerkzeuge, die ich mitgenommen hatte. Eine andere Mannschaft lehrte ich das biegsame, aber zähe Sickerholz krümmen, was dadurch erzielt wurde, daß Lappen um das Holz gewickelt und dies dann in heißes Wasser gesteckt wurde. Andere wieder waren angestellt, Sundegegeschirr und Winterkleidung anzufertigen oder Fleisch zu trocknen. Nicht eine Stunde am Tage ging verloren. Mittags machten wir eine Pause, um einen Lappen gefrorenes Fleisch und heißen Tee zu uns zu nehmen, dann gingen wir wieder an die Arbeit ohne Unterbrechung bis 5 oder 6 Uhr.

Währenddessen begaben sich andere Männer des Stammes schon vor dem frühen Morgen der immer dunkler werdenden Tage auf die Jagd. Andere wiederum besuchten die Siedlungen und sammelten alle Felle und alles Wild, das erlegt war. Die Frauen, in den matterleuchteten Iglus, waren nicht weniger beschäftigt. Ihnen fiel die Aufgabe zu, beim Trocknen der Pelzfelle zu helfen, das getrocknete Fleisch zuzubereiten und unsere Kleidung anzufertigen. Den ganzen Tag über saßen sie in ihren Schnee- und Steinhäusern, Massen übelriechender Felle vor sich, die sie abhäuteten und zu praktischen Kleidungsstücken verarbeiteten. Ich überwachte diese Arbeit, oft von Iglu zu Iglu gehend, mit einem Interesse, das an Angst grenzte, denn von ihrer Stärke, Dicke und Dauerhaftigkeit hing mein Leben und das meiner Begleiter ab, die ich mir während der kalten Tage auswählte und auf meiner Polarreise unvermeidlich waren. Aber diese geduldigen Frauen mit ihren breiten Gesichtern machten ihre Sache gut. Ihre Geschicklichkeit war ganz besonders bemerkenswert. So nahmen sie mir z. B. Maß unter ungefährender Abschätzung meiner alten Garderobe, und Kleidungsstücke wurden nach Augenmaß angefertigt, die sehr gut paßten, nachdem die Pelzstücke herausgeschnitten oder eingesetzt waren. Nadeln gelten unter den Eingeborenen tatsächlich als kostbar und sind so wertvoll, daß, wenn die Spitze oder das Ohr abbricht, sie mit unfäglichem Eifer und großer Geduld das ab-

gebrochene Stück heiß machen, es glätten und mittels eines Werkzeuges ein neues Ohr bohren oder mit gleichem Eifer eine neue Spitze auf den Steinen anschleifen. Mit bewundernswerter Geduld machen sie sich selbst Fäden, indem sie Renntier- oder Narwalsehnen trocknen und abziehen.

Sätten sie nicht so ungewöhnlich scharfe Augen, so wäre eine derartige Arbeit unter solchen Verhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Eingeborener kann in der Dunkelheit Dingeerspüren, die ein Weißer nicht zu sehen vermag. Diese Sehschärfe ermöglicht dem Eskimo, wenn notwendig, im fast Stichtunkeln auf Jagd zu gehen und mühselige Kunststücke von Handfertigkeiten auszuführen, die bei dem trüben Lichte ein Fremder kaum zusammenstümpern könnte. Ich bemerkte zu meinem größten Erstaunen, daß, wenn die Eingeborenen eine Photographie oder einen Gegenstand, den ich ihnen gab, betrachteten, sie ihn stets über Kopf hielten. Alle Gegenstände werden, wie bekannt, von der Netzhaut des Auges widergespiegelt, und unsere Vertrautheit mit dem Maße und den Wechselbeziehungen der Dinge setzen unser Gehirn in den Stand, uns den Gegenstand oder das Vorkommnis in dem richtigen Winkel zu vergegenwärtigen. Diese befremdende instinctive Handlung der Eingeborenen würde ein interessantes Kapitel der Optik bilden.

Während wir mit Eifer und Interesse unseren verschiedenen Beschäftigungen nachgingen, schloß und verdickte sich die riesige Eiskruste, die das Meer für so viele Monate gefangenhalten sollte.

In den letzten Tagen des kurzen Sonnenscheins flarte das Wetter auf, und am Mittag des 24. Oktober suchte jeder im freien den letzten Strahl des sterbenden Tageslichtes zu erhaschen. Das war ein Farbenglanz, ein köstliches Glitzern, doch alles war traurig, als die Sonne hinter dem südlichen Eise versank, denn nun sollte sie für 118 Tage nicht wieder aufgehen.

Kurz vor Eintritt der Dunkelheit veranstalteten die Eskimos ihr alljährliches Jagdfest mit jener instinctiven und doch gekünstelten Fröhlichkeit, mit der Naturvölker versuchen, ein hereinbrechendes Unheil abzuwenden.

Es ist tatsächlich ein komischer Anblick, eine Anzahl aufgeregter, lachender Eskimos versammelt zu sehen, um zwei „Meister“-Sunde im gegenseitigen Wettkampf zu beobachten. Obwohl der Reiz des Wettens ihnen unbekannt ist, sehen doch die Eingeborenen dem Sundeckampf mit dem gleichen, gespannten Interesse zu, mit dem eine besondere Art von Sportsleuten die Zahnenkämpfe verfolgt. Oft kämpfen die Sunde nicht gerade ritterlich, denn eine Anzahl Tiere greifen zusammengerottet einen einzelnen Sund an. Die für den Kampf auserwählten Sunde sind natürlich die besten aus dem Rudel. Ein Sund, der seine Überlegenheit behauptet, wird König, und wenn er geschlagen, Adjutant des Königs.

Nach der erzwungenen Begeisterung dieser kurzen Zeit der Erregung beginnen die Eskimos der unvermeidlichen Melancholie der Natur zu verfallen, sobald die Sonne, die Quelle alles natürlichen Lebens, verschwindet und Finsternis herabsinkt. Schwermut legt sich allmählich auf ihr Gemüt, große Trübsal lastet auf ihnen, und ihrer bemächtigt sich ein Gang zum Weinen. In dieser Jahreszeit wird die Dunkelheit von Stunde zu Stunde stärker, die Kälte wächst und läßt auch die Iglus erkalten. Der Wind, der während des Sonnenscheins frohlockte, weint jetzt und seufzt in Schmerz — es liegt etwas Grausames, Unheimliches, übernatürliches in seinem zauberisch-trübseligen Wehen. Draußen fällt der Schnee, und das Meer erstarrt, das Rauschen der Brandung verstummt, die Tiere der See verschwinden allmählich, und die Landtiere werden selten. Die Nahrungsquellen versiegen, und die Eskimos fühlen unbewußt die rauhe Hand der Not, jenes furchtbaren Hungerns, das für sie den Tod bedeutet. Die Psychologie dieser Zeit des Niedergedrücktheits liegt zum Teil zweifelsohne in jener instinktiven Furcht vor dem Tode aus Nahrungsmangel und dem natürlichen Gefühl unendlicher Schwermut. Überdies haben sie die schwere, einem angeborenen Aberglauben entspringende Sorge, daß, sobald das Meer zugefroren ist, die Seelen aller derer, die auf See umkamen, während der langen Nacht in den Wassern gefangen sind. Der Kampf dieser Menschen mit den Elementen der Natur ist ein zu gewaltiger, als daß sie nicht, wie andere Naturvölker, sehr aber-

gläubisch sein sollten. Obwohl ihre Religion eine sehr primitive und altüberkommene ist, fühlen sie gewöhnlich nur bei Beginn der langen Polarnacht das furchtbare Herannahen einer übernatürlichen Gewalt. Als der letzte Sonnenrand hinter dem Eise im Süden herabsank, kam über die Eskimos eine förmliche Periode der Melancholie, während welcher sie alle schmerzlichen Verluste, die jede Familie zu beklagen hatte, und die Schicksalsschläge und Unglücksfälle des ganzen Jahres sich ins Gedächtnis zurückriefen.

Ich werde diesen langen trüben Abend, der viele Tage auf uns lastete, niemals vergessen. Die Sonne war untergegangen, und ein düsterer, graugrüner Trauerflor hing über der eiserstarrten Erde. In dem trüben Halbdunkel konnte man kaum die Umrisse der Iglus, die Bodenerhebungen des schneebedeckten Landes und die schwarzen, meandrischen Krümmungen der offenen Wasserrinnen erkennen, in denen das Meer noch nicht zugefroren war. In meinem Ristenhaus sitzend, wurde ich plötzlich von einem Geräusch aufgeschreckt, das mich für einen Augenblick erschreckte. Ich ging zur Tür und stieß sie heftig auf. Über dem bläulichen schneebedeckten Lande mit seinen Erhebungen und Tiefen reckten sich dunkel-purpurne Gestalten — titanenhafte Schatten, grabesdüster, verhängnisvoll, einige mit verschrumpften Häuptern, andere mit gespenstischen, drohend erhobenen Waffen. Wolkige, unheimliche Streifen bläulichen Nebels erhoben sich geistergleich über dem Meere. Aus der düsteren, schweren Luft erscholl ein Klang wie lautes Weiberschluhzen, und aus der ferne ertönten flagende, weinende Laute. Angstvolle Töne durchzitterten zuweilen die Luft, und hin und wieder erklangen wilde Chöre herzerbrechender Verzweiflung. Ich hatte den Eindruck, daß ich im Lande eines jammervollen Sinsterbens sei, in einer Art Fegefeuer, in dessen graugrünem Zwielicht schemenhafte Gestalten hin und her wogten.

Ich glaube, daß jeder Mensch unwillkürlich ein Gefühl der Ehrfurcht vor der Trauer empfindet. Mit gedämpftem Tritt verließ ich das Iglu und schritt in die eisige Einsamkeit, vorsichtig auftretend, um nicht in der Dunkelheit in einen unbemerkten Riß des

offenen Meeres zu geraten. Es bot sich mir ein seltsamer, unheimlicher Anblick. Längs der Küste fand ich viele Eskimofrauen versammelt, über das dunkle, brandende Wasser gebeugt oder hier und da an den tintigen offenen Wasseradern des festen Eises zu zweien oder dreien zusammenstehend. Betrübt und verzweifelt, die Arme gerungen, sah ich fast alle hundert Schritte eine weinende Mutter mit ihren Kindern. Sie standen da, starr und steif, bewegungslos, würdige Bilder der Verzweiflung, oder sie wanden sich rasend hin und her, während andere weitab allein und ganz verlassen einherwandelten.

Die trübe, diesige Luft, von einem fremdartigen, phosphoreszirenden Grün gefärbt, schien eine Stätte des Todes anzudeuten, und jetzt glühte da, wo die Sonne sank, längs des ganzen Horizonts das flackern riesiger Totenlichter, bald karmesin, bald blutigrot zu dem leichentuchartigen Himmel empor. Zur Linken erkannte ich, als ich weiterging, Tungwingwah mit einem Kind auf dem Rücken und einem Beutel mit Moos in der Hand. Sie stand hinter einem öden Felsen, ihr Gesicht den schwachroten Sonnenstrahlen zugekehrt, bewegungslos. Dicke Tränen stürzten aus ihren Augen, aber kein Laut erscholl. Auf meine leise Frage antwortete sie nicht.

Ich lud sie zu einer Tasse Tee ein, in der Meinung, ihre trüben Gedanken zu verscheuchen und ihre Zunge zu lösen. Aber noch konnten sich ihre Blicke nicht von der letzten weit entfernten Linie des offenen Wassers trennen. Von einer anderen Frau erfuhr ich später, daß im verfloffenen April ihre fünfjährige Tochter, während sie am Rande des Eises spielte, ausgeglitten und in der See ertrunken war. Nun trauerte die Mutter, weil das Eis die Seele ihres Kindes begrub.

Etwas weiter hin stand Allika, ein Weib mittleren Alters, mit zwei kleinen Kindern an ihrer Seite. Sie war hysterisch in ihrem Kummer, jetzt lachte sie ein unheimliches Gefächel, dann schrie sie laut und stöhnte wie in großer Qual, und dann tanzte sie wieder mit den Bewegungen einer Wahnsinnigen. Ihre Geschichte erfuhr ich durch ein Geplapper, das sich durch ihre Seelenangst zog. To-

wanah, ihr erster Gatte, war vor zwanzig Jahren durch eine Sarpunenleine unter das Eis gezogen worden, und obwohl sie sich noch dreimal verheiratet hatte, suchte sie doch die Erinnerung an ihre erste Liebe aufrechtzuerhalten. Ich ging weiter, erstaunt über eine so rührende, langdauernde Treue.

Noch etwas weiterhin, an der steilen Böschung der Hauptklüfte, sah ich Ahwynet, ganz allein im dunklen Schatten einer großen Klippe. Ihre Geschichte wurde in Gefängen und Klagen laut. Ihr Mann und alle ihre Kinder wurden von einer Lawine in die stürmische See gerissen. Es lag eine Art wilder Poesie in ihrem Klagegesang, und Tränen traten mir ins Auge. Das Donnern der Lawine, das Pfeifen des Windes, das Rollen der See wurden im Gesange angedeutet, und dann klang es in herzbrechenden Lauten: „Blut von ihrem Blut, Fleisch von ihrem Fleisch unter den eisigen Wassern“ und andere Gefühle, die ich bei dem unterdrückten Schluchzen nicht verstand.

Kalte Schauer liefen mir über den Rücken, und ich machte kehrt, um mich in das Lager zurückzuziehen. Hier bot sich mir ein Anblick, den nur ein Dante vielleicht hätte annähernd schildern können; ich vermochte es nicht. Ich fühlte, daß ich, ein Fremder, im Begriff stand, in das fremde und geheimnisvolle Reich der Leiden einzudringen. Ich fühlte den dumpfen Druck jener Grenze zwischen dieser und jener Welt. Diese Frauen verkehrten mit den Seelen ihrer Toten. Denen, die im Meere zugrunde gegangen waren, erzählten sie, bevor sich das Eis über ihnen schloß, alle Neuigkeiten des vergangenen Jahres — alles Interessante und Persönliche, auch aus früheren Jahren, soweit als sie sich dessen erinnerten. Fast jede Familie verliert alljährlich eines ihrer Mitglieder in See; fast jede Familie war durch diese weinenden Frauen vertreten, die, mit ihrem eigenen naiven Kummer belastet, sich noch seltsamerweise bemühten, die Seelen der verzweifelten und trostlosen Toten zu erheitern.

Während die Weiber weinten und ihre Abschiedsworte an die Toten richteten, feierten die männlichen Stammesangehörigen mit

Gefängen und dramatischen Tänzen in den Iglus die wichtigen Ereignisse des abgelaufenen Jahres.

Im Innern wurden die Iglus von steinernen Tranlampen, die den ganzen Winter hindurch für Licht und Wärme sorgen, trübe erleuchtet. Die Lampen bestehen aus einem halbmondförmigen Stein mit Aushöhlung, in der sich der Tran und als Docht ein gepreßtes Stück Moos befinden. Früh in der Jahreszeit angezündet, geben diese Lampen für einen ganzen Winter ein trübes, ständig flackerndes Licht; grotesk spielen die Schatten auf den gewölbten Wänden. Ein übler Ölgeruch durchdringt den unlüftbaren Raum. In dieser unheimlichen gelbräucherigen Beleuchtung führen die Männer ihre phantastischen Tänze aus. Sie bewegen nur den Kumpf ihres Leibes hin und her, wobei sie eigenartige Sangesweisen ertönen lassen. In einem sprunghaften, merkwürdigen Gesange berichten sie die Geschichte der großen Ereignisse des Jahres, erfolgreiche Jagdzüge, schwere Stürme und alles, was in ihrem Leben von Bedeutung scheint. Beim Tanzen erheben sich ihre Stimmen zu einem hohen Grad der Erregung, und ihre Augen funkeln wie glühende Kohlen. Mit den Armen machen sie tolle Bewegungen, und einige fangen an, unbändig zu schluchzen. Ein hysterisches Gelächter wieder erfaßt andere. Schließlich endet der Tanz, erschöpft verfallen sie in eine kurze Stumpfheit, aus der erwachend ihre Melancholie verschwunden ist. Die Frauen kehren vom Meeresufer heim, trocknen ihre Tränen, vergessen aus freiem Antrieb ihre Niedergeschlagenheit und lächeln wieder.

Während ich mit Interesse die sich mir bietenden merkwürdigen Schauspiele mit ansah, begeisterte mich der Sonnenuntergang des Jahres 1907 zu dem Endwerk, und ich traf Anordnungen, die Ausrüstung zu vervollständigen, mit der beim Aufsteigen der Sonne von 1908 die Eroberung des Pols begonnen werden sollte. Glücklicherweise wurde ich nicht durch die übliche Gesellschaft von Neulingen, die auf Polarexpeditionen mitgenommen werden, gehemmt. Nur zwei von uns waren Weiße, und Weiße müssen — auch die besten — als Dilettanten betrachtet werden im Vergleich zur Erfahrung und Tüchtigkeit der Eskimos in ihrem eigenen Lande.

Unser Proviantvorrat enthielt nur die unbedingten Faktoren einfacher Ernährung. Besondere Nahrungsmittel, Konserven und Präserven nahmen keinen großen Raum in unseren Vorräten ein, auch hatten wir weder Ballons noch Automobile, Motorschlitten oder andere spaßige Vorrichtungen. Doch, wie schon gesagt, hatten wir das, was von größter Wichtigkeit war: vorzügliches Sycoryholz und Eisen im Überfluß zur Anfertigung von Schlitten, von denen unser Schicksal in erster Linie abhing.

Die erste Woche der Polarnacht

Die Sonne war hinter dem Horizont niedergegangen, und die Dämmerung wurde beständig tiefer. Alle 24 Stunden, um die Mittagsstunde, sobald die Sonne über dem Horizont stand, erglühete der Himmel südwärts in den wunderbaren, gedämpften Farben des Sonnenunterganges. Währenddessen war unsere Arbeit erheblich vorwärtsgekommen. Pelze, die uns auf der beschlossenen Expedition gegen die Kälte des äußersten Nordens schützen sollten, waren für unsere Kleidung fertig; Fleisch und Fett, als Nahrungs- und Feuerungsmaterial, waren getrocknet und in zahlreichen Lagern aufbewahrt; mehrere Schlitten und ein Teil der Ausrüstung waren beschafft.

Noch brauchten wir eine große Menge von Vorräten, und während eine Anzahl Eskimos mit ihrer gewohnten Arbeit beschäftigt war, beschlossen wir, daß andere soviel wie möglich die Tage des Zwielichtes benutzen sollten, um auf Bären, Karibus, Füchse, Hasen und anderes Wild fernab den gewöhnlichen Plätzen der Eingeborenen zu jagen.

Vor dem Verschwinden des Nachleuchtens der Sonne, am 26. Oktober, waren sieben Schlitten mit 60 Hunden am Fuße der Eisfelder in der Nähe unseres Lagers bereit, nach den Jagdgründen in der Nähe des Humboldtgleiters aufzubrechen, eine Entfernung von 160 km nordwärts¹.

Während die Treiber auf das letzte Zeichen warteten, tobten die Hunde fürchterlich. Ich konnte in der Dunkelheit kaum die Umrisse meiner Gefährten sehen, und es war schwierig, auf dem

¹ Wildliste. Vom 18. August 1907 bis 15. Mai 1909 wurde folgendes Wild erbeutet: 2422 Vögel, 311 Polarhasen, 320 Blau- und Weißfüchse, 32 Grönland-Kenntiere, 4 weiße Kenntiere (Karibu), 22 Eisbären, 52 Seehunde, 73 Walrosse, 21 Narwale, 3 Weißwale und 206 Moschusochsen.

wechselnden Schnee und dem je nach den Gezeiten auf- oder nieder-
gehenden Eise einen Pfad zu finden.

Der Befehl zum Aufbruch wurde gegeben, und meine Begleiter
nahmen den Ruf auf.

„Huk, huk, huk!“ (Geht, geht!) riefen sie, während die Hunde
mit Sprüngen und Bellen antworteten.

„Howah, howah!“ (Gut, gut!) — „Egh, egh!“ (Salt, halt!)
— „Aureti!“ (Ruhig!) echote es längs den Reihen der Gefährte.
Endlich ließ der wilde Trubel nach, die Hunde regelten ihre
Sprünge zu einem leichten Trab, und wir eilten stetig auf der ge-
frorenen Fluggrenze des Eisrandes entlang. Die Schlitten sprangen
über Steine und Eisblöcke, fuhren längs den gefährlichen Ab-
hängen hin, in deren Tiefe ich das Rauschen des Wassers hörte,
und glitten über Spalten und an tiefen Abgründen entlang. Über
die Schlitten springend, führend, zur Eile treibend oder zurück-
haltend und ihre Peitschen durch die Luft schwingend, machten die
Eskimos mit jener Geschicklichkeit, die nur den Eingeborenen
eignen kann, den Weg ausfindig und überwachten die Hunde, die
von ihren wölfischen Vorfahren nur wenige Generationen getrennt
sind, mit erstaunlicher Behendigkeit.

Ein leiser Wind wehte die Abhänge herab und ließ den Atem
über unseren Köpfen gefrieren. Die Temperatur war -37° C.
Zu unserer Linken lag das Kane-Becken, uns die Geschichte eines
Zuges nordwärts ins Gedächtnis rufend. Es war voll von über-
einandergeschobenem Pack- und Trümmereis, hier und da ein Berg,
alles im Licht eines flammenden Himmels, in Purpur und Blau
erglühend. Im fernen Westen sah ich undeutlich die Umrisse von
Ellesmereland, mein „Land der Verheißung“, über das ich einen
neuen Weg zum Pol zu erzwingen hoffte; über seinem schnee-
bedeckten Hochlande lag das gelbliche Licht einer ermutigenden
Witterung. Zur Rechten lag die schroffe Küste Grönlands, deren
riesige eiszerschliffene Klippen schauerlich in die Düsterei rag-
ten. Von der Fahrt durchfrozen, legten wir einen Weg von 32 km
zurück und erreichten Kesselaer-Fasen, wo Dr. Kane die langen
Unglücksnächte zugebracht hatte.

Wir schlugen unser Lager zu Anfang der Bucht an der Kante des Eises auf. Obgleich wir Spuren von Hasen und Füchsen fanden, war es doch zu dunkel, um auf Jagd zu gehen. Die Temperatur war auf -40°C gefallen, und der Wind wehte schneidend. Zu meinem Schutz errichtete ich ein neues Zelt, das ich erfunden hatte und dessen Brauchbarkeit ich prüfen wollte. Das Schlittengestell als Plattform gebrauchend, wurde ein Dach von starkem Leinen befestigt und zwischen zwei Stangen von Sikkoryholz gespannt. Vorn war der Eingang. Das Innere hatte einen Raum von 8 Fuß Länge und $3\frac{1}{2}$ Fuß Breite mit einer wie ein Walrücken gekrümmten Decke. Drinnen war eine Doppelwand aus Wolldecken hergestellt, die einen zollbreiten Luftraum zwischen der Außenwand bildete, um die drinnen erzeugte geringe Wärme festzuhalten. Da hinreichender Platz für zwei einzelne Personen vorhanden war, lud ich meinen Hauptführer Kulutingwah ein, das Zelt mit mir zu teilen. Die Eskimos hatten für sich selbst keinerlei Schutz vorgesehen. Sie hatten darauf gerechnet, entweder ein Iglu zu bauen oder den Schutz des Schnees zu suchen, wie dies die Tiere in der Eiswüste tun.

In meinem Zelt bereitete ich mein Essen auf einem kleinen deutschen Spiritusofen. Das Mahl bestand aus einem Eimer heißen Maismehls, gebratenem Speck und einem für alle ausreichenden dampfenden Tee. Dies herzustellen erforderte etwa zwei Stunden, da der Schnee geschmolzen, das Wasser heiß gemacht und alles andere gekocht werden mußte. Da ich das Essen im Freien, ohne jede Bequemlichkeit, für unmöglich betrachtete, lud ich meine Begleiter ein, sich in dem Zelt zu versammeln. Der Sauch ihres Atems und der Dampf vom Kochen verdichteten sich zu Schnee, und ein Schneegestöber en miniature bedeckte das Innere des Zeltens. Nachdem dieses ausgefegt war, mußten die Eskimos wieder eintreten. Alle beteiligten sich gierig am Essen und erhoben sich dann, um die Umgegend zu rekonoszieren. Man fand Spuren von Schneehühnern, Hasen und Füchsen, und als wir suchend umherstreiften, bewillkommneten uns Eulenkufe und Rabengekrächze.

Dann gingen wir zur Ruhe. Da es ringsum keinen Schnee gab,

der genügend hart war, um daraus Blöcke zu schneiden und mit diesen Schneehäuser zu errichten, so setzten sich die Eskimos in halbangelehnter Stellung an ihre Schlitten und schliefen in ihrer Reiskleidung. Nach wenigen Stunden erwachten sie und nahmen zerhacktes Fleisch und Tran zu sich; zwei Stunden später machten sie in einem Blechgefäß ein Feuer von Moos und Tran und bereiteten über diesem einen Topf halbgaren Fleisches. Dann wurde eine halbkreisförmige Schneeschanze errichtet, in deren Schutz sie saßen, freudig grinsend und gierig, unter lautem Schmatzen, die dampfende Brühe und das Walrossfleisch verzehrend. All dies beobachtete ich mit eingehendem Interesse. Ich wollte auf dieser Reise nicht nur mein Zelt prüfen, sondern mehr von den Gewohnheiten der Eskimos lernen, da ich wußte, daß ich auf meiner Reise nach dem Pol, wenn ich Erfolg haben wollte, selbst eine solche Lebensweise annehmen müßte.

Dies war meine erste Wintererfahrung im Draußenkempieren in der Dunkelheitsperiode dieses Jahres, und bei einer Kost, die allein aus Mehl und Speck bestand, fror ich erbärmlich. Ich erprobte auch zum erstenmal die neue Winterkleidung, mit der ich und alle meine Begleiter angetan waren. Unsere Hemden waren aus Vogelhäuten gemacht. Über diesen trugen wir Röcke aus Blaufuchs- oder Karibufell; unsere Hosens waren aus Bären-, die Stiefel aus Seehunds- und die Strümpfe aus Hasenfell. Dies war das übliche Winterkostüm der Eingeborenen, unter dem ich aber wollenes Unterzeug trug.

Als ich mich wieder zur Ruhe begab, gab ich Auftrag, frühzeitig geweckt zu werden. Es schien mir, als hätte ich es mir in meinem Schlafsack kaum gemüthlich gemacht, als schon der Ruf zum Aufbruch ertönte.

Wir nahmen hastig Tee und Biskuit ein, schirrteten die Gespanne an und fuhren in die Dunkelheit hinein. Die Eskimos hatten zur Genüge Fett und gefrorenes Fleisch, welche Kost ich mir auch angewöhnen mußte, gegessen und waren guter Dinge. Ich dagegen fror jämmerlich.

Sinter meinem Schlitten laufend, erzeugte ich nach einer Weile

Körperwärme genug, um mich behaglich zu fühlen. Mein Gesicht schmerzte mich heftig unter dem schneidenden Winde. Bei Tagesgrauen passierten wir die lotrechten Felswände von Kap Leiper, und während des sechsständigen Zwiellichts fuhren wir die lange, gerade Küste entlang in die Bancroft-Bucht. Die Reise wurde bis Dallas-Bai in einem Eilmarsch von 80 km fortgesetzt, bevor wir haltmachten.

Die Szenerie zeigte die seltene Schönheit des Zwiellichts wie am Tage zuvor, aber der Schnee war tiefer und die Temperatur niedriger. Der Wind nahm ständig zu und drehte nordwärts. Wir machten mehrmals Anstrengungen, das Eis der Bai zu überschreiten, aber Eisspalten und riesige aufragende Blöcke sowie tiefer Schnee trieben uns zurück zum Ufer. Das See-Eis längs des Smithsundes ist ein prächtiger Reifweg, während sonst eine Schlittenreise längs des Küstenfaumes unmöglich sein würde.

Längs der Dallas-Bai fanden wir eine große Strecke grasbewachsenen Landes von welligen Tälern und niedrigen Hügelchen als Weiden für Karibus und Hasen. Der aufkommende Glanz des Neumondes, der seit einigen Tagen emporstieg, bot genügendes Licht, um auf Wild zu pirschen.

Jetzt fütterten wir unsere Hunde zum erstenmal, seit wir Annoatok verließen. Nach einem ausgiebigen Trunke von Schneewasser wollten wir unser Geil auf der Jagd versuchen. Nach Verlauf einer Stunde kehrten meine Begleiter mit vier Hasen zurück, die abgezogen 48 Pfund wogen; zwei wurden aufbewahrt und zwei vertilgt.

Vor dem Aufdämmern des Tages-Zwiellichtes wuchs der Wind zum Sturm an. Der nördliche Himmel, allnächtlich düster, war jetzt pechschwarz. Der Sturm fuhr mit einem Geheul daher, das uns die verzweifelten Rufe der sterbenden Forscher vernehmen ließ, deren gebleichte Gebeine verstreut an dieser Küste ruhten. Die düsteren Umrisse der Küste blieben noch eine Zeitlang sichtbar; aber bald verdichtete sich die Luft und kam mit Schnee daher, der sich in riesigen Massen emportürmte.

Die Eskimos nahmen einige ihrer bevorzugten Hunde und



Rudolph Franke in arktischer Kleidung



Aufbruch zur Verproviantierung /
Rast- und Atempause /
Polwärts

suchten Schutz an der Leeseite des Zeltes, wo das Gestöber ihre Umhüllungen mit Schnee bedeckte. Über ihren Gesichtern ließen sie Atmungslöcher offen. In Schneedriften begraben, waren sie 28 Stunden lang eingeschlossen, doch der Zeltschlitten schützte Kulutingwah und mich. Als die Gewalt des Sturmes nachließ, fingen wir an, unseren Weg auszugraben. Zu diesem Zwecke scharften wir Menschen und Gunde aus wie bei der Kartoffellese auf dem Acker. Die Meute wurde an Eishügeln lang angeleint; der Schnee hatte sich mit einer harten Kruste bedeckt. Doch der Rand des Eises war eine hoffnungslose Kette von Schneehügeln, über die weiterzureisen unmöglich war.

Die Arbeit, unsere Gunde und Schlitten vom Eise zu befreien, ließ auf unseren Gesichtern Schweiß ausbrechen, dessen herunterrollende Tropfen in Eislinien auf unseren Pelzen gefroren. Wir litten hierunter nicht so wie infolge des Sturmes, und obwohl hungrig wie die Wölfe, war die Zeit zu kostbar, um zu einer vollen Mahlzeit anzuhalten.

Wir drangen nun aus der Bucht auf das See-Eis vor. An dieser Stelle witterten die Gunde einen Bären und kreuzten bald seine Spur. Ausgeruht und hungrig, waren sie gerade zu einer wilden Jagd aufgelegt; ihre scharfen Nasen fuhren eifrig in die großen Tazgenabdrücke des Bären, und ihre kleinen Ohren zitterten, während sie heulend in wilder Hast vorwärtsrannten.

Weder unser Rufen noch die Peitschen machten Eindruck auf ihre ungezügelte Eile. Wir passierten Schneehügel und Grate und wirbelten über Eispalten, uns fest an die Schlitten klammernd, bald wurden wir von einer Seite zur anderen geschleudert und schleiften widerstandslos neben den Schlitten. Wieder auf den Beinen, klammerten wir uns mit verzweifelmtem Entschluß an die hinteren Schlittengestelle.

Wie wir mit genauer Not gebrochenen Gliedern und der Zer störung unserer Schlitten entgingen, ist mir ein Rätsel. Nach einstündiger Fahrt gewahrten wir den Bären. Das Tier hatte uns offenbar bemerkt, denn es galoppierte nordwestlich dem offenen Wasser zu. Wir schnitten von jedem Gespann die flinksten Gunde

los, die, befreit, wie Rennpferde über den Schnee rasten. Doch der Bär hatte einen Vorsprung, und als der vorderste Hund sich an ihn drängte, stürzte er sich in das dunkle Wasser. Wir gingen weiter vor und warteten, daß er wieder zum Vorschein käme, doch Meister Petz war vernünftig genug, erst am gegenüberliegenden Ufer aufzutauchen, wo er das eisige Wasser heftig abschüttelte und sich dann nieder setzte, als wolle er uns auslachen.

Ich wußte, daß es für Hund und Menschen verhängnisvoll war, ins Wasser zu springen und ebenso für ein Boot, da sich bei der starken Kälte so rasch Eis um dieses bilden würde, daß es nicht vorwärts käme. Die Hunde setzten sich und heulten einen Chorgesang trüber Enttäuschung. Meilenweit im Umkreis suchten die Leute vergeblich nach einem Übergang. Überlistet wandten wir uns zurück, um unsere Reise nordwärts fortzusetzen.

Die Advent-Bai und ihre Inseln waren in Sicht, und wir beabsichtigten, zwischen diesen unser Hauptlager aufzuschlagen. Das Licht verblaßte schnell, und ein eisiger Wind wehte von dem Humboldtgletscher, der zu dieser Zeit durch ein helleres Dunkel des Himmels begrenzt war. Viele auf Grund geratene Eisberge befanden sich ringsumher, und das See-Eis war vielfach geborsten, doch erwiesen sich die Erhebungen und der Schnee nicht so beschwerlich wie weiter südwärts.

Zwei Raben folgten uns, und ihr Gefrächz echote von Fels zu Fels. Die Eskimos schlossen aus dieser Anwesenheit auf die Nähe eines Bären, doch sahen wir keine Spuren.

Das Krächzen der Raben erregte die Hunde, wie etwaige Bärenspuren, und wir gelangten schnell nach Brooks Eiland. Dieses lag noch höher, mit einem Plateau und schroffen Klippen, und die nahe Bonsallinsel war von wandernden Gletschern umgeben. Dazwischen fanden wir einen vor dem Winde einigermaßen geschützten Lagerplatz.

Während wir unsere Ration von Maismehl und Speck verteilten, erhob sich ein lautes Hundegeheul. Ich vermutete, die Tiere begrüßten den aufsteigenden Mond, wie es ihre Gewohnheit, aber das Geheul nahm immer mehr zu. Wir forschten nach,

fahen aber nichts, denn es war so finster, daß ich die Zunde auf zehn Schritt Entfernung nicht erkennen konnte, und der eisige Wind erschwerte das Atmen.

„Nan nuk“ (Bär), sagten die Eskimos mit gedämpfter Stimme. Ich sah mich nach einer gesicherten Stellung um; aber die dichte Finsternis machte dies aussichtslos, und so nahmen wir Stellung hinter dem Zelt, die Büchsen in der Hand. Der Bär, neugierig veranlagt, kam bedächtig auf uns zu. „Taoku! taoku! iglu dia uahtonie!“ (Seht, seht, jenseits des Eisbergs!) riefen die Eskimos, doch weder der Eisberg noch der Bär waren zu sehen. Nach einer kalten, aber aufregenden Wartezeit wandte sich der Bär und verbarg sich hinter einem anderen Eisberg. Wir trennten einige der besten Bärenhunde voneinander, die, nachdem sie losgelassen, ruhig in der Dunkelheit verschwanden. Die anderen Zunde wurden an die Schlitten gebunden, und wir gingen weiter vor.

Ich saß auf Totios Schlitten, weil er die größte Bespannung hatte, und wir sprangen über Eisrisse hinweg, gelegentlich auch in offenes Wasser geratend. Die Spur des Bären zog sich hohe Berge hinan, die in der Dunkelheit wie nebelhafte Schatten ausfahen. Die Zunde folgten von selbst der unsichtbaren Fährte.

Bald begannen die Wolfshunde an der Spitze ihr Kampfgeheul. Wir verließen die Spur und folgten der Luftlinie nach in das geheimnisvolle Dunkel, woher das Lärmen kam. Totio nahm die Führung. Als wir uns dem Lärm näherten, wurden alle seine Schlittenhunde, mit Ausnahme von zweien, losgeschnitten, der Schlitten umgekehrt und ich unter ihn. Als Kulutingwah vorbeikam, befreite er alle seine Zunde, und ich gab ihm meine neue Winchesterflinte.

Zunter Totio hereilend, hatte er nur wenige Schritte vorwärts getan, als jener feuerte; als aber Kulutingwah bemerkte, daß der Bär sich aufrichten wollte, schoß er mit der neuen flinte.

Ein Feuerstrahl erhellte die Dunkelheit. Kulutingwah eilte zu mir und bat um die Taschenlaterne. Das rauchlose Pulver hatte das neue Gewehr gesprengt, und Totio hatte keine Patronen

mehr. Der Bär jedoch war still, und wir rückten, die Lanzen in der Hand, vor.

Die Hunde sprangen wild um den Bären herum, doch gelang es diesem, seine Tatzen mit genügender Kraft auszurecken, um sich die Fänge der Hunde vom Leibe zu halten. Jetzt kamen die anderen Eskimos und, ihnen voranrasend, die Hunde. Totio stürzte vorwärts und bohrte die Lanze in die Schulter des Bären. Das Tier war fein. Hierdurch gewann er nicht nur den Preis des Unternehmens, sondern durch Hinzufügen des Bären in seine Wildliste vervollständigte er seine Fertigkeiten so weit, daß er sämtliche Vorrechte des reifen Mannes beanspruchen konnte.

Unter anderem gab ihm dies die Berechtigung, zu heiraten. Er hatte sich bereits eine Braut von zwölf Jahren gesichert, aber ohne diese Erlegung des Bären wäre die Partie nicht zustande gekommen. Er tanzte mit der phantastischen Freude eines jungen Liebhabers umher. Wir trieben die Hunde mit Peitschen von dem Opfer fort, fielen darüber her, häuteten es ab und richteten das Fleisch zu. Jeder Hund bekam einen guten Bissen, und der Rest wurde auf Schlitten gepackt. Bald waren wir im Lager und warteten auf die mit dem Bärenfleisch beladenen Gefährte.

Am folgenden Tage brachen wir zur Karibujagd auf. Der Himmel war wundervoll klar und der schneidende Wind vorüber, als wir das Eis verließen. Die Gesellschaft zerstreute sich in die verwitterten Berge des Gletschers, und Kulutingwah begleitete mich. Wir beabsichtigten, zu einem kleinen Tafelland emporzusteigen, von dem ich die Umgebung übersehen konnte.

Wir waren kaum eine Viertelmeile landeinwärts gegangen, als wir zahlreiche frische Karibuspuren gewahrten. Ihnen folgend, gingen wir einen steilen Abhang entlang nach dem Plateau, in einer Höhe von mindestens 300 m über uns. Wir blickten vorsichtig über den Kamm. Unter uns standen zwei Rentiere, die unter dem Schnee nach Nahrung scharren. Das Licht war günstig, und sie standen in Schußlinie. Doch der Eskimo schleicht sich sehr nahe an das Wild, ehe er einen Schuß riskiert, und so erreichten wir, uns unter dem Kamm einer Klippe und einem

schneebedeckten Berggrat durchwindend, ihren Stand und gaben Feuer.

Die Tiere fielen; sie waren beinahe weiß, jung und hatten ein langes Fell und starke Haut, die wir zu Schlaffsäcken sehr notwendig brauchten. Die Eskimos häuteten mit Taschenmessern die Tiere ab und teilten das Fleisch in drei Päckchen, während ich mich in der Umgegend umschaute.

Die Vorderseite des Humboldtgleiters, der sich etwa 100 km nach Norden erstreckt, war zum Teil mit ihren dunkelblauen Klippen deutlich sichtbar. Das innere Eis verlief in Wellen, wie eine stürmische See, vollständig frei von Schnee, aber mit vielen Rissen. Ein eigenartiges rotblaues Licht lag darüber und spiegelte sich am Himmel wider wie in einer Wasserfläche. Der Schnee des See-Eises unten war von zartem Lila; sonst war Himmel und Land mit dem meist herrschenden Purpur des arktischen Zwiellichts überzogen.

Dieser größte Gletscher des arktischen Amerika hatte sich einst weit mehr nach Süden erstreckt. Alle Inseln, Brooks Eiland eingeschlossen, hatten damals unter seinem zermalmenden Einfluß gestanden. Er lag da wie ein Gemälde, eine herrliche Farbenstudie in Purpur und Blau, aber die Temperatur war zu niedrig und das Licht zu spärlich, um eine weitere Erforschung vorzunehmen.

Die Eskimos machten für mich ein außerordentlich leichtes Pack zurecht, das bequem auf meinen Rücken gelegt wurde. Die Eingeborenen nahmen ihre mächtigen Ballen über, und wir brachen zusammen nach dem Lager auf. Bei jeder Kiste schnitten wir uns Stücke Kaributalg ab, und ich war überrascht, daß ich an dieser neuen Delikatesse Geschmack fand. Im Lager fanden wir die Eskimos sämtlich guter Dinge, uns neben Haufen von Fleisch und Fellen erwartend. Alle hatten ein oder zwei Tiere in der näheren Umgebung erbeutet. Bei einer weiteren Suche hatten sie keine Spuren gefunden, weshalb wir beschlossen, am nächsten Morgen zurückzukehren, in der Hoffnung, unterwegs Bären anzutreffen.

Mit Renntierfleisch ordentlich vollgestopft und von der langen Reise ermüdet, schliefen wir bis in den Tag hinein. Dann nahmen

wir jeder eine Tasse Tee und packten und verluden das Fleisch. Die Hunde liefen, die schweren Lasten ziehend, munter vorwärts, während die Röte des Zwiellichts bereits mit weißlichem Glanz den Himmel überzog. Gegen den südöstlichen rosig glühenden Horizont wurden die violetten Wände des großen Humboldtgleiters sichtbar, während auf der See rote und lila Schatten lagen, je nach der Richtung des Lichtes, das durch die Schluchten der Abhänge fiel.

Die Hunde nahmen eine lebhaftere Gangart an, weil sie Walrosse witterten. Nicht ein Lüftchen regte sich; die Temperatur war -42° . Gewillt, Annoatok in zwei Marschen zu erreichen, liefen wir hinter den Schlitten her, um die Kräfte der Hunde soviel wie möglich zu schonen. Die Kälte zwang uns zu kräftiger Bewegung. Da wir aber durch die Pelze sehr behindert waren, setzten wir uns öfters auf die Schlitten, um den Qualen der Ausdünstung zu entgehen. Die Quelle des Lichts zog sich langsam längs der schattenden Berge unten an der gefrorenen See entlang. Unser Weg glühte, wie elektrisch, in vielfachem Farbenglanz.

Nach und nach nahm der rosige Himmel eine mattgoldige Färbung an, und die violett geränderten Wolken gingen in Purpur über. Der goldige Schein verdunkelte sich, und das Purpurlicht wurde stärker. Bald beleuchteten andere himmlische Lichter den wechselnden Glanz der Schneefelder. Am Simmelsdom strahlten die Sterne in hellem Glanz, jeder im Kleinen mit der Sonne wetteifernd. In dieser neuen Beleuchtung verlor der Schein des Zwiellichts Glanz und Farbe. Ein kalter, elektrisch weißschimmernder Ton überzog den frostigen Himmel.

Ich schritt vorwärts in dieses weißflammende Licht, dessen Schönheit mich erfüllte. Mir war, als wandelte ich in einer Welt wärmelosen Feuers, in einem halb übernatürlichen Reiche, in dem die Götter der alten Völker herrschten. Mir war wie einem alten Norfen zumute, über den die Herrlichkeit Walhalls hereinbricht. Lange fühlte ich nicht die Müdigkeit, die mich überschlich; endlich aber sank ich, überwältigt von dem langen, anstrengenden Marsche auf meinen Schlitten. Vorauf sah ich die singenden Eskimos, deren Gestalten in dem magischen Lichte weit größer erschienen.

Allmählich zeigte sich eine leichte Veränderung am Horizont. Schweigend betrachtete ich die eindrucksvollen, wechselnden Bilder und Lichteffekte, als wäre dies alles eine ehrfurchtheischende, von Gott für ein menschliches Heldenstück hergerichtete Bühne.

Neu und warm, in schimmernden Farbenschleiern hob sich, von vier strahlenden Trabanten begleitet, das goldene Antlitz des Mondes majestätisch über die funkelnden Zinnen des Grönlandgletschers empor. Darunter woben die Planetreflexe regenbogenartige Kurven, gleich rubinroten Halsbändern, um seinen unsichtbaren Hals. Als der Mond in einer Spirale emporstieg, verblaßten die rosigen Farben, und das weiße Licht dämpfte die Sterne zu gelbglänzendem Glanz.

Wir setzten unsere Reise fort, die Eskimos singend, die Hunde unter gelegentlichem Bellen. Stunden vergingen. Dann wurden wir alle still. Die letzte, erhabenste Herrlichkeit des Nordens flammte über die Erde und die gefrorene See. Die Finger der göttlichen Morgenröte¹, jene unsichtbaren, geheimnisvollen Strahlen, die von ihrem zauberischen Thron herab auf die umnachtete Erde herablächeln, begannen emporzusteigen und den Himmel mit glitzernden, glühenden Silberstreifen zu überziehen. Mit langen Strähnen flüssiger Glut wob sie ein schimmerndes Panorama gleißender Schönheit über den Himmel. Feuergebilde, unbestimmbar und übermenschlich, nahmen Gestalt an und zerstoben wieder. Vom Horizont zum Zenit spielten milchfarbene Strahlen auf und nieder wie eine himmlische Zauberfontäne. — In der Herrlichkeit dieser „anderen“ Welt fühlte ich die Bedeutungslosigkeit des eigenen Ichs, das menschliche Nichts; und zugleich wurde mir doch, dringender als je zuvor, die umgestaltende Kraft des hohen Ideals, das ich mir selbst als Ziel gesetzt hatte, bewußt. Ich frohlockte in dem Gefühl einer unbezähmbaren Bestimmung, der Bestimmung

¹ Die Aurora, das Nordlicht, wird in der Arktis am besten in südlicheren Gegenden beobachtet. Das oben beschriebene Schauspiel war das großartigste auf dieser Reise beobachtete. Nicht mehr als drei oder vier andere wurden während des folgenden Jahres vermerkt, aber bei früheren Reisen lernte ich einige an Farbe und Größe überaus prächtige kennen.

unseres irdischen Daseins, große Dinge zu unternehmen, dieses menschlichen Tatendranges, der in aller Geschichte sich in hervorragenden Taten äußert, jener Weltfertigkeit, die den Menschen über sich und seinesgleichen hinaushebt. — Gedankenvoll schritt ich weiter; das Nordlicht schwand, aber seine Blut brannte weiter in meiner Seele!

Am 1. November spät kamen wir im Lager an.

Bei Mondlicht auf der Walroßspur

Hunderte Kilometer durch Nacht und Sturm

Die ersten Novembertage wurden rings um Annoatok der gewohnten Arbeit gewidmet. Das Fleisch wurde von Franke hergerichtet, in Streifen getrocknet und zu der Ausrüstung eine ganze Schar Leute eingestellt. Die Frauen fertigten Kleider und Pelze an, und eine Jagdpartie wurde organisiert, um südwärts zu gehen und einen weiteren Vorrat an Fleisch, Fellen und Häuten beizutreiben. Zu diesem Zwecke planten wir, den Novembermond auszunutzen. So waren wir in der ersten Woche dieses Monats bereit zu einem 800-km-Marsch nach den südlichen Siedlungen und den nächtlichen Jagdgründen der Walrosse.

Ein Peitschenknall durchschrillte laut die schneidend kalte Luft. Das rauhe unheimliche Sengergeheul der Wolfshunde antwortete: „Ah-u-u, ahuu, ahuu!“, weit über das Eis schallend; „Huk-huk!“ riefen die Eskimos. Da gab's ein plötzliches Anziehen der Stränge an unseren sieben Schlitten, fünfzig geschmeidige, kräftige Leiber zogen an, und uns an dem Oberstücken, der rückseitigen erhöhten Umfassung der Eskimoschlitten, festhaltend, war ich mit meinen sechs Gefährten auf und davon. In wenigen Augenblicken lagen die Iglus der Siedlung mit ihren, anstatt aus Glas, von Tierhäuten hergestellten lichtschimmernden Fenstern hinter uns. Die Abschiedsrufe der zurückbleibenden Eskimos vertönten bald im Knirschen unserer Schlitten auf dem holperigen Eise und dem freudigen, lauten Gebell der anziehenden und rastlos vorwärtszerrenden Hundegespanne.

Südlich von uns überzog ein dunstiger, orangener Schein den düster gefärbten Himmel. Die Sonne, die wir einen ganzen Monat hindurch nicht mehr gesehen hatten und die jetzt, spät im November, weit unter dem Horizont stand, sandte uns den trüben Schimmer ihres weit entfernten Lächelns. Nach ihrem Untergange hatte sie,

gegen Mittag jedes Tages, den Himmel schwach erglühen lassen, und dieser Schimmer nahm ab, bis er im Glanze des Mittags-Mondes verlosch. Der Mond, der wie eine Lampe aus perl-schimmerndem Eisglas für zehn Tage von vierundzwanzig Stunden allmonatlich am Horizont emporstieg, zog über uns seine Bahn, bald hinter eisbedeckten Bergen versteckt, bald gedämpft, hinter den Schleiern frostig gefärbter Wolken, immer aber die Nacht von ihrem Dunkel befreiend und uns, wenn der Wind nicht zu heftig war, die Tätigkeit im freien gestattend.

Das Seepferd oder Walroß, wie es die Isländer und Holländer nennen, ist ein wunderbares Geschöpf. Im Sommer hat es ein bequemes Dasein und verbringt seine Zeit fast beständig in sonnigem Einträumen, aber im Winter kann man sich schwer ein härteres Leben als das seine vorstellen. Es findet seine Nahrung an den seichten Stellen des Polarmeeres und sucht stets das offene Wasser oder die Spalten des schwimmenden Packeises auf, um Atem zu schöpfen. Nach einer Rast von wenigen Minuten an der sturmbewegten Oberfläche durchforscht es, ohne für Wochen wieder aufzutauchen, die doppel-nächtige Finsternis unbekannter Tiefen unter der gefrorenen See. Endlich, wenn es nicht mehr länger imstande ist, seine riesigen Schwimmsüße zu bewegen, steigt es aufs Eis oder sucht zu der erforderlichen Ruhe eisumschlossene Gewässer auf. Im Winter läßt ein Puff seines gewichtigen Hauptes das junge Eis an seinem Atemplatz sich nicht schließen; liegt das Tier auf dem Eise, so verhindert die Dicke seiner Haut, eine Speckschicht und ein selbsttätiges Zittern sein Blut am Gefrieren. Dann ist für den Menschen Gelegenheit, sich Fleisch und Brennstoff zu besorgen, aber die Suche ist eine Aufgabe, der ein Bleichgesicht ohne Führer nicht gewachsen ist. Die nächtliche Jagd auf das Walroß ist der Sport der Eskimos, aber er ist nichtsdestoweniger ein Sport fesselndster und aufregendster Art.

Um nicht gezwungen zu sein, meinen mit beschränkter Ausrüstung unternommenen Vorstoß zu stören, trafen wir jetzt Vorkehrungen zu einem solchen Abenteuer im Mondlicht. Bisher war die Beständigkeit des Wetters und der Zusammenhang der Eismassen

nicht genügend gewesen. Mein Herz frohlockte, als ich die Peitschen durch die helle Luft knallen hörte und den Boden unter meinen Füßen flüchtig knirschen fühlte, während ich hinter den eilenden Gespannen herlief. Jagdieber pulste durch meine Adern; seine wahre Gefahr erfüllte mich mit einem unbeschreiblichen Erschauern, denn der Erfolg bedeutete jetzt mehr, als vielleicht je die Jagd für einen Menschen bedeutet hat.

Kurz nachdem wir aufgebrochen waren, senkte sich die Dunkelheit herab. Der Mond zog langsam hinter einer undurchdringlichen düsteren Wolkenwand; das orangene Glühen der Sonne verblich, und wir waren ringsum von einer fast greifbaren Finsternis umgeben.

Wenn ich mir jetzt jenes unsinnige Vordringen ins Gedächtnis zurückrufe, wundere ich mich, daß unsere Schlitten nicht zerschellten, daß wir nicht die Glieder brachen und unsere Köpfe nicht zerschmettert wurden. Wir durchrasselten und übersprangen in wahnsinnigem Tempo das geborstene, holperige Packeis von Annoatok bis Kap Alexander in einer Entfernung von 50 km mit der Schnelligkeit des Rabenfluges, aber mehr als 65 km folgten wir Schlittenspuren. Hier wurde das Eis dünn, und wir fühlten die kalten Nebel aus dem offenen Wasser aufsteigen; und dann und wann, wenn die Finsternis gelegentlich nachließ, konnten wir riesige Flächen oder heimliche Ausläufer der offenen See vor uns unterscheiden.

Um die südlichen Gewässer, wo Walrosse zu finden waren, zu erreichen, mußten wir nun einen Überlandweg suchen, der uns über die vereisten Grönlandberge und durch finstere Wolken führen sollte, eine Route von sich schlängelnden Umwegen über geborstene Gletscher, aufgetürmte Hindernisse von Felsen und Eis, durchbraust von furchtbaren Stürmen, ohne Wegspur, die sich vor uns an hundertundzwanzig qualvolle Kilometer hinstreckte.

An der Grenze des überschreitbaren See-Eises angelangt, hielten wir nun vor den steilen Klippen vergletscherten Landeises, die wir erklimmen mußten. Man stelle sich einen Riesengletscher vor, der, steil wie eine Zyklopenmauer, Tausende von Fuß hoch über uns

emporragt und gleichsam in Windungen sein glasig-düsteres Antlitz, wenn man diese Oberfläche so nennen kann, emporreckt. Dieses wird gebildet durch das Auftürmen einer Gletscherformation über die andere, die sich die Täler hinabziehen wie ein gewundener, sich schlängelnder Weg von zackigen Eisablagerungen, von Erdreich und Steinen, der hier und dort gehemmt ist von offenbar unpassebaren Hindernissen, dann wieder an unersteigbaren Klippen anhält und oft nicht breiter als wenige Ellen ist. Man stelle sich vor, wie wir plötzlich anhielten und den gefährvollen Anstieg bemerkten, den einzigen für uns offenen Weg, der im blaffen Schein des vorüberziehenden Mondes sichtbar wurde. Verzweiflung, Furcht und Hoffnung durchwühlten unsere Herzen. Zerrissene Wolken, die der heftige Wind über den Himmel jagte, glitten an der Mondscheibe vorüber, riesenhafte, wunderbar bewegte Schattengebilde auf die Fläche des Gletschereises vor uns werfend. Einige dieser Nebelgestalten schienen zu drohen, andere ihre von Fetzen umflatterten Arme auszurecken und vorwärtszuwinken. Oben auf der turmhohen senkrechten Eiswand ragten mächtige Eishügel empor, gleich den Knorrigen, schwarzen Ästen eines riesigen Baumes.

Ich vergegenwärtigte mir, daß der furchtbare Aufstieg gemacht werden mußte. Das Ziel meines Strebens nahm auf einmal der Kletterei ihre Schrecken. Ich schwang meine Peitsche, und sechs andere knallten durch die Luft. Kulutingwah rief: „Kah-Kah!“ (Komm, Komm!), Sotia jedoch „Jodaria-Jodaria!“ (Unmöglich, unmöglich!). Die Sunde stießen ein schrilles Geheul aus. Das hintere Schlittengestell haltend, halfen wir die Gefährte vorwärts schieben.

Vor uns kletterten die fünfzig Sunde wie Katzen durch die engen Eispalten oder nahmen lange Sätze über die Eisacken, die unseren Weg versperrten. Wir strauchelten hinterher und fielen manchmal nieder, dann mußten wir wieder die Schlitten hinter den Sunden anheben.

Von der Höhe des Gletschers segte ein rasender Wind. Wir fühlten den dampfenden Atem der schwer arbeitenden Sunde in unseren Gesichtern. Mein Herz pochte angstvoll. Hin und wieder

verschwand der Mond; wir aber folgten dem untrüglichen Instinkt der Tiere. Ich vergegenwärtigte mir, daß ich durch einen Fehltritt einen schrecklichen Tod in den Eisschlünden da unten finden würde. Unter dem Freudengeheul der Treiber sprangen die Hunde endlich auf die kahle Oberfläche des sturumtobten Gletschers. Wir folgten keuchend, voll unbeschreiblicher Erleichterung. Doch der schlimmste Teil der Reise lag noch vor uns. Die dunklen Wolken, dem Vorhang einer Riesenbühne gleichend, schienen plötzlich wie von unsichtbarer Hand beiseitegezogen.

Die vollen Strahlen des Mondes ergossen sich wie flüssiges Silber über die unbegrenzte Eisfläche, die sich wie Abhänge eines gläsernen Berges vor uns ausbreitete. Nur im Traum hatte ich solche Landschaften wie diese gesehen, im Traum von dem berückend schönen Norden, und jetzt glichen sie nicht der Wirklichkeit. Der Anblick erfüllte mich mit ehrfürchtigem Entzücken, aber auch mit dem Gefühl des Schreckens.

Jenseits der fächerartigen Hundebespannung schweifte der Blick über nächtlich schwarzblaue Flächen mit tiefen, grundlos klaffenden Klüften, die sich gleich dunklen Schlangen nach allen Richtungen hinzogen. Ungeheure ebene Weiten, von beständigen Winden wie poliert, spiegelten das Licht des Mondes wider und erstrahlten wie silberne Inseln in einer bewegungslosen, tiefen, saphirenen See; aber alles lag da im Schleier der Nacht. Im Mondlicht schienen die zerklüfteten Umrisse des geborstenen Eises von goldigem Gleißen umwoben. Eine beständige Lichtwirkung spielte, wie rollendes Quecksilber, um uns, während der Mond am Himmel dahinzog. Über uns verloren sich die Eisgipfel in den Wolken, wie ungeheure wellige Massen vom Winde unruhig hin und her gepeitscht, wie die schweren, schwarzen Flechten eines Titanenweibes. Ich erschauerte vor der Schönheit des zauberhaften Schauspiels und fühlte doch, wie Schrecken mein Herz erfaßte, wenn ich den gefährlichen Weg überschaute.

Ich wurde durch das bekannte „Huk-huk! Ah-gah! Ah-gah!“ der Eskimos aus meiner kurzen Träumerei aufgeschreckt, und wir liefen, uns mit den Händen auf den Schlitten stützend, vorwärts

auf die See mit ihrem blendenden Silberglanz. Ich schien durch eine Welt zu eilen, wie sie der Norse in der Saga besingt.

Plötzlich, als wäre es verlöscht, verschwand das Mondlicht. riesenhafte Schatten spielten über das Eis vor uns, schwenkten wild ihre Arme und verschwanden in die schwarze Finsternis, die herabsank. Ich hatte die sagenhaften Geschichten der Wanderungen im Reiche der Toten gelesen, aber erst jetzt bekam ich eine schwache Ahnung von dem Grausen jener verlorenen Seelen, wenn sie in tiefer Finsternis voll unsichtbarer Schrecken dahinziehen.

Wir rasten in der Dunkelheit über das Eis, das von unzähligen Spalten und halsbrecherischen Unebenheiten unterbrochen war. Der Wind fuhr klagend über uns herab von den wolkenumzogenen Höhen und raste mit hungrigem Zeulen durch die bodenlosen Schlünde zu unseren Seiten. Schweißtropfen rannen über mein Gesicht und erstarrten auf Kinn und Pelz zu Eiszapfen. Die Temperatur betrug — 45° C.

Zuweilen hielten wir einen Augenblick, um Atem zu schöpfen. Ich konnte das Keuchen meiner Gefährten und das Arbeiten der Sunde hören. Wenige Sekunden der Untätigkeit verursachten sofort Schüttelfrost; die Qual beim Anhalten war größer als bei der Kletterei. In der Dunkelheit klangen die Rufe der Eskimos zum Antreiben der Sunde wie seltsame Geisterstimmen. Jeden Augenblick fühlte ich die drohende Gefahr eines schrecklichen Todes; doch die Sunde, die sich mit ihrem wunderbaren Instinkt bald diesen, bald jenen Weg hindurchzwängten und bisweilen zurückliefen, witterten die offenen Wasserläufe vor uns und eilten sicher vorwärts.

Bisweilen fühlte ich die gähnende Tiefe der Eisschluchten unmittelbar zur Seite, so daß ein Fehltritt mich in die Tiefe geschleudert hätte. Voller Verzweiflung hielt ich mich an den Schlitten geklammert und wurde weitergezogen. Solche Erlebnisse könnten selbst das Haar eines erfahrenen Alpinisten in einer Nacht weiß färben. Doch ich hatte keine Zeit, um ganz die Gefahr zu ermessen, und legte eine weit verhängnisvollere Strecke zurück,

wie dies später die eigentliche Reise auf dem See-Eis nach dem Pol erwies.

Zeitweise brach der Mond aus den Wolken hervor und erhellte die Dunkelheit. In seinem Licht huschten die Eisfelder wirbelnd an uns vorüber, etwa wie man eine Landschaft aus den Fenstern eines Eisenbahnzuges sieht; die weitfließenden Wasserrinnen wanden sich wie Schnecken, und die Spitzen der Berge starrten wie silberne Speere. Abwechselnd laufend und aufsitzend, schützten wir uns vor Frieren und Schwitzen. Endlich erreichten wir eine zweitausend Fuß betragende Höhe des Inlandeises. Silberner Nebel wogte zu unseren Füßen, und wir wanderten jetzt in einer Wolkenwelt.

20 km legten wir mit rasender Geschwindigkeit zurück; ich konnte nur undeutlich die Formen meiner Begleiter wegen der vom Monde durchleuchteten Wolken, die über uns hinzogen, erkennen. Auch die Zunde vor uns waren in silbrige, wogende Nebel gehüllt; das Eis schwand unter mir, und ich glaubte, nicht mehr auf der Erde zu fußen, sondern in den Raum erhoben zu sein.

Wir begannen den Abstieg. Plötzlich stürzten die Zunde in weiten Sprüngen vorwärts, als wollten sie in die Luft fliegen, und unsere Schlitten wurden mit einem Ruck in eisige Schneewolken geschleudert. Wir stemmten unsere Füße gegen Fahrt, um der wilden Galt Einhalt zu tun. Zu beiden Seiten sahen wir riesige Berge, die Tausende von Fuß sich über uns zu erheben schienen, aber vor uns gähnte nur eine ungeheure Leere. Die Schlitten schossen hinter den Zunden her, und wir strengten uns an, der tausenden Fahrt Einhalt zu tun. Durch die Schlaueit der Tiere und mit riesiger Kraftanstrengung erreichten wir in fliegender Fahrt über gefährliche Risse den Meerespiegel und, schnellfüßig wie Katzen, landeten wir in der Sonntagsbai.

Unter einer Kuppel von Eisblöcken wurde ein Bivak aufgeschlagen, und von der schweren Reise erschöpft, ergaben wir uns einem vierundzwanzigstündigen Schlafe.

Von jetzt ab wurde unsere Aufgabe für einige Zeit leichter, und wir setzten unseren Weg längs des Landes südwärts fort. Jede

Siedlung der Eingeborenen wurde besucht und der Klatsch der Saison ausgetauscht. Geschenke erwartete man in jeder Hütte, und im Austausch füllten Pelze und andere nützliche Dinge unsere Schlitten. So verging die Zeit während des schwachen Lichtes des Novembermonds in nutzbringenden Besuchen. Mit dem Dezembermond fahrten wir nordwärts nach Serwahdingwah zurück.

Dann begann wieder aufs neue der Kampf um die Walroß-Jagdgründe. Die Polardrift, die durch den Smithsund läuft, lief eine weite offene Wasserfläche, etwa 16 km südlich von Kap Alexander. Dieser weite Bezirk war das Ziel unserer Bestimmung. Er war gekennzeichnet durch eine düstere Wolke, einen „Wasserhimmel“, gegen den Glanz des südlichen Horizonts. Die Oberfläche des Eises war glatt, und wir stießen hier nicht auf die Mengen von Preßeis wie auf der nördlichen Route, doch waren hier Risse und Spalten häufig, die, obgleich mit jungem Eis bedeckt, uns erhebliche Sorge machten, denn ich mußte daran denken, daß wir, sobald ein Nordweststurm das Packeis in Bewegung brachte, durch die Drift hilflos vertreiben müßten.

Doch die dringende Notwendigkeit, unseren Hunden Futter zu beschaffen, ließ uns keine Wahl. Es war besser, dachte ich, jetzt dem Tode zu trotzen, als auf der Reise nach dem Pol mangels Vorräten zugrunde zu gehen. Wir waren noch nicht weit vorgedrungen, als die immer geschäftigen Hundenasen auf dem Eise Bärenspuren entdeckten und voller Kampfeslust über die Packeisfläche rasten. Da die Bären augenscheinlich die gleichen Jagdgründe angestrebt hatten, nahmen wir diesen Weg als den für uns geeigneten auf. Da die Fahrte auf Umwegen lief, wurden die größten Schwierigkeiten vermieden. Wir reisten bis spät in den Tag hinein. Der Mond stand tief, und die Nacht verdunkelte die Schneefelder.

Plötzlich hielten wir an. Aus einiger Entfernung scholl der leise Schrei der Walroßmännchen. Der basartige, näselnde Ton wurde von der niedrigen Temperatur gedämpft und erschütterte nicht das Trommelfell mit der Gewalt des Gebrülls im sonnigen Sommer. Meine sechs Gefährten jauchzten vor Freude und wurden vor Er-

regung nahezu hysterisch. Die Hunde heulten und sprangen, die Schlitten ruckend, auf, als sie die Walroßlaute hörten. Wir knallten mit unseren Peitschen, und sie antworteten allesamt aus vollen Kräften. Es war schwer, sich auf den Schlitten zu halten, als wir über die dunklen Schneefelder dahinsauften.

Die Eisflächen wurden bei unserem Vorrücken kleiner; dazwischen kam gefährliches dünnes Eis, aber die eulenartig scharfen Augen der Eskimos verstanden es immer, ein sicheres Eis zu finden. Das Schreien wuchs, je mehr wir uns näherten. Wir stiegen von dem schneebedeckten Eis auf dünnes, dunkles herab, und es kam mir vor, als ob wir über eine weite Fläche offenen Wassers dahinflögen. Auf unser leises Zeichen hielten die Hunde an; sie wurden von den Schlitten abgespannt und mit Hilfe unserer Messer auf dem Eise angepflockt.

Die Schlitten vor uns schiebend, auf denen die Sarpunen, Lanzen, Flinten und Messer lagen, ging jeder von uns in einiger Entfernung von seinem Nachbar vorwärts. Bald deuteten Nebelschwaden gefährliche Risse an, und das Eis wurde vorsichtig mit der Pike geprüft, bevor wir uns weiterwagten. Ich war dicht hinter Kulutingwahs Schlitten, und während dieser bis zum Rande des Wassers kroch, hörten wir ein Geräusch fauchenden Atmens so nahe, daß wir seinen kristallinen Strahl zu fühlen glaubten. Ich nahm seinen Platz ein und schob den Schlitten vorwärts.

Die Sarpune ergreifend, näherte sich Kulutingwah vorsichtigen Schrittes dem Rande des Wassers und wartete auf den nächsten Strahl. Wir hörten aus verschiedenen Richtungen andere Atemergüsse und sahen bei dem schwachen Mondlicht in dem dunklen Wasser weitere Spuren davon. Plötzlich erschreckte mich ein Wasserstrahl nahe dem Eise, auf dem Kulutingwah lag. Ich war drauf und dran zu rufen, aber der Eskimo wandte sich um, hielt seine Hand empor und flüsterte: „Quit-ou!“ (Warte!).

Dann legte er sich ganz langsam der Länge nach auf das Eis nieder und ahmte den Ruf der Walrosse nach. Seine Stimme schallte unheimlich durch die Nacht, während aus dem dunklen Wasser ein Walroß sein Haupt erhob. Ich sah seine langen, weißen,

elfenbeinartigen Stoßzähne und zwei phosphoreszierende Augen. Kulutingwah rührte sich nicht, ich aber zitterte vor Kälte und Ungeduld. Warum stieß er nicht zu?, schien doch die Beute in unseren Händen. Ich stieß einen Ruf ärgerlicher Enttäuschung aus, worauf der Kopf platschend verschwand und auf dem Wasser einen algelartigen Lichtstreifen zurückließ.

Einige Minuten lang stand ich und schaute seewärts. Weit draußen auf dem tiefdunklen Ozean sah ich zu meinem Erstaunen Lichter aufblinken wie entfernte Leuchtfeuer oder wie Positionslaternen vorübersegelnder Schiffe. Sie blitzten auf und verschwanden plötzlich, diese wundersamen Irrlichter des arktischen Meeres. Sogleich erkannte ich, daß die Lichter durch entfernte Eisberge verursacht wurden, die aufeinanderstießen. Auf den Bergen wie auf der Oberfläche der See leuchtete es wie von Myriaden Lebewesen, eine gleiche Erscheinung wie das phosphoreszierende Leuchten im Kielwasser eines Ozeandampfers. Der Eindruck war ein unsagbar zauberhafter!

Plötzlich sprang ich zurück, erschreckt durch ein Geräusch, das schaurig unter dem Eise, auf dem ich stand, widerhallte. Das Eis erzitterte wie von einem Erdbeben. Ich zog mich schnell zurück, aber Kulutingwah, der am Rande des Wassers lag, rührte sich nicht; ein Toter hätte nicht teilnahmsloser sein können. Während ich mich über die Ursache der Erschütterung wunderte, wurde das Eis, wenige Fuß von Kulutingwah entfernt, wie von einer unterseeischen Explosion auseinandergerissen. Kulutingwah sprang empor und stieg, anscheinend, nahe der breiten Fläche des erregten offenen Wassers herab. Ich sah ihn seinen Arm erheben und mit großer Geschicklichkeit seine Sarpune schleudern; im gleichen Augenblick hatte ich die weißen Stoßzähne und die glühenden Augen eines Walrosses gesehen, die auf einen Moment über dem dunklen Wasser erschienen und dann verschwanden.

Die Sarpune hatte getroffen, und die Leine rollte ab. Eine spitze Lanze wurde durch die Schlinge am Ende der Leine ins Eis getrieben und diese so befestigt. Wir wußten, daß das verwundete Tier heraufkommen würde, um Luft zu holen. Mit Flinte und

Lanze bereit, warteten wir, um jedesmal, wenn ein Wasserstrahl aufstieg, tiefe Wunden in den festen Hautpanzer zu schlagen, bis die Lebenskraft des Tieres getroffen war. Die Leine anfassend, konnte ich den Kampf des rasenden Tieres unten in den Tiefen der See verspüren. Dann wurde die Leine lockerer, ein Gischstrahl stieg vom Wasser auf, und Kulutingwah schleuderte seinen Speer, während ich schoß. Die Luft war von dem furchtbaren Gebrüll des Tieres erfüllt, dann aber kam eine Pause des Schweigens.

Gegen zwei Stunden dauerte der Kampf; dann wurde die Leine schlapp, und Kulutingwah rief die andern, mit denen zusammen wir den riesigen, von Blut dampfenden Tierleib auf die Oberfläche des Eises zogen. Als die Gunde das Blut witterten, heulten sie vor Freude.

Die Eskimos fielen über das erbeutete Walroß her und hatten bald, kunstgeübt, mit ihren scharfen Messern das dicke Fleisch und den Speck von den Rippen gelöst und auf einen Schlitten verpackt. Nach dieser schleunigen Arbeit verteilten sich die Eskimos vereinzelt längs der Eiskante und warfen Sarpunen, wo sich irgend Wasserspritzer zeigten. Wir waren vom Jagdglück ungemein begünstigt. Ein Walroß nach dem andern wurde unter Mühen auf das Eis gezogen, und im Laufe einiger Stunden waren unsere sieben Schlitten schwer mit wertvollen Vorräten beladen, die mich in den Stand setzten, nach dem Pol vorzurücken. Wir gaben den Gunden einen kleinen Fraß und brachen landeinwärts auf, große Haufen Walroßfleisches auf dem Eise zurücklassend.

Ogleich wir beim Erreichen des Landes sehr ermüdet waren, begannen wir uns doch mehrere Schneehäuser zum Schlafen zu bauen. Nicht weit davon war eine Eskimosiedlung, und da wir darauf rechneten, daß die Eingeborenen uns helfen würden, die Jagdbeute heranzuschaffen, ergötzen wir uns zunächst an einem reichlichen Mahle von ungekochtem Fleisch, an dem sich auch die Gunde gierig beteiligten. Das Fleisch schmeckte wie Tran. Kaum hatten wir das Fleisch und den Speck eingebracht und zu späterem Gebrauch verstaubt, als von dem schlimmen, eisbedeckten Hochlande

plötzlich ein Wintersturm von furchtbarer, wachsender Stärke herabzufaufen begann.

Unaufhörliche Schneestürme peitschten das eisstarrende Land. Fürchterlich heulte der Sturm. Kaum drei Stunden nach unserer letzten Reise über das Eis hörten wir, schrecklicher als das Brausen des Windes, ein krachendes Geräusch, das den Sturm übertönte. Ich trotzte dem Sturmgetöse und trat aus dem Iglu heraus. Durch die Dunkelheit gewahrte ich, wie sich das weiße See-Eis wallartig emportürmte. Ich hörte das Rauschen mächtiger Ströme und das Krachen von seewärts wandernden Gletschern. Hätten wir nur einen Tag gezögert oder wären wir draußen auf der Walrossjagd gewesen, genau vierundzwanzig Stunden nach unserer glücklich verlaufenen Jagd, dann wären wir unfehlbar von der wütenden Bö erfaßt, in die Tiefe gerissen und elend umgekommen.

Während der Nacht, oder richtiger während der zur Ruhe bestimmten Stunden, dauerte dieses Getöse unaufhörlich an. Ich konnte nicht einschlafen. Ab und zu dröhnte das Krachen durch den Orkan. Ein Iglu der nahen Siedlung wurde in die See geschleudert. Viele Eingeborene, die während des Sturmes heimkehrten, hatten ihre Kleider zum Trocknen draußen aufgehängt und fanden sich, als sie aufstanden, durch den Sturm ihrer kostbaren Pelze beraubt.

Nach einiger Zeit, im Laufe der Nacht, hörte ich die Eskimos draußen entsetzt ausschreien. Sofort stand ich auf, kleidete mich an und enterte gegen den Sturm auf. Unweit stand eine Anzahl Eskimos, fünfzehn Schritte unterhalb, wo sich die Spritzwellen der aufgeregten See über das Landeis ergossen. Sie schienen mir Leinen in See zu werfen und laut einem Menschen zuzurufen, der verzweifelt mit dem sturmbewegten eisigen Wasser kämpfte.

Bald erfuhr ich das traurige Ereignis. Kyuna, ein alter, vorsichtiger Eskimo, war kurz vor dem Sturm aufgewacht, und nachdem er sich angekleidet, wagte er sich aus seinem Steinhaus hinaus, um einige Sachen, die er draußen gelassen hatte, in Sicherheit zu bringen. Wie wir später hörten, hatte er gerade seinen Schlitten

an einem Felsen befestigen wollen, als ein unwiderstehlicher Orkan seewärts tobte, den alten Mann emporhob und ins Meer schleuderte. Sein angstvoller Hilfschrei klang durch den Sturm und rief seine Gefährten herbei. Einige Leute, die an der Leine zogen, waren nur nordürstig mit einer Felldecke, die sie sich in der Hast übergeworfen, bekleidet, während Arme und Beine teilweise bloß blieben. Hin und wieder kam ein Windstoß, der uns Eisstücke und Schneeflocken ins Gesicht trieb, und nur mit Mühe vermochte man sich auf den Füßen zu halten. Unter uns leckte die See mit gierigen Brandungswellen nach Land.

Endlich wurde ein trauriger, eisumhüllter und wassertriefender Körper auf das Eis gezogen, der sich mit seinen mumienhaft starren Gliedern fest an die Leine geklammert hatte. Kyuna wurde bewusstlos in sein etwa 150 Schritt entferntes Haus getragen. Nachdem sie den Alten auf Pelze gebettet hatten, schnitten sie ihm, in der guten Absicht, ihn am Leben zu erhalten, seine Pelze vom Leibe. Die Pelze waren jedoch in der kurzen Zeit, wo er ins Wasser gespült war, durch den eisigen Wind steifgefroren und rissen nun bei deren Entfernung von seinem Leibe große Fetzen seiner Haut mit, und das rohe Fleisch kam hervor, wie bei Brandwunden. Drei Tage hindurch lag der alte Mann im Sterben und erduldeten Folterqualen. Er war das Opfer eines häufig vorkommenden Unglücksfalls geworden, der jeden Augenblick einen dieses spartanischen Volksstammes erreichen kann. Nie werde ich das herzzerreißende Stöhnen des Ärmsten vergessen, das den Sturm über-tönte. Jedenfalls wäre es barmherziger gewesen, ihn in der See zugrunde gehen zu lassen.

Kyunas Heimat lag einige sechzig Kilometer entfernt. Dorthin verlangte er sehnlich, um da zu sterben. Am vierten Tage nach dem Unfall wurde er auf eine Bahre gelegt, mit warmen Pelzen zugedeckt und über die weichen Schneefelder getragen. Niemals werde ich die feierliche Prozession dieses Begängnisses vergessen. Eine wohlthuende Ruhe lag über Land und See, während der gelbe Schein des Mondes einen kalten Glanz über das Eis breitete. Lange Schatten gingen, gleich gespenstigen Leidtragenden, dem Kleinen

Zuge vorauf. Dann und wann sah ich noch, wie sie in der Ferne wie dunkle Flecke auf dem blanken Eise verschwand, das wie der Spiegel eines silbernen Sees erglänzte. Immer leiser tönte das schwache Stöhnen des Sterbenden herüber, dann war alles still. Wieder bewunderte ich den Reiz dieses immer bezaubernd schönen Landes, wo alles über das Maß hinausging und der Tod so schrecklich sein konnte.

Mittnacht und Mittwinter

Die Ankunft des Eskimostorchs

Als ich den Vorstoß nach dem Pol plante, war ich mir der hohen Wichtigkeit der Schlitten voll bewußt. Diese mußten im höchsten Maße stählerne Widerstandskraft zugleich mit Leichtigkeit und Elastizität vereinen und aus kräftigstem Holze sein. Nach dem sorglichsten Studium aller Arten von Schlittenreisen, von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag, nach jahrelangem Schlittensfahren und Beobachten dieser Gefährte sowohl in Grönland wie in der Antarktis und Alaska, kam ich zu der Überzeugung, daß der Erfolg nicht nur von der Art der Schlitten abhängt, sondern daß es auch auf Schlitten mit besonderer Bezugnahme auf das jeweilige Terrain außerordentlich ankommt.

Alle Eingeborenen der Eiswüsten haben voneinander abweichende Arten, je nach den örtlichen Bedürfnissen, Reise- und Lagerschlitten. Alle Erfahrungen, die man seit altersher sammelte, sieht man in diesen Reiseschlitten verkörpert. Wären diese Wilden mit dem besten Material versehen, in dem sie die harten Aufgaben für ihr Leben lösen, so würden ihre Methoden wahrscheinlich nicht mehr zu verbessern sein. Aber weder die Indianer noch die Eskimos waren jemals im Besitz der nötigen Werkzeuge noch des Rohmaterials, um ihre erfinderischen Ideen bei Vollendung des Fabrikats ausführen zu können. Deshalb war ich bemüht, auf Grund der bisherigen Erfahrungen der Eingeborenen, von vornherein einen Schlitten zu bauen, der, unter Benutzung des besten Materials und der erworbenen Kenntnisse sowie aller Vorteile moderner Mechanik, das Menschenmögliche darstellte¹.

¹ Der sog. „Jesupschlitten“, den Peary auf seiner letzten Reise gebrauchte, ist eine Nachbildung des Eskimoschlittens, ein unbeholfenes, schwerfälliges Ding von über hundert Pfund Gewicht, das sich im Vergleich mit einem vollkommenen Nußbaumholz-Schlitten wie eine alte Kumpelkutsche zu einem

Die Mellintock-Schlitten, aus gebogenem Holz mit weiten Kufen, werden nahezu von allen Forschern seit 50 Jahren unter verschiedenen Namen und unter erheblichen Abänderungen benutzt. Noch immer ist dies der beste Schlittentyp für tiefen, weichen Schnee, für den er ureigentlich bestimmt war. Aber derartigen Schnee trifft man auf der Polareise nicht häufig an. Die Eingeborenen-Schlitten, die Peary nachahmte, entsprechen wohl ihren rein örtlichen Zwecken, auf Eisfeldern und am Lande hängendem Packeis, aber nicht als Schlitten für eine Fahrt nach dem höchsten Norden, weil sie allzu schwerfällig und leicht zerbrechlich sind und in einer Weise brechen, daß sie nicht leicht repariert werden können.

Für das arktische Packeis muß der Schlitten von nicht zu großer Länge und beträchtlicher Breite sein. Enge Kufen bieten weniger Reibung und im allgemeinen doch eine genügende Ladefläche. Weitere unbedingte Eigenschaften für ein rasches Vorwärtskommen und Dauerhaftigkeit sind leichtes Gewicht, Elastizität und Auswechselbarkeit aller Teile. Alle diese Bedingungen plante ich für ein Schlittenmuster, das die Dauerhaftigkeit der Eskimoschlitten mit der Leichtigkeit der Kufenschlitten Masikas vereinigen sollte.

Die Herstellung eines geeigneten Schlittens machte mir schwere Bedenken und Sorge. Bevor ich Newyork verlassen hatte, war ich vorsorglich genug gewesen, eine reichliche Auslese von bestem Sikkoryholz, in für den Schlittenbau annähernd geeigneter Form und Beschaffenheit, sowie die notwendigen Werkzeuge zu beschaffen. Jetzt, wo der lange Winter mit seinen düsteren Monaten

Schnellzug verhält. In diesem Jesupschlitten ist ein totes Gewicht von fünfzig Pfund nutzlosen Holzes. Dieses überflüssige Gewicht kann, in besser konstruierten Schlitten, für 50 Pfund Nahrungsmittel Verwendung finden, denn diese bedeuten den Unterhalt eines Mannes für die ganze Reise bis zum Pol. Peary behauptet zwar, daß der Pol ohne solche Lastschlitten nicht zu erreichen sei, aber Borup berichtet in seinem Buch, daß die meisten dieser Schlitten schon beim ersten Versuch zusammengebrochen wären.

Seitdem hängt der Erfolg des Forschers von seiner Fähigkeit ab, soviel Lebensmittel als möglich mitzunehmen, und er muß darauf bedacht sein, unnützes Gewicht zu vermeiden. Daher ist der handfeste Kufenschlitten hier ebenso wenig an seiner Stelle, wie ein kräftiges Holzrad an einem Automobil.

die Zeit des Draußenseins beschränkte, wurde unser Kistenhaus als Werkstatt eingerichtet. Acht bis zehn Leute waren täglich acht Stunden an den Werkbänken tätig, um die Kufen zu formen und zu biegen, die Verbände und Ständer anzupassen und zu befestigen und den Eisenbeschlag zu vernieten. Auf diese Weise wurden die einzelnen Schlittenteile gearbeitet, daß sie auch für alle übrigen Schlitten paßten. Wenn andere Teile etwa zerbrachen, konnten Einzelteile zur Reparatur verwendet werden.

Die allgemeine Konstruktion dieser Schlitten ist nach verschiedenen photographischen Aufnahmen leicht verständlich. Alle Verbindungsstücke wurden durch seehundslederne Bändsel elastisch gemacht. Die Schlitten waren zwölf Fuß lang und dreißig Zoll breit, während die Kufen einundeinachtel Zoll stark waren. Jeder Einzelteil und jeder fertige Schlitten wurde eingehend geprüft, bevor er endgültig für die weite Reise beladen wurde. Als Hundegeschirr wählte ich das der Grönland-Eskimos zum Modell. Doch ist es eine Gewohnheit der Hunde, daß, sobald ihre Rationen auf das Minimum beschränkt werden müssen, das Riemenzeug als Futter verschwindet. Um dem vorzubeugen, wurden die Schulterriemen aus übereinandergelegtem starkem Segelleinen verfertigt, während die Geschirrstränge aus einer hanfenen Logleine geschnitten wurden.

Ein Boot ist ein wichtiges Zubehör für jede Schlittenerpedition, die mit der Hoffnung rechnet, sehr weit von ihrer Operationsbasis vorzudringen; es ist ein Gebot der Notwendigkeit, gerade wenn man der Küste folgt, wie wir das bei dem Unglück Nylius Erichsens gesehen haben; denn hätte er ein Boot gehabt, wäre er zurückgekehrt und hätte über die dänische Expedition nach Ost-Grönland berichten können.

In der vorgeschrittenen Jahreszeit mit ihren wechselnden Witterungsverhältnissen ist ein Boot unerläßlich. Alles muß, für mehrere Monate, für den Bedarfsfall vorgesehen werden bis zu den letzten Etappen der Rückkehr. Da aber der Proviantvorrat immerhin ein begrenzter ist, ist jeder unnötige Aufenthalt verhängnisvoll, und sobald offenes Wasser das Vorwärtskommen behindert, ist

ein Boot Lebensbedingung und wird oft zum Lebensretter! Der Forschungsreisende, der dieser wichtigen Frage nur flüchtige Beachtung schenkt, ist sehr töricht.

Der Transport des Bootes bietet natürlich manche ernstesten Schwierigkeiten. Nansen führte den Kajak ein, und die meisten Reisenden sind seitdem seinem Beispiel gefolgt. Dieses Eskimokanu dient dem Zweck sehr gut, aber es für drei Monate ohne starke Beschädigung mitzuführen, erfordert eine so horrende Anstrengung, daß diese Aufgabe praktisch undurchführbar wird.

Zusammensetzbare Boote, Aluminiumboote, Flöße aus Fellen und andere Erfindungen mehr sind versucht worden, aber bei allen ist für eine Polreise der gleiche fatale Einwand hinsichtlich des Transports zu erheben. Es ist eigentümlich, daß das gewöhnliche zusammenlegbare Boot aus Segelleinen sich für diesen Zweck nicht geradezu aufgedrängt hat!

Wir fanden, daß ein derartiges Boot genau den Verhältnissen angepaßt sei, und wählten ein Eureka-Modell von zwölf Fuß Länge mit hölzernem Rahmen. Die Quer- und Langhölzer und die Bodenstücke wurden gleichzeitig als Schlittenteile benutzt, während die Leinenumhüllung als Teppich unter unseren Schlaffsäcken diente. So taten die Bootsteile für hundert Tage treffliche Dienste und kamen uns niemals nutzlos oder lästig vor. Schließlich wurde das Boot selbst aufgespannt und benutzt, wir schafften in ihm den Schlitten weiter, in ihm fuhren wir auf die Jagd, um Nahrung zu besorgen, und in oder unter ihm schliefen wir. Ohne dieses Boot wären wir nie und nimmer heimgekehrt.

Aber noch wichtiger als die Wahl des Schlittens oder irgend etwas sonst ist bei einer solchen Reise die Sorge für den Magen. Aus allen Berichten über arktische Reisen ist es unmöglich, die angemessene Ration zu erfahren, und ich beeile mich, hinzuzufügen, daß unsere eigenen Erfahrungen dies Problem für künftige Expeditionen auch nicht lösen. Die Magenfrage ist eben für jeden eine andere; sie wechselt bei jeder Expedition und bei jeder Nationalität. So kam es, daß De Gerlache in bester Absicht norwegische Kost in französischen Magen stopfte und dann erfuhr, daß dieser

von der Nation abhängt. Auch nützt es nichts, wissenschaftlichen Rat zu hören, denn der Magen ist eigenwillig, er steht als Herrscher über jedem menschlichen Willen und ordnet sich nicht seinen Befehlen unter.

In dieser Hinsicht, wie in so mancher anderen, wurde ich durch die Eingeborenen auf den richtigen Weg gewiesen. Der Eskimo ist stets hungrig, aber sein Geschmack ist normal. Sachen von zweifelhaftem Nährwert gehören nicht in sein Verpflegungsprogramm. Animalische Kost, aus Fleisch und Fett bestehend, ist ohne irgend andere Zutaten vollkommen ausreichend als ständige Nahrung. Diese Kost erfordert weder Salz noch Zucker, noch braucht sie gekocht zu werden.

Die Qualität ist nebensächlich, doch die Quantität erstreckt sich allein auf den Fettgehalt. Mit diesem Schlüssel zur Magenfrage wählten wir Pemmican als Hauptnahrungsmittel, das auch gleicherweise für die Hunde dienen konnte.

Wir hatten einen sehr reichlichen Vorrat von Pemmican, der aus allerbestem Fleisch hergestellt, mit Rosinen und Korinthen vermischt und ganz leicht mit Zucker gesüßt war. Diese Mischung wird, mit heißem Talg verbunden, in Blechbüchsen gegossen, fest verlötet, und enthält jede Büchse sechs Pfund. Diese Pemmicanzusammensetzung wurde von den amerikanischen Indianern erfunden, und der Vorrat unserer Expedition wurde bei Armour in Chicago nach einem Rezept von Kapitän Evelyn B. Baldwin hergestellt. Bisher wurde Pemmican, als eines von vielen Nahrungsmitteln, auf arktischen Reisen benutzt, bei uns war aber der große Unterschied, daß es das einzige Gericht unseres Speisezettels bildete, sobald sich keine Jagdbeute bot. Überraschungen für den Gaumen hatten wir wenig auf Lager.

Bei Herannahen der Weihnachtszeit hatte ich allen Grund froh zu sein; obwohl es nicht nach Geschenken und Festen in dieser frohen Zeit für mich ausah, so brachte sie mir doch Vorbedeutungen für den heiß und inbrünstig ersehnten Erfolg, mit dem verglichen mir die Erde nichts gleich Verlockendes bieten konnte.

Unsere Ausrüstung war jetzt nahezu fertig. In dem Vorhause

standen Reihen neuer Schlitten und Kisten und Bündel voll Pelzbekleidung, Konservendbüchsen, getrocknetes Fleisch, und an den Pflocken hingen starke Sundegehirre. Lebensmittel, Öl und Lagerausrüstung für die Reise nach dem Pol standen bereit. Alles war sorgfältig erprobt und für eine nochmalige letzte Prüfung beiseitegestellt. In gehobener Stimmung über die geleistete Arbeit und voll Dankbarkeit gegen die treuen Eingeborenen erklärte ich eine Woche hindurch Ferien mit Vergnügungen und Festen. In dieser Zeit zu feiern schien besonders wünschenswert, denn wir mußten uns jetzt pflegen für die in Aussicht genommene Reise.

Der Weihnachtstag in der Arktis dämmert nicht herauf in dem Glanze, der die früh erwachenden Kinder südlicherer Länder an ihrem geschmückten Christbaum erfreut. Weihnachtstag und Christnacht sind dunkel, und nur die Sterne halten ihre ewige Wacht an dem eisigen Firmamente.

In der Heiligen Nacht, vor meinem Iglu stehend, schaute ich zum Polarstern empor, dem Hüter des Zieles, das ich suchte, und gedachte der sagenreichen Geschichte dieses Gestirns, dem die Weisen aus dem Morgenlande folgten und die es zu ihrem Wunder geleitete. Ich war von Ehrfurcht erfüllt vor der Allmacht, die diese ewigen Sterne hoch über die Erde setzte und in ihre goldenen Bahnen mit flammenden Zügen, geheim und verschleiert, Schicksale einzeichnete, die Menschen vorzeiten zu ergründen vergeblich versuchten.

Als ich mich zum Schlafen zurückzog, gedachte ich der Meinen daheim, nun gingen meine Kinder, in gespannter Erwartung und Hoffnung auf morgen, zur Ruhe, und durch die Geschenke, zu denen ich nicht beisteuern konnte, sollten sie unendliche Freude haben. Ich glaube, in dieser Nacht flossen Tränen auf mein Kissen aus Fellen. Das wollte ich gern verwinden, wenn ich nur nicht unterlag, mein nächstes Weihnachtsgeschenk für sie sollte mein Gelingen sein, eine Festgabe, auf die sie stolz sein konnten.

Früh am nächsten Morgen kamen die Eingeborenen in das Kistenhaus, das tags zuvor von den Näherinnen und Handwerkern gesäubert worden war. Ich hatte den Leuten gesagt, sie würden

während der Festwoche besonders viel zu essen bekommen, ein Versprechen, auf dessen Erfüllung sie großes Gewicht legten.

In der Frühe des Weihnachtsmorgens kamen die Männer und Frauen zu dem ersten der beiden täglichen Festmahle und saßen lange beim Essen.

In diesen Tagen war die Hauptaufgabe unserer Kräfteanstrengungen, Blechbüchsen zu öffnen und Stapel gefrorenen Fleisches und Specks umzugraben. Beides besitzt die Blume und den Geruch von Limburger Käse und ebenso seinen Geschmack — wenn solcher überhaupt vorhanden —, der die Eingeborenen geradezu bezaubert, und den sie alle gern mögen. Während eine Frau eine an einem Stock befestigte, trangetränkte Moosfackel hält, graben die Männer mit Brecheisen und Spitzhacken, genau wie die Kohle im Bergwerk, Blöcke von Fleisch ab.

Es war ein unheimlicher Anblick, wie das flackernde Licht der Tranfackel über den weißen Schnee und die rüßigen Gesichter der grinsend arbeitenden Eingeborenen spielte. Der Walfischspeck wurde ganz nahe bei ihren Iglus auf hohe Schneemauern gepackt, um ihn aus dem Bereiche der Zunde zu retten. Fleisch und Speck, die roh aufbewahrt waren, wurden teilweise aufgetaut, gekocht und auch gefroren vertilgt, und die Eskimos aßen, solange sie wach waren, fast unausgesetzt davon. Sie delectieren sich daran tatsächlich, wie wir uns an Puter in der fernen Heimat.

Überdies hatten sie ihre Lieblingsnäscherei „Eingeborenen-Eiscreme“. Für zivilisierte Gaumen würde dies keine Delikatesse sein, aber für die Eskimodamen besaß es alle Reize von Creme, Sorbet oder anderem Gefrorenen. Bei uns entwickelt sich durch den Verdauungsprozeß Zucker in Fett, und Fett heizt den Körper. Die Eskimos kennen keinen Zucker und haben das Verlangen nach Fett, das ihnen wie Süßigkeiten mundet.

Eskimo-Eiscreme herzustellen erfordert besondere Geschicklichkeit, und ich beobachtete diese Arbeit am Weihnachtstage mit Vergnügen und Interesse. Die Eskimofrau braucht dazu ein Gemisch von Seehund-, Walroß- und Walfischtran. Walroß- und Seehundspeck ist gefroren, wird in Streifen zerschnitten und mit

großem Kraftaufwand zerstampft, um die Fettzellen zu öffnen. Diese Masse wird in einen Steintopf getan und durch die Wärme im Iglu aufgetaut, bis sich das Öl langsam von der faserigen, unappetitlichen Masse trennt. Dann wird Talg von Renttiernieren oder Moschusochsen in Würfel geschnitten und von der braven Hausfrau ihren Töchtern gegeben, die im Iglu beisammensitzen, eifrig kauend, bis sie alle Fettzellen zerkleinert haben. Diese gekaute Masse wird in einen weiten Steintopf über der Tranflamme getan und, wenn der Talg flüssig ist, zu dem vorher zugerichteten, flüssigen Seehunds- und Waltran gegossen.

Dieses bildet nun die eigentliche Eiscreme, und um sie zu würzen, hat nun die Hausfrau die verschiedenste Auswahl. Gewöhnlich nimmt sie Stückchen gekochten Fleisches, Moosblumen und Gras. Um während des Winters dem Fehlen von Moos und Gras vorzubeugen, nehmen die Eskimos in der Jagdsaison aus dem Magen erlegter Renttiere und Moschusochsen das halbverdaute Gras und Moos heraus und bewahren es für den Winter auf. Da es hartgefroren ist, kann es leicht zerkrümelnd werden und wird dann mit den kleinen Stückchen gekochten Fleisches dem Fettmischmasch beigegeben. Das alles bildet eine Pastete von Pistazienfarbe mit eingestreuten Flecken wie von eingemachten Früchten.

Dieser Mischmasch wird auf den Fußboden des Iglus gesetzt, der im Winter stets unter dem Gefrierpunkt ist und auf dem sich Schneewasser ansammelt. Dieses zusammengerührte Gemisch wird allmählich klar und friert, wenn es sich gesetzt hat. Fertig, sieht es einer Eiscreme sehr ähnlich, aber es riecht und schmeckt wie Lebertran. Immerhin hat es sehr viel mehr Nährwert als unsere Eiscreme, und auch einem übermäßigen Genuße folgen selten Magenbeschwerden.

Seelenvergnügt beendeten die Eskimos ihr Weihnachtsmahl mit dieser sogenannten Delikatesse. Für mich selbst war ein mächtiges Festessen hergerichtet, das aus von der Nacht zurückgelassenen Konserven und dem ausgewähltesten Fleisch unseres Vorrates bestand. Meine Speisenfolge bestand aus grüner Schildkrötensuppe, getrocknetem Gemüse, Kaviar auf geröstetem Brot, Oliven, Alaska-

lachs, Kristallisierten Kartoffeln, Rentiersteak, Butterreis, französischen Erbsen, Aprikosen, Rosinen, Brot, Suntley und Palmerbiskuit, Käse und Kaffee.

Während ich beim Essen saß, dachte ich mit gutem Humor an die drollige Zusammenstellung von Kaviar und Rentiersteak und den spaßigen Widerspruch, jenseits des Polarkreises Schildkrötensuppe zu essen. Ich aß tüchtig und mit mehr Genuß, als ich jemals an einem hochfeinen Diner im Waldorf-Astoria-Hotel in meiner fernen Heimatstadt ihn gehabt hatte. Nach dem Essen machte ich einen weiten Auslauf auf Schneeschuhen. Als ich zu den glitzernden Sternen am Himmel emporschaute, dachte ich an den Broadway mit seinen Lichterreihen und den lachenden, ausgelassenen Menschenscharen an diesem Festabend. Ich gestehe, ich fühlte mich nicht einsam. Viel Gesunderes, viel Keineres, so schien es mir, kam von den ungeheuren Schneefeldern und einem sternklaren Himmel, den man in Neuyork selten zu Gesicht bekommt. In das Kistenhaus zurückgekehrt, beschloß ich den Weihnachtsabend in der Gesellschaft von Edgar Allen Poe und Shakespeare.

Das Kistenhaus, das ich bewohnte, war reichlich bequem; zwar besaß es nicht den Luxus eines Hauses in zivilisierten Gegenden, aber hier in der Arktis war es palastartig. Die innere Einrichtung hatte sich von Zeit zu Zeit verändert, jetzt aber hatten alle Gegenstände ihren festen Platz. Der kleine Ofen stand neben der Tür. Der Fußboden war 16 Fuß lang und 12 breit. An der einen Seite wurden leere Borte als Speisekammer benutzt, an der anderen lag eine Kammer für das Werkzeug, unfertige Schlitten und Material für das Lager.

Mit einem Schritt waren wir im Nebengeläß, wo auf jeder Seite auf einer Bank ein Bettkasten stand. Die Bank wurde als Bett, als Arbeitstisch und Sitzgelegenheit benutzt. Die lange Bank im Hintergrunde bildete den Schneidertisch für die Näherin oder diente gelegentlich zum Sitzen. In der Mitte, um den Balken, der das Dach trug, war ein Tisch angebracht, und die Klappbretter der Bettkasten bildeten die Sitze vor ihm. Eine Schiffslaterne, am Balken aufgehängt, gewährte genügendes Licht; das war das

ganze Mobilien. Alle unsere häufig gebrauchten Sachen waren bequem in den offenen Fächern an der Wand untergebracht.

Wir hatten also in diesen Wandschränken überreichlichen Raum. In den Fächern nahe dem Fußboden, in denen alles hart wie Stein fror, wurden leicht verderbende Vorräte aufbewahrt. In dem nächsten Gefaß, wo es abwechselnd fror und taute, wurden Riemen und Felle, die Feuchtigkeit brauchen, aufgestapelt. Der Raum unter dem Dach, wo es gewöhnlich trocken und warm war, wurde für die verschiedensten Zwecke benutzt. Hier trockneten Streifen frischen Fleisches in drei Tagen. Dies benutzend, hatten wir, aus Walrossfleisch, 1200 Pfund Sunde-Pemmican hergestellt. Im Giebel verwahrten wir Pelze und Instrumente.

Die Temperatur schwankte, wie das Thermometer zeigte, beträchtlich. Am Boden der niedrig gelegenen Fächer fiel sie auf -29° C; unter den Betten waren gewöhnlich -14° ; die Mitte des Fußbodens der Kammer war über dem Gefrierpunkt. In der Höhe der Betten waren $+9^{\circ}$; stehend, in Kopfhöhe, $+21^{\circ}$ und unter dem Dach $+40^{\circ}$ C.

Wir lernten es, uns hier vollkommen behaglich einzurichten. Unsere Füße und Schenkel waren der niedrigen Temperatur entsprechend, die übrigen Körperteile aber leichter bekleidet. Nur auf den niedriggelegenen Borten sammelte sich Feuchtigkeit, die aber die Struktur festigte und keinen Schaden tat. Vom hygienischen Standpunkte aus konnten wir unter gegebenen Verhältnissen nichts Besseres schaffen. Die Lüftung geschah durch schmale Öffnungen, meist in den Ecken, so daß Wärme auch in die entlegensten Winkel drang. Der Wert des langen Ofenrohres ergab sich offensichtlich durch den innerlichen Ansat von Eis. Wenn wir dies Eis nicht jeden dritten oder vierten Tag entfernten, so wurde der Luftzug durch die atmosphärische Feuchtigkeit abgeschnitten, die durch den vom Feuer niedergehaltenen Luftzug gefror. Innen war das Ofenrohr eine hervorragende Hilfsheizung, da es seinen Weg, bevor es das Freie erreichte, durch den Vorraum nahm und die Werkstatt ein wenig miterwärmte. Zwei Eskimolampen gaben auch noch einige Wärme und Licht für die Schlittenbauer.

Von Weihnachten bis Neujahr war jeder Tag für die Eingeborenen ein Fest. Ich leistete mir langes Ausschlafen und brachte meine Zeit mit Spazierengehen und Lesen hin. Ich hatte ein besonderes Vergnügen daran, diese einfachen Menschen in ihrer Freude über das Essen zu beobachten, über ein Essen, das, so schrecklich unappetitlich es für uns war, doch niemals einen Mangel an Verdauung aufkommen ließ. Diese Zeit brachte wirkliche Weihnachtsfreude in viele Schneehütten, und wenn diese Leute auch nie vom Christkind gehört hatten, so war ihr Gefühl für das Fest aufrichtiger als oft in Ländern, in denen über prunkendem Aufputz der eigentliche Sinn verlorengeht.

Von Iglu zu Iglu wandernd, um Grüße und Dank für ihre treue Hilfe auszusprechen, hörte ich aus der Dunkelheit dünne flagende Stimmchen. Das rührte mich, und ich gedachte der Zeit, da ich die leise Stimme meines ersten Töchterchens hörte. Überall begann Nachwuchs zu erscheinen. Der Eskimostorch ging von Iglu zu Iglu und ließ sein Weihnachtsgeschenk zurück.

Kurz vor dem Christfest war unsere beste Näherin Clayou nicht mehr gekommen, um die ihr bestimmte Arbeit zu vollenden. Ihr war die subtile Aufgabe gestellt, aus Hasenfellen Strümpfe zu verfertigen, aber sie hatte das Interesse für ihre Näharbeit verloren und schützte vor, sich nicht wohl zu fühlen. Evelu vollendete ihre Arbeit. Acpodisoa (d. h. der große Vogel), Clayous Gatte, den wir Bismarck nannten, hatte auch seine Arbeitsbank, auf der er Schlitten baute, verlassen. Für sein Fortbleiben hatten wir keine Erklärung, denn weder er noch sein Weib hatte sich je vor einer Arbeit gedrückt. Um dies Rätsel zu lösen, besuchte ich in den Weihnachtstagen sein Iglu und erfuhr hier die Neuigkeiten der Storchgeschichte. Dieser „Polarstorch“ kommt zu einer bestimmten Jahreszeit, gewöhnlich ein paar Wochen nach der Mitte der Polarnacht, wenn sonst gar nichts anderes von Interesse passiert. Das ist neun Monate nach den Tagen des Wonnemonds April, des ersten arktischen Monats, wo alle Welt glücklich ist. In der kleinen, unterirdischen Behausung werden in den Tagen vor dieser Storchvisite zahlreiche Vorkehrungen getroffen.

Die zukünftige Mutter ist fleißig wie eine Biene, und mit rührendem Eifer dabei, alles für den Empfang des Sprößlings neu herzustellen. Alles, sogar wenn möglich das Haus, muß neu sein. Diese Arbeit kommt nun sowohl dem Vater wie der Mutter zu, wobei ein Zug primitiver Hygiene deutlich hervortritt. Betrachten wir das Eskimoheim im allgemeinen, so sehen wir, daß noch ein vierjähriges Mädchen die Einrichtung der Natur, anstatt der Flasche, in Anspruch nimmt. Erstaunt sieht das Kind alle die Veränderungen des Hausstandes, die es nicht begreifen kann. In die neue Behausung muß man auf Händen und Füßen durch einen 12 bis 15 Fuß langen Eingang kriechen und kommt dann an ein stets offenes Türloch, gerade groß genug, um eben hineinzukommen. Nun gelangt man in ein längliches Burgverlies, von dem zwei Drittel, etwa um 15 Zoll erhöht, mit flachen felsstücken gepflastert sind. Hierauf sind Felle zum Lager ausgebreitet, während der vordere Rand als Sitzplatz dient. Der vordere Raum ist so geräumig, daß darin drei Personen zu gleicher Zeit stehen können. An jeder Seite ist eine halbbrunde Ausbuchtung, in der halbmondförmige Steinschalen stehen, in denen Moosdocht in Tran brennt. Über dieser Flamme befindet sich ein länglicher Steintopf, in dem Schnee schmilzt und worin gelegentlich Fleisch gekocht wird. Darüber ist eine Trockenstange für Stiefel und Pelze. Weiteres Inventar ist nicht vorhanden. So sieht das Heim einer Eskimofamilie aus, und die beste Hausfrau mag tun, was sie will, kann es aber nicht von Öl und Ruß freihalten, und ein sehr geeigneter Platz für den reinlichen Storch ist dies gerade nicht.

Monatelang sind die besten Pelze gesammelt worden, um daraus eine neue Einkleidung der Mutter zu schaffen. Langsam ist ein Stück nach dem anderen fertig und beiseite gelegt worden. Die Stiefel, „Kamik“ genannt, sind von Seehundsfell, hell und fleckenlos gebleicht, und reichen bis zum Knie. Der innere Stiefel, „atesha“ genannt, ist in seinem unteren Teile anstatt des gleichlangen Strumpfes von weichem Karibufell, und über der Oberkante liegt ein dekorativer Streifen von Eisbärenpelz. Diese seidenweichen Pelzpolster schützen Füße und Beine, weil Strümpfe

nicht gebräuchlich sind. Darüber werden niedliche kleine Hosens aus Weiß- oder Blaufuchsfell gezogen, die bis zu den Hüften reichen, während den Oberkörper ein Hemd aus Vogelbälgen, „ah-tee“ genannt, das Feinste der ganzen Garderobe, bekleidet. Hunderte kleiner Affenbälge werden gesammelt, gegerbt und zubereitet, und wenn die Polarnacht kommt, ist das blusenartige Gewand mit anhängender Kapuze fertig; es ist ohne Knöpfe, nicht zu öffnen, sondern nur zum Überziehen. Für den Sprößling ist die Kapuze erweitert und hängt auf den Rücken als Tasche herab, die seinen künftigen Aufenthalt bildet. Der Mantel von schönem Blaufuchs, genannt „amoyt“, hat dieselbe Form und fällt leicht über das Ganze.

Das Wort „amoyt“ oder „amoyt docsoa“ gibt seiner Bedeutung nach die ganze Periode der Schwangerschaft wieder, die als die wichtigste Einrichtung der Natur angesehen wird; die Jagd kommt erst an zweiter Stelle. Während so alles für die Mutter fertiggestellt ist, wird für das Baby nur eine Hülle vorgesehen, wobei, statt des fehlenden Linnens, Vogelbälge und Gras verwendet werden. Im ersten Jahre hat das Kind absolut nichts weiter zur Bekleidung als seine kleine Hülle.

Die Eskimos haben die Kinder gern. Erscheint der Storch nicht zu gebührender Zeit, so wechselt der Mann meistens seine Lebensgefährtin. Deshalb sieht er der Weihnachtszeit mit verlangender Sehnsucht entgegen. Nah und fern durchsucht er die rauhe Gegend nach dem nötigen Pelzwerk; bei schneidendem Wind und Schneetreiben erduldet er die harten Beschwerden der monatelangen Nacht, im Gedanken an das zu erwartende Kind. Der tapfere, gute, wettergestählte kleine Mann fürchtet sich vor nichts!

Von einem nahen, hartgefrorenen Schneewall sticht er Blöcke für sein neues Iglu ab. In Dunkelheit und Sturm bringt er sie nahe ans Haus; hat er genug zusammengebracht, so mauert er sie zu einem gewölbten Bau auf, der einem Bienenkorb gleicht. Das Innere ist wie die unterirdische Winterbehausung eingerichtet. Dann zündet er drinnen Licht an, um die Fugen zwischen den Schneeböcken zu sehen, und streicht diese gegen das Eindringen

von Wind und Schnee aus. Ist alles fertig, so schneidet er die Türöffnung heraus, tritt ein und ebnet das Schneebett.

Dann geht er oft meilenweit, um geeignetes Gras zu suchen, mit dem der Eishoden belegt werden soll. Um dies Gras zu erlangen, muß er hartgefrorene Schneefelder umgraben, und oft bleibt selbst dann seine Arbeit ohne Erfolg. Ist der Schlitten mit gefrorenem Gras beladen, so bringt er es zu dem kleinen Kuppelbau, ladet das Gras sorgfältig auf dem Schneebett ab und breitet darüber neue Renntierfelle. Nun ist das neue Schneeblockhaus, in das der Storch seinen Einzug halten soll, fertig.

Das Weinen der Mutter ist das Zeichen vom Herannahen des Storches, und sie geht dann allein in den neuen Schneebau; voller Sorge sieht der Mann sie ernst an, aber sie muß ihre Tränen trocknen und betritt in ihrer neuen Kleidung die finstere Stube des Schneehauses, macht Feuer und zündet die Lampe an. Die reinen Schneewände sehen schön aus, und alle die neuen Sachen erfüllen sie mit weiblichem Entzücken, aber ihr Dasein ist hart, und ein schwerer Seelenkampf muß in der Eishöhle durchgekämpft werden.

Dann ertönt ein schwacher Schrei, aber kein Arzt, keine Pflegerin, nicht eine einzige freundliche Hand ist hilfsbereit. Eine Glasscherbe dient als Operationsmesser, und alles ist geglückt. Kein Wasser, keine Seife ist da, und die Methode der Katzenmutter ist auch die des Eskimoweibes. Zärtlich betrachtet dann die Mutter in diesem kalten, trostlosen Eisgemach ihr Baby, das zuerst blaue Augen hat, die sich aber in braune verändern; sein Haar ist schwarz und die Haut goldgelb. Das Kind wird nach allen Seiten hin und her gedreht und nach Muttermalen untersucht. Das Mutterauge mustert das zarte Rückgrat, an dessen Ende ein blauer Fleck, wie eine Tätowierungsmarke, sein muß. Das ist den Eskimos die Gewähr für ein gutgeartetes Kind. Ist das Mal vorhanden, dann ist die Mutter glücklich, fehlt es, so erheben sich Zweifel wegen der Zukunft des Kindes und der Makellosigkeit seiner Eltern. Vater und Großmutter kommen herbei, und alle freuen sich.

Wenn der Mutter bei der Geburt ein Unglück zustößt — und das geschieht nicht selten —, so ist das Schneehaus ihr Grab, das für lange Zeit nicht geöffnet wird.

Nach der ersten Freude fällt die Mutter in einen langen Schlaf; wenn sie erwacht, wendet sie sich um, trinkt etwas Eiswasser, ißt ein wenig halbgekochtes Fleisch, schüttelt dann den Reif ihres Athems von den Decken und wickelt sich und ihr Kleines mollig in die Pelze. Dann schläft sie wieder, vielleicht 24 Stunden, und scheinbar mit dem größten Behagen, während der eisige Wintersturm um die schwachen Schneemauern tobt, die sie vor der Todeskälte draußen schützen.

An einem Tage der Weihnachtswoche erscholl ein Klopfen an unserer Thür. Der stolze Acpodisoa trat herein, gefolgt von seinem lächelnden Weibe mit ihrem schlafenden Storchgeschenk auf dem Rücken. Das Kind war vor kaum fünf Tagen geboren. Wir traten heran und bewunderten das Kleine. Plötzlich schlug es seine braunen Augen auf, rümpfte die kleine, fette Nase und verzog den Mund zum Schreien. Die Mutter ergriff es, sprang zur Thür, nahm das Kleine, nackte Geschöpf und hielt es in Wind und Kälte hinaus, damit es seinem Bedürfnis nachkommen konnte. —

Sternklar und kalt kam der Neujahrstag. Das Jahr brach an, in dem ich die mir selbst gestellte Aufgabe ausführen sollte, das Jahr, das mir Erfolg oder Mißlingen bringen würde. Das vergangene Jahr war gnädig und gütig gewesen, und ihm zu Ehren bereitete Franke uns ein Festmahl, an dem wir beide uns bis zur Überfättigung delectierten. Es bestand aus Ochsenschwanzsuppe, auserlesenem, grätenfreiem Kabeljau, Pickles, Rührei von Gänseiern mit feingeschnittenem Rauchfleisch, gebratener Eidergans, frischem Zwieback, gefrorenen Kartoffeln, gestowten Zwiebeln, Bayobohnen mit Speck, Malagatrauben (in Blechdosen), Pflirsichpastete, Flammeri, Korinthenkuchen, Nebisco-Biskuit und heißer Schokolade.

Der Tag war mit Besuchen bei den Eskimos hingegangen. Am Abend wurde einigen Familien ein Schmaus gegeben, dem Gesang und Tanz folgten. Die Fröhlichkeit dehnte sich bis in die frühen

Morgenstunden aus und endete mit mehreren hysterischen Anfällen. Die davon befallenen Opfer tanzten und sangen und gerieten in Verzücung, so daß die Verbindung dieser Symptome dem Wahnsinn glich.

Als wir unseren Lagerbestand aufnahmen, entdeckten wir, daß unser Backmehl fast verbraucht war. Das waren traurige Ausichten, denn ein Frühstück von frischen Biskuits, Butter und Kaffee war einer der wenigen Genüsse, die mir geblieben waren. Wir hatten doppeltkohlen-saures Natron, aber kein cremor tartari; warum sollten wir für dieses nicht eine andere Substanz an die Stelle setzen können.

Es folgten die sonderbarsten Experimente. Die Soße von Sauerkraut wurde mit gutem Erfolge versucht, aber der Geschmack war für ein ständiges Frühstück nicht gerade verlockend. Franke hatte Rosinen gären lassen, um daraus Wein zu machen. Als Wein war es ein fehlschlag, aber als Fruchtsäure war es verwendbar, um Biskuit mit einem neuen und vorzüglichem Geschmack daraus zu machen. Milch, die wir noch fanden, wurde ebenfalls vergoren. Von dieser ungesüßten, kondensierten Milch wurden Biskuits gemacht, die den Gaumen jedes Epikuräers erfreut hätten. So war mein Frühstücksgenuß noch für viele kommende Tage gesichert.

Auf dem Marsche nach dem Pol

Der Aufbruch bei Sonnenaufgang 1908

Auf den Neujahrstag folgten zwei Wochen voll nochmaliger Prüfungen und Versuche mit den Schlitten, der Kleidung und der ganzen Ausrüstung. Am 14. Januar herrschte um Mittag fast eine Stunde lang schwaches Zwielicht, und der Mond bot Licht genug für die Reise. So waren wir nun endgültig bereit, den Kampf um den Nordpol zu beginnen. Die Führer warteten draußen auf das Zeichen zum Aufbruch. Sie gingen nicht nur mit, um die Eisfelder für das Hauptvorrücken zu prüfen, sondern um einer schiffbrüchigen Mannschaft zur Hilfe zu eilen, die die Eingeborenen bei Kap Sabine glaubten.

Der Rauch eines Schiffes war spät im Herbst bemerkt und viel Holz von einem Wrack angetrieben worden. Wir hatten daher Vorräte zusammengepackt, mit der Weisung, jedem Bedürftigen, den sie fänden, zu helfen.

Auch hatte ich einige Bemerkungen aufgeschrieben, die in Kap Sabine zurückgelassen werden sollten, unter Mitteilung unserer Hauptquartiere, unserer Proviantlager und unserer Bereitwilligkeit, sie auf jede Weise zu unterstützen. Diese händigte ich Kulutingwah ein, der, die Peitsche in der Hand, vor seinen ungeduldigen Sunden stand, neben seinen drei Begleitern, die freiwillige Kundschafterdienste leisten wollten. Sie sprangen auf die Schlitten, und bald stürmten die Sunde dem Packeise des Smith-Sundes entgegen.

Es war ein herrlicher Tag. Eine Falte des Nachtschleiers hob sich für kurze Zeit, und starkes, schattenloses Zwielicht lag auf dem Schnee. Es änderte sich in Selligkeit und Farbe mit dem rätselhaften Wechsel der Morgenröte. Man mag es blau, purpurn oder violett oder keine ausgesprochene Nuance nennen, je nach dem Farbensinn des Beobachters.

Im Süden erglühete der Himmel mit den Vorboten der aufgehenden Sonne. Das Licht wurde durch den Blink des Eises, über das es sich ergoß, ungeheuer vergrößert, so daß der Glanz des Himmels außer allem Verhältnis zu dem Beleuchtungseffekt auf der Schneefläche stand. Im Norden vertrieb der abnehmende Mond die gewohnte Finsternis polwärts, während der Zenit von Sternen erster und zweiter Ordnung erhellt war.

Die Temperatur betrug -40° C. Das Wetter war vollkommen ruhig — ganz, wie wir es für das wichtige Ereignis der beginnenden Kampagne erwarten konnten.

Im Laufe weniger Stunden verblaßte das herrliche Licht, die Schneefelder verdüsterten sich, und von Norden kam ein finsternes Unwetter herauf. Bald häufte sich der Schnee zu riesigen Massen und machte es schwer, das Haus zu verlassen. Die draußen angelegten Hunde wurden im Schnee begraben. Nur das Licht, das durch die als Fenster über der Tür ausgespannten Darmhäute fiel, erhellte ein wenig die Dunkelheit.

Der Weg nach Kap Sabine beträgt etwa 65 km und kann unter günstigen Verhältnissen in einem Tage zurückgelegt werden, doch der Smith-Sund bietet solche selten. Ungenügendes Licht, wütende Winde oder schwierige Eisverhältnisse machen die Reise immer zweifelhaft. Die Eskimos gehen jedes Jahr hinüber, aber durch häufige Bärenpirschen haben sie eine genaue Kenntnis der Eisverhältnisse, bevor sie darangehen, das andere Ufer zu erreichen.

Der von Norden mit niedriger Temperatur und Schneetreiben daher kommende Sturm hielt nicht nur unsere Pfadfinder auf, sondern drängte auch das Eis südlich, offene Wasserrinnen zurücklassend. Das dadurch veranlaßte Aufbrechen des Packeises veranlaßte einen großen Aufschub unseres Aufbruches mit den schweren Schlitten, was späterhin eine tatsächliche Gefahr für unser Vordringen bedeutete. Wäre die Abteilung aus Weißen zusammengesetzt gewesen, so würde es sicherlich ein Unglück gegeben haben. Doch der Eskimo paßt sich den Naturereignissen mit glänzender Ausdauer an und besitzt eine Kenntnis der Witterungsverhältnisse, die ihn selten im Stich läßt.

Nach zwei Tagen kehrten die Eskimos gegen Mitternacht zurück. Durch das Unwetter hatten sie keinen Schaden gelitten, aber die Hauptaufgabe ihrer Mission war mißglückt. Der Sturm hatte sie gezwungen, hinter Schneeschanzen Schutz zu suchen, und bevor er vorüber war, hatte ein Bär ihren Schlupfwinkel gewittert. Die Hunde, im Schnee begraben, waren nicht eher auf der Wacht, als bis der Bär einen großen Teil der Nahrungsmittel vertilgt hatte. Erst das rasende Gebell der Hunde machte die Eskimos aufmerksam.

Als sie sich aus dem Schnee herausgegraben hatten, ergriff der Bär eine Walroßflosse und ging davon, wie ein Mensch aufgerichtet, das Fleisch in seinen Vorderpranken haltend. Um in der Eile die Hunde frei zu machen, schnitten sie die Seile in Stücke, denn Eis und Schnee hielten die Tiere gefangen. In der Aufregung rannte Utah auf den Bären los — nicht, um ihn anzugreifen, sondern nur, um ihn aufzuhalten. Der Bär aber ließ das Fleisch fallen und ergriff Utah beim Hosenboden. Glücklicherweise kamen die Hunde rasch herbei, um Utahs Leben zu retten, doch hatte er bereits eine schwere Schenkelwunde, die rasch ärztliche Behandlung erforderte.

Der Bär wurde erlegt; mit einer großen Ladung Fleisch und dem verwundeten Mann kehrten die Eskimos so rasch als möglich zurück, wobei sie bemerkten, daß das Eis vielfach aufgebrochen war.

Der Schaden, den ein Polarsturm anrichtet, bringt aber anderen wieder Nutzen. Der Schnee wurde hart und bekam eine Kruste, die die Schlittenfahrt leicht machte. Das Aufbrechen des Eises war zwar ein Hindernis für das Vorwärtskommen, bot aber durch das offene Wasser Gelegenheit zur Walroß- und Bärenjagd. Damals gingen wir nach Serwahdingwah zur letzten Jagd. Einige Eskimos nahmen ihre Familien mit, so daß Annoatok für einige Zeit entvölkert wurde. Als wir jedoch zurückkehrten, kamen Besucher in einer Zahl, die für unsere Bequemlichkeit zu groß war.

Hunde und Felle, die wir in der vorigen Saison eingehandelt hatten, wurden jetzt abgeliefert. Alle diese „Ausflüglertrupps“ mußten gut aufgenommen werden, denn sie hatten sich um die

Expedition sehr verdient gemacht. Wir bewirteten sie und erlaubten ihnen, um unseren Ofen sitzend, Bilderbücher zu besehen.

Eine Woche später hatten wir einen zweiten Sturm von noch größerer Gewalt. Das machte uns schwere Sorge um unsere Leute, die vereinzelt auf dem Eise längs der Küste bei Kap Alexander waren. Bei einem Sturm konnte das Eis leicht vom Lande gerissen und seewärts getrieben werden; wir konnten dabei nichts tun, als auf Nachricht zu warten. Nicht lange nach dem Sturm erreichten die Unglücksboten das Hauptquartier. Keiner von den Leuten war auf dem Eise gewesen, aber ein Orkan vom Lande her hatte das Lager zerstört. Unsere Mannschaft hatte wenig gelitten, aber von den Eingeborenen der benachbarten Siedlungen hatten viele ihre Kleider und Schlafpelze eingebüßt. Bei der Gewalt des Sturmes war das Eis vom Lande gerissen und die Schneehütten in See gespült worden. Männer und Frauen waren kaum mit dem nackten Leben davongekommen, zwei von unseren neuen Schlitten, einige Sunde und drei Garnituren Winterpelze waren verloren. Ein Rettungskorps mit Pelzen mußte den notleidenden Menschen gesandt werden. Zum Glück hatten unsere Leute reichlich Schlafpelze, aus denen neue Anzüge gemacht wurden.

Schlittenladungen unserer Pelze gingen auch nordwärts, mit der Weisung, sie für die dringend Bedürftigen zu verwenden. Andere Dinge wurden von Annoatok durch zurückkehrende Ausflügler geschickt, und im Laufe einer Woche war der Schaden wieder gutgemacht. Doch die Expedition hatte den Verlust zu tragen, und mancher der Männer mußte auf der Reise nordwärts seinen passenden Schlafpelz entbehren. Nach dem Sturm wurden Walrosse erbeutet, und die Eskimos hatten nun keine Sorge mehr vor einer Hungersnot aus Mangel an Fleisch oder Fett.

Gegen Ende Januar waren die meisten Eingeborenen zurückgekehrt, und neue Vorbereitungen wurden für einen zweiten Versuch, den Sund zu überschreiten, getroffen. Franke bat, die Gesellschaft begleiten zu dürfen und bereitete sich auf sein erstes Lager unterwegs vor. Vier Schlitten wurden, jeder mit 200 Pfund Expeditionsvorräten, beladen. Vier gute Treiber erboten sich

freiwillig, die Schlitten nach der amerikanischen Seite hinüberzubringen.

Das Licht hatte allmählich zugenommen, die Stürme waren vorüber und ließen eine kalte Luft zurück, die so klar wie Kristall war. Doch auch im besten Falle war das Licht noch schwach, und von vierundzwanzig Stunden konnten nur vier ausgenutzt werden. blieb jedoch der Himmel klar, so mußten Mond und Sterne Beleuchtung genug für eine volle Tagereise geben. Da leuchtete am südlichen Himmel plötzlich ein leichter Farbenschimmer auf und die Schneefelder glänzten matt rot, als die Schlitten knirschend über die hartgefrorene Oberfläche hinsauften.

Die zweite Mannschaft fuhr ebenso verheißungsvoll davon wie die erste, und ihre Nachrichten wurden begierig erwartet.

Sie erreichte Kap Sabine nach einer langen Fahrt von zwanzig Stunden auf einem beträchtlichen Umwege nach Norden. Das Eis war gut passierbar, aber es herrschte bittere Kälte, denn die Temperatur betrug -46° C, mit leichten, außergewöhnlich feuchten und schneidenden Winden.

Längs des Landes und innerhalb der Bai lag der Schnee hoch, und ein frischer Wind wehte von Westen. Zwei Leute der Mannschaft konnten nicht überredet werden, weiterzugehen, aber Franke drang mit zwei Mann noch einen Tag längs der Küste bis Kap Veile vor. Weiterhin war der Schnee zu tief, um vorwärtszukommen. Die Vorräte wurden in einem Schneehause geborgen, während die auf Kap Sabine in dem bisherigen Lager blieben. So kehrte diese Gesellschaft, vier Tage später, nach erfüllter Aufgabe zurück. Von der vermeldeten schiffbrüchigen Mannschaft war nichts zu sehen gewesen.

Die nächste Partie von acht Schlitten, die von Esseyu, Kudla und Metek geleitet wurde, brach am 5. Februar auf. Der Zweck war, Lebensmittel nach der Spitze von Flagler-Bai zu bringen und auf Moschusochsen, zum Futter für die Ziehunde, zu jagen, wenn sie über das Oberland gingen. Wir sollten dann diese Leute an einer verabredeten Stelle der Bai treffen.

Das Licht war noch zu mangelhaft, um das Schicksal des ganzen

Unternehmens zu wagen. Ein Aufenthalt von einem Tage mit hundert Stunden wäre ein außerordentlicher Verlust, wenn man die Tiere aus den mühevoll vorausgeschafften Vorratslagern füttern wollte; eine rasche Verringerung des unersetzlichen Proviantes wäre die Folge, selbst wenn später reichliche Jagdbeute erlangt würde. Es war daher wünschenswert, das Aufgehen der Sonne abzuwarten.

So trafen wir die abschließenden Vorbereitungen, verluden die letzten Packen und erwarteten ungeduldig den Sonnenaufgang hier an dem allernördlichsten Außenposten menschlichen Lebens, gerade 1150 km vom Pol entfernt. Es war also die Aufgabe, die jetzt dringend und endgültig, nach monatelangem Planen und Vorbereiten, vor uns stand: 1150 km vorwärtszubringen, d. h. 1600 km auf dem von uns beschlossenen Wege, dann ein Rückweg von 1600 km; 3200 km insgesamt; dazu unvorhergesehene Umwege (denn die beabsichtigte Route konnte natürlich nicht genau geradeaus innegehalten werden), mehr als 3200 km schwierigster Reise über frostige, unbekannte und unbewohnte Einöden wandernden Eises.

Am Morgen des 19. Februar 1908 brach ich zu meiner Reise nach dem Nordpol auf.

Früh, als der erste wirkliche Tag des Jahres aufdämmerte, wurden elf Schlitten vor die Tür unseres Kistenhauses gebracht und beladen mit dem Bedarf für den Vorstoß nach dem Norden. 4000 Pfund Lebensmittel waren für den Verbrauch auf dem Polarmeer bestimmt und 2000 Pfund Walrossschwarte und Fett als Proviant bis zu der Zeit, in der wir frisches Wild zu erlegen hofften. Diese elf Schlitten sollten von Franke, neun Eskimos und mir gefahren werden; sie wurden von 103 Stunden, sämtlich in vorzüglichem Zustande, gezogen. Die Tiere waren seit Wochen besonders reichlich mit Walrossschwarte und Fett gefüttert worden und sollten von jetzt ab nur jeden zweiten Tag frisches Fleisch erhalten.

Mein Herz schlug höher! Endlich war ich beim Aufbruch, um die Aufgabe zu lösen, die mich seit vielen Jahren begeisterte. Die Eingeborenen waren natürlich auch erregt, und die Hunde, von unserem Enthusiasmus angesteckt, bellten laut vor Freude. Mor-

gens 8 Uhr knallten die Peitschen, die Zundegespanne zogen an, und fort ging es.

Meine Erforschung des Nordpols hatte begonnen!

Die meisten Leute des Stammes wollten gern mit mir kommen und alle ihre Zunde mitbringen, aber Männer und Zunde, die ich schließlich ausgewählt hatte, waren die Besten der Besten. Alle befanden sich in günstigstem Gesundheitszustande, denn daraufhin hatte ich sie während der Wintermonate scharf beobachtet. Ich betrachtete es als ganz besonders vorteilhaft für mich, daß ich stets darauf besonderes Gewicht gelegt hatte, mir die Freundschaft und das Vertrauen der Eskimos zu gewinnen; dadurch fand ich sie ungemein bereit, jeden meiner Befehle genau auszuführen oder meinem Räte zu folgen und im allgemeinen alles zu tun, was ich wollte. Daß ich die Eskimosprache beherrschte — wenigstens so gut, um jede gewöhnliche Unterhaltung führen zu können —, war ein großer Vorteil für mich.

Als wir aufbrachen, lugten wenige Sterne aus dem leichten Gewölk, aber es war hell genug. Ein linder Wind kam aus Süden, die Temperatur war — 38° C. Die grönländischen Eiszacken sah man in Umrissen, und ein orangefarbiger Streifen im Süden kündete die aufgehende Sonne an. Die Schneefelder blieben noch in der purpurnen Färbung des Zwielihts. Die harte Eiskruste war etwa drei Zoll hoch, mit leichtem Schnee bedeckt, was die Schnelligkeit wesentlich behinderte. Um Mittag undüsterte sich der Himmel, aber das Licht genügte für einen Marsch bis 4 Uhr nachmittags. Der Kurs wurde etwas mehr nordwestlich genommen, weil eine geradere Route unmöglich war.

Ein nebeliger Himmel gegen Westen und Süden kündigte uns offenes Wasser an. Gegen 3 Uhr trafen wir auf Bärenspuren, und die Schlitten flogen dahin, als wären sie leer. Diese Spuren verschafften uns eine gute Fahrt, denn die Zunde waren durch sie angefeuert. Um 4 Uhr machte das schwache Licht es gefährlich, weiterzufahren. Zwei Jäger folgten noch der Bärenspur, während die anderen drei Schneehäuser zum Lagern errichteten. Von den Bären jedoch war nichts zu entdecken.

Die Hunde wurden auf dem Eise angepflockt, und wir krochen, abgespannt, hungrig und müde, in unsere Schneemauern. Die Nacht war außerordentlich ungemütlich, wie die ersten Lager Nächte das immer sind.

Am nächsten Tage hatten wir bei ruhiger Luft eine Temperatur von -41° C, und um 8 Uhr ein vorzügliches Licht. In der Luftlinie von Annoatok hatten wir 32 km zurückgelegt, und Kap Sabine war nur noch 38 km entfernt. Wir waren gezwungen gewesen, so weit nördlich zu gehen, daß wir jetzt noch 38 km bis zum Kap hatten. Aber die Hunde waren besser einexerziert, und so zweifelten wir nicht, fürs nächste Lager die freie Küste zu erreichen. Wir folgten dem Eisrande, der sich im Dezember auf eine weite Strecke hin gebildet hatte. Hier ging die Fahrt gut vonstatten, aber über uns hingen gefährliche Berg- und Eiskuppen. Wir legten in der Stunde gegen 4 km zurück und konnten uns ab und zu auf die Schlitten setzen.

Am 20. Februar mittags machten wir halt, und es gab Kaffee aus unserem ständig heißen Kaffeeapparat. Eine Kanne war in eine Büchse gestellt und so mit Renntierfell umwickelt, daß sie, auch bei dem bösesten Wetter, zwölf Stunden hindurch heiß blieb. Das bildete eine große Annehmlichkeit.

Während wir saßen und uns ergötzten, stieg ein riesiger Feuerball an dem eisigen Horizont empor. Wir waren hocheifrig. Das Wetter war bitterlich kalt, denn das Thermometer zeigte -45° C; aber die Sonne war aufgegangen und die lange Nacht vorüber. Doch nur wenig war vom Glanz des Sonnenaufgangs zu merken. Das Tageslicht war nicht heller als vor zwei Stunden. Der Himmel blieb in einem Blaurot mit leichter grauer, nach dem Horizont hin dunkler werdenden Färbung im Süden. Der Schnee schimmerte violett und zeigte, nur auf dem Wege vor uns, einige rötliche Streifen. Dieser nur bescheidene Sonnenaufgang trug doch in unser Gemüt neues Entzücken. Selbst die Hunde saßen gravitatisch in der Reihe und heulten dem Kommen des Tages einen Willkommen-Chorus entgegen.

Obgleich Kap Sabine am 20. Februar in Sicht kam, wandten

wir uns doch der Galbinsel Bache zu. Unpassierbares Eis und offenes Wasser drängten uns weiter und weiter nach Norden. Es wurde 3 Uhr, bevor wir das Kap, über den Sundeschwänzen, zu Gesicht bekamen. Bald nach 4 Uhr verschwand die Gelle, das Land färbte sich violett und golden gegen die Kimmung, und wir waren angewiesen, die Richtung unseres Weges nur zu mutmaßen. Aber die Eskimos verstehen sich auf derartiges Erraten besser als die Weißen, denn wir erreichten ohne Unfall gegen 9 Uhr abends das übereinandergeschobene Eis bei Kap Sabine, das wir zu ersteigen versuchten. Nur mit der Lagerausrüstung und ihrem Futter krochen die Sunde auf und ab in die dunklen Eishügel, während wir wie Bergschafe folgten.

Hier hatte das Lager der unglücklichen Greely-Expedition gestanden. Es erschien mir wie eine seltsame Laune des Schicksals, daß dieses Lager früherer Tage mit aller Krankheit, Hunger und Tod jetzt den eigentlichen Ausgangspunkt für unser modernes Streben, den Pol zu erreichen, bildete. Später sollten wir noch erfahren, daß unter ähnlichen Bedingungen auch eine moderne Expedition das gleiche Schicksal ereilen kann wie das der Lady-Franklin-Bai-Expedition.

Wir nahmen die vorausgeschafften Vorräte und wendeten uns durch die Rice-Straße, um dem holperigen Eise nordwärts zu entgehen. Die Oberfläche war hier gut, aber bei einer Temperatur von $-45,5^{\circ}\text{C}$ kam uns ein schneidender Wind entgegen, und die Sunde weigerten sich, dagegen anzugehen und mußten einen Führer haben. Die Männer vergruben ihre Gesichter in die Pelzhandschuhe, lehnten sich an das Schlittengestänge und eilten voraus.

Am 22. Februar passierten wir Kap Rutherford und folgten dann der Küste. Hier kam der Wind von rechts, und mir erfroren die Nasenspitze derartig, daß sie zuerst weiß und später, im Lager, schwarz wurde. Bei Kap Veile erblickten wir das Proviant-Iglu und errichteten hier das Lager.

Am Morgen zeigte das Thermometer -55°C . Wir waren augenscheinlich von den Stürmen und dem offenen Wasser des Smith-Sundes, von warmer, feuchter Luft, in ein ruhiges, trocke-

nes Klima mit sehr niedriger Temperatur gelangt. Der Tag begann mit einem wunderschönen rosigen Schein im Süden, der die Schneefelder mit warmen Tönen übergoss. Um Mittag schaute die Sonne mit halbem Antlitz über die Klippen, als wir die Bucht querten und entlang der Halbinsel Bache besseres Eis suchten. Diese Nacht kampierten wir nahe den Weyprecht-Inseln. Der Tag, obwohl hell, stellte eine harte Probe, denn die meisten Eskimos hatten Frostbeulen im Gesicht. Längs der Halbinsel sahen wir Hasen, die uns anäugten und von denen wir vier für unsere Abendmahlzeit erlegten. Bei der sehr niedrigen Temperatur von -53°C litten die Jäger unter der Unbill der Kälte und wurden durch das blasenziehende, eisige Metall ihrer Flinten fast verbrannt.

Sundefutter mußte auch hergerichtet werden, und bei dem Zerfleinern von Walrosschwarte brachen zwei Ärte entzwei. Der Eskimohund ist ein zähes Tier, aber man kann nicht von ihm verlangen, Futter zu genießen, an dem Ärte zerbrechen. Petroleum und Spiritus wurden reichlich verbraucht, und während der Nacht war die Schwarte so weit erweicht, daß sie sich mit dem Beil zerfleinern ließ. Diese Schwarte scheint ein gutes Sundefutter zu sein; sie ist ungefähr einen Zoll stark und enthält wenig Wasser. Die Hautfaser ist eine Art kondensierten Nährstoffs, von denen kleine Portionen zur Sättigung der Zunde genügen; sie ist langsam verdaulich und hat daher nachhaltige, gute Eigenschaften.

Die Lampen brannten mit voller Stärke und machten die Iglus behaglich. Die Temperatur fiel auf -55°C . Dies war auf der Reise der erste befriedigende Schlaf für mich. Die blauen Kochöfen sind über alle Begriffe sparsam. Sie verbrennen nur drei Pfund Öl, und die beinahe triefende Luft wurde zu einer normalen Temperatur auf den Gefrierpunkt herabgemindert.

Franke benutzte einen Spiritusofen mit einem doppelten Verbrauch an Brennstoff. Die Eingeborenen bedienten sich in ihren drei Iglus Kupferlampen, nach dem Vorbilde der Steinlampen, aber kochten nicht darauf.

Am Morgen des 23. Februar hörten wir ein Geräusch im Süden und glaubten, es seien Walrosse. Nach einer Weile stellte es sich

jedoch heraus, daß es das Sundegebell unserer Vorhut war. Diese hatte einige Meilen voraus kampiert und kam zum Frühstück nach unseren Iglus. Sie hatte einen Moschusochsen und elf Hasen erlegt und das ganze Tal abgepörscht, weiteres Wild aber nicht gefunden.

Der Boden war fast kahl und machte die Schlittensfahrt unmöglich. Sie waren dafür, sofort nach Annoatok zurückzukehren. Das waren für uns böse Nachrichten! Wir hatten darauf gerechnet, unterwegs so viel Wild zu erlegen, um die Sundegepanne bis zum Polarmeer durchzufüttern. War Wild nicht zu bekommen, so mußte unser Vorhaben vom ersten Augenblick an scheitern, und diese Route war für uns ausgeschlossen. Unsere einzige Chance war, so schnell als möglich über Land die Westküste zu erreichen, doch der Bericht, daß dort wenig Schnee liege, schien dies zu verbieten. Immerhin mußte ein Versuch gemacht werden. Wir konnten unsere Sache nicht ohne harten Kampf aufgeben. Die böse Wahrscheinlichkeit des Mißlingens, keine Moschusochsen anzutreffen und die Expedition über einen anderen Weg auf das nächste Jahr zu verschieben, machten es notwendig, Franke¹ nach dem Hauptquartier zurückzuschicken, um unsere Vorräte zu bewachen. Es war nichts dagegen einzuwenden, daß die meisten von diesen Leuten mit umkehrten, doch nahmen wir ihre besten Hunde und Schlitten und tauschten einige Treiber aus.

Durch diesen Wechsel in den Anordnungen und den vorausgeschafften Vorräten von Kap Sabine und Kap Veile war jetzt jeder Schlitten mit 800 Pfund beladen. Weiterhin, in Flagler-Bai, wurde das Eis glücklicherweise besser und fast ganz schneefrei. Die vergrößerte Zahl der Hunde und glatte Fahrt verhalfen uns zu einem befriedigenden Vorwärtstommen, trotz der beständig fallenden Temperatur.

Die Spitze der Flagler-Bai wurde nach einem erschöpfenden Marsche von 40 km tief in der Nacht erreicht. Ein rauher Wind

¹ Im gleichen Verlage erschien: „Erlebnisse eines Deutschen im hohen Norden.“ Aufzeichnungen und Berichte Rudolf Frankes. Herausgegeben von Erwin Voldmann. Mit 60 Abbildungen und 3 Kartenskizzen.

bei -51° C hatte die Zunde beinahe lahm gemacht, und die Leute hatten sich nur dadurch aufrecht gehalten, daß sie neben den Zunden herliefen. Wir errichteten bequeme Behausungen und machten Vorbereitungen für eine Tagesrast. Am Morgen suchten wir das Land nach einem günstigen Wege zu durchforschen. Viele neue Frostbeulen waren wieder zu verzeichnen, und einer der Zunde starb vor Kälte. Doch unsere Gesellschaft war hierdurch keineswegs entmutigt. Wir waren voller Begeisterung, wie etwa Soldaten am Vorabend einer heißersehnten Schlacht. Die durch teilweise Rückkehr verringerte Zahl gewährte uns Extrarationen für Zeiten der Not, und das Land schien nicht so trostlos, wie es von den zurückkehrenden Eskimos geschildert war. Es wurde ein sicheres Versteck für allerlei notwendige Dinge hergerichtet, die wir auf der Rückkehr benutzen wollten; auch andere Sachen, die wir entbehrlich fanden, wurden hier zurückgelassen.

Erforschung eines neuen Weges über Apohon

Am frühen Morgen des 25. Februar waren die Hunde vor die schwerbeladenen Schlitten gespannt, und vorwärts ging's, hinein in das unbekannte Tal. Wir hatten uns vorgenommen, das Inlandeis zu überqueren und nach der Kannon-Bai hinabzusteigen. Im Sommer waren, nach Zerspringen der Eisdecke, die tobenden Gletscherwasser herabgestürzt und hatten eine weite Fläche in der Mitte ausgespült, die jetzt nur mangelhaft mit Eis und Schnee überdeckt war, und über die wir uns einen Weg bahnten.

An jeder Seite erhoben sich stufenförmige Abhänge zu jähren Klippen empor, über denen ich, in einer Höhe von etwa zweitausend Fuß, die blauen Mauern des Oberlandeises bemerken konnte, doch nirgends bot sich ein geeigneter Weg für den Aufstieg. Nun durchforschten wir die malerische Schlucht, denn ich wußte, daß unsere einzige Hoffnung war, über Land nach Bai-fjord vorzudringen. Die sanften Abhänge waren belebt von pfeilschnellen, schlauen Hasen. Einige von ihnen saßen bewegungslos mit gespitzten Löffeln, schlürften die erste goldige Luft des Sonnenaufgangs und erwarteten das Kommen neuen Lebens; andere sprangen umher in fröhlichem Spiel.

Den Felsen entlang fahrend, fanden wir überall stufenförmige Abhänge. Die Notwendigkeit, von einer Seite zur anderen zu fahren, um Eis oder Schnee zu finden, verlängerte unsere Reise. Nur der teilweise nackte Boden verursachte uns Schwierigkeiten. Die Temperatur betrug — 52° C, aber es herrschte kein Wind. Die oberen Abhänge erglänzten im vollen Sonnenschein. Uns wie ein Bach hinschlängelnd, rückten wir 32 km vor, über die hinaus wir im allgemeinen die gleiche Terraininformation fanden. Das Tal glich einem Engpaß. Wolkenbildungen verschiedener Art beobachteten wir oberhalb der Bergschluchten. An verschiedenen Stellen sahen wir alte Spuren von Moschusochsen. Ich wußte genau, daß,

wo Wildspuren über Bergketten führen, man sicher einen guten Übergang finden kann. Diese Regel gilt in der Arktis ebenso wie anderenorts. Jedenfalls gab es hier keine andere Wahl, und die Gefahr des Aufstiegs mußte riskiert werden. Weiter vordringend, fanden wir keine frischen Spuren von Moschusochsen. Einige Bärenfährten bemerkten wir zwar, und ein Weißfuchs folgte uns bis zum Lager. Wir schossen sechzehn Hasen, deren Fleisch eine überreichliche und schmackhafte Abendkost bot.

Am folgenden Tage wurde alles zur Stelle geschafft, und wir machten eine umfassende Pirsche auf Moschusochsen, aber vergebens!

Am Morgen des 27. Februar wurden schwere Ladungen auf unsere Schlitten gepackt. Wir kamen nur langsam auf dem Strombett vorwärts, bis das Tal eine Biegung machte und das Flußeis, in einem Lauf vereinigt, die Fahrt erleichterte. Hasen- und Fuchsspuren wurden zahlreicher. Die Abhänge zur Seite waren mit Gras und Moos bedeckt und meist frei von Schnee, den die scharfen Winterstürme fortgefegt hatten. Sanddünen und Kiesstreifen hatten sich angehäuft, während riesige Driften festen Schnees eine gefährliche atmosphärische Bewegung andeuteten. Hier, wußte ich, waren ausgezeichnete Weideplätze für Moschusochsen und Rentiere; aber eine sorgfältige Suche blieb lange Zeit ohne Erfolg.

Für uns waren jetzt Moschusochsen von vitalster Wichtigkeit. Der kürzere Weg über Schley-Land und nordwärts durch den Nansen-Sund war nur möglich, wenn wir unterwegs reichliche Jagdbeute machten. Gab das Jagderträgnis uns keinen genügenden Rückhalt, dann war unser Polarabenteuer auf seinen Ausgangspunkt zurückgeworfen.

Eines Tages, bei einer Temperatur von 73° C unter dem Gefrierpunkt und bei leichtem, aber scharfem arktischem Winde, dessen Kälte nadelgleich durch Mark und Knochen ging, suchten wir die steilen Abhänge des eisbedeckten Landes ab in der Hoffnung, dort Leben zu finden.

Drei Tage hindurch waren die Hunde nicht mehr gefüttert worden. Sie witterten in die Luft, prüften den Horizont, und suchten

nach Wild mit der Bier ihrer wölfischen Vorfahren. Hasen und Füchse wurden aus ihrem Winterschlaf aufgeschreckt, aber das war nicht das Wild, das wir begehrteten. Nur Fleisch und Fett in Massen konnten den Bedarf von mehr als hundert leeren Magen befriedigen.

Nach mühseligem Krapeln über Eishügel und kleinere Höhen, über mächtiges, glattes Felsgeröll hinweg, gelangten wir zu einem sich erweiternden Teile des engen schluchtengleichen Tales. Hier waren die silurischen Felsblöcke niedergebroschen und Gletscher und Gletscherströme in Geröll gewandelt, so daß sich grasbewachsenes Land von Fels zu Fels hinzog. Harte Winterstürme hatten den Boden reingefegt, so daß wir uns zur Rast niederließen und auch die Hunde ausruhten.

Jeder suchte das neue Land mit scharfem Auge zu erkunden. Die Hundeschwauzen waren auf die steilen Abhänge im Norden gerichtet, wo sie etwas witterten, aber sie waren zu erschöpft, um das übliche Jagdfeber zu entwickeln. Bald entdeckten wir drei dunkle, sich bewegende Gegenstände auf einem schneebedeckten, sonnenbeglänzten Hügel, unterhalb einer riesigen Klippe, ungefähr tausend Fuß über uns. „Ah-ming-mah!“ schrie Itukischuk. Die Hunde sprangen empor, die Männer ergriffen die Rieker, in einer Sekunde war der ganze Schlittenzug in wildester Aufregung.

Fünzig Hunde wurden vor drei Schlitten gespannt, drei verschiedene Schluchten stürmten sie hinauf, und die Schlitten rasten mit einer Ladung hin und her geschleuderter Leute hinein in den Kampf. Die Moschusochsen wandten ihre Häupter gegen die Angreifer und erwarteten mit stoischer Ruhe ihr Kommen.

Innerhalb einer Stunde lagen drei riesige Tierleiber unten auf dem Flußbett. Ein vorübergehendes Lager wurde aufgeschlagen, doch bevor das Fleisch gefror, hatte das meiste davon bereits die seit Tagen qualvoll danach lechzenden Gauen passiert.

Unseren Weg fortsetzend, kreuzten wir die Schlucht im Schneesturm, der hier weit unangenehmer als im Freien war. Es mußte etwas geschehen, denn lange konnten wir diese eiskalte, dicke Schneeluft nicht atmen. Die Schneemauern boten keinen Schutz, im

Gegenteil, ein Schneerutsch vergrub plötzlich uns alle. Doch das war unsere einzige Hoffnung.

„Grabt eine Grube!“ rief Kulutingwah. Jetzt eine Grube ohne Schaufel zu graben versuchen, während Schneemassen rasch herniederkamen, die Menschenkraft nicht zu entfernen vermochten, schien eine riesige Vergeudung von Lebenskraft. Doch ich hatte Vertrauen zu der Intelligenz meines Eskimogefährten und befahl alle Hände an die Arbeit. Die Eskimos sammelten sich an einer Ecke der Schneemauer und begannen zu schwatzen und zu rufen, während ich mich auf dem Felsen in einen Schlafsack vergrub, um meine zarte Haut vor einer Verwandlung in Eis zu bewahren. Alle paar Minuten kam einer der Leute, um zu sehen, wie es mir ginge.

Das Iglu machte gute Fortschritte. Zwei Männer arbeiteten jetzt drinnen, und nach Verlauf einer weiteren Stunde berichteten sie, daß vier Leute innen schafften; nach noch einer Stunde waren sieben Mann drinnen, und die anderen stapelten die Blöcke übereinander, die mit Messern aus dem Innern geschnitten waren. Eine Art Vorflur war gemacht worden, um den Wind vom Eindringen in die Höhle abzuhalten. Die im Innern arbeitenden Leute schwitzten.

Bald wurde mir mitgeteilt, daß das Iglu fertig sei, und ich verlor keine Zeit, seinen Schutz aufzusuchen. Es war eine viereckige Grube gegraben, gerade groß genug für die ganze Gesellschaft, wenn sie sich wie Sardinen in eine Büchse packte. Unsere Oberpelze wurden ausgezogen und mit Stöcken und Steinen ausgeklopft.

Über den Lampen brodelte traulich dampfendes Moschusochsensteak. Die Hunde waren in der Schlucht angebunden, denn ein besseres Nachtlager gab es nicht. Wir selbst saßen 15 Fuß unter dem Schnee. Das Geulen des Schneesturmes hatte sich verloren. Das blendende Schneetreiben über dem Eingang war wirkungsvoll durch einen Schneeblock als Tür abgeschnitten. Zwei Löcher bewirkten die Ventilation, und der gewaltige Unterschied zwischen der Luft drinnen und draußen sorgte für den nötigen Durchzug.

Als wir am nächsten Morgen auftauchten, war der Himmel klar, und es wehte ein leichter Westwind bei einer Temperatur von

— 61° C. Zwei Hunde waren in der Sturmnacht erfroren und die übrigen am Rande der 15 Fuß hoch zusammengewehten Schneemauer begraben. Eine Untersuchung der engen Schlucht zeigte weiteres Geröll und Felsblöcke, die die Schlittensfahrt unmöglich machten. Ein Weg wurde über die seitlichen Höhen gebahnt; es war ein harter Tag! Daß wir dabei nicht Hals und Beine brachen und die Schlitten nicht zertrümmert wurden, schien mir ein Wunder. Aber wenn wir auch mit den Lawinen herunterstürzten, fielen wir stets in ein weiches Schneebett. Wir kamen etwa 16 km vorwärts, und einen Abstieg von 300 m machend, lagerten wir zum erstenmal auf einem Gletschersee.

Die Temperatur betrug jetzt — 61,5° C, und obgleich etwa neun Stunden hindurch gutes Licht herrschte — das Zwielicht eingerechnet —, hatten wir unseren Vormarsch doch allzusehr ausgedehnt und mußten nun die Iglus im Mondenschein bauen. Wir waren froh, als endlich das Licht in dem kleinen Schneedom aufleuchtete und bei seinem Schein die letzten Fugen abgedichtet wurden.

In der Dämmerung des eisigen Morgens machte ich die Entdeckung, daß unser Weg vorwärts von einem großen Gletscher blockiert war und die von ihm herabgestürzten Eisblöcke den einzigen uns zu Gebote stehenden Pfad verbarrikadierten. Etwa 1,5 km weit mußte zwischen diesen Eisbarrieren ein Weg ausgehauen werden, was die volle Kraft aller Leute für einen Tag in Anspruch nehmen mußte. Ich zog aus diesem Aufenthalt den Nutzen, die Landschaft, durch die wir den Übergang erzwingen mußten, zu durchforschen. Das Tal war von alten Gletschern und mehreren neuen Rinnen durchschnitten, an denen zwei von besonderer geologischer Formation zu unterscheiden waren. Im Norden erhoben sich silurische und Kambrio-silurische Felsen, im Süden dagegen hohe Klippen von Urgestein.

Mit Kamera, Feldstechern und anderen Instrumenten im Rucksack kletterte ich in eine Bergschlucht und erstieg dann die Höhe der nördlichen Abhänge. Der Boden war hier absolut ohne jede Vegetation, aber alte Moschusochsenspuren deuteten auf einiges Leben hin. Aller Schnee war in die Tiefen des Unterlandes geweht, und

über die eisglatten Steine krapelnd, wurde mir das Fußfassen äußerst schwer.

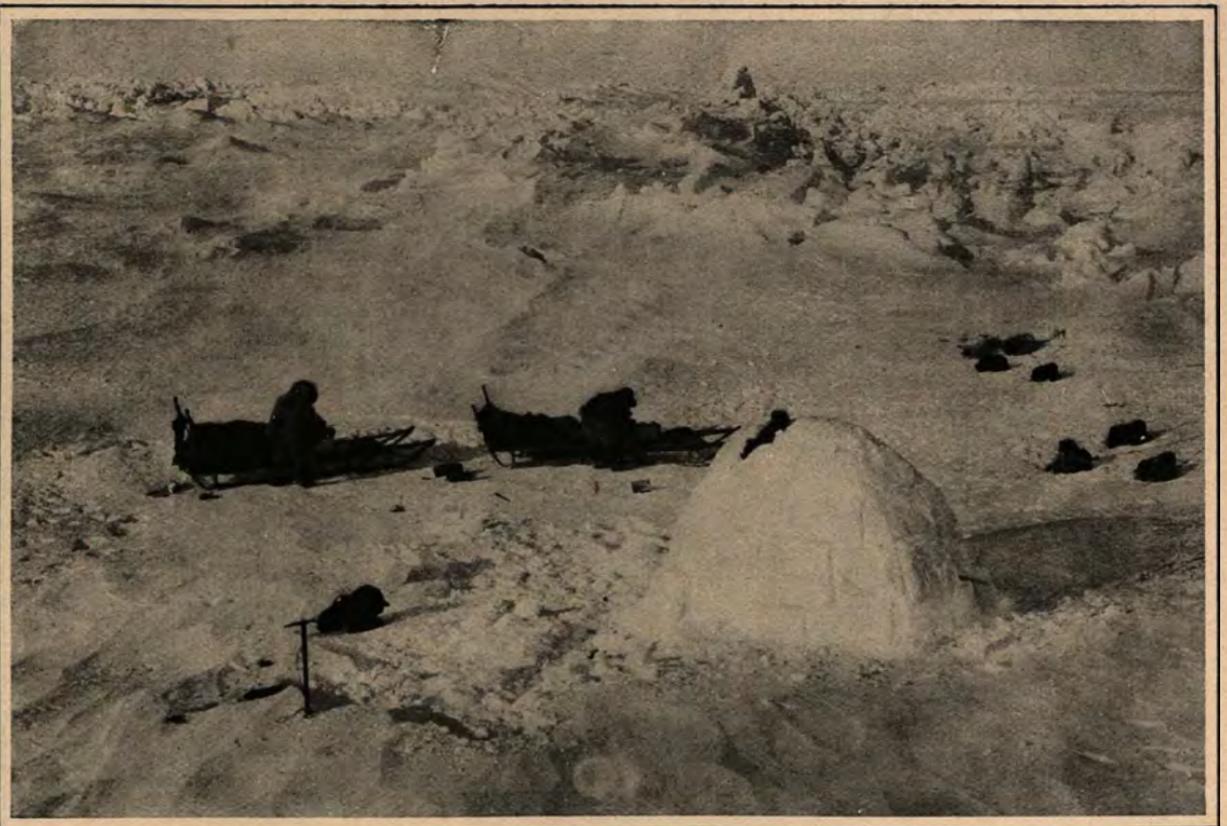
Die Durchschnittshöhe der Berge schätzte ich auf 300 m. Nach Nordosten zog sich einige Kilometer weit allmählich ansteigendes Land hin, dahinter der Rand des Inlandeises; nach Nordwesten war das Land wieder von wellenförmigen Hügelrn bedeckt, hinter denen ich jedoch kein Landeis bemerkte. Die Klippen südwärts waren etwa von gleicher Höhe, aber bis zum Kamm mit einer Eiskappe überzogen. Das fortwährende Gerüberfluten der Schneemassen in die Schluchten hatte fünf überhängende Gletscher gebildet.

Der erste Gletscher lag an der Wasserscheide und versorgte die Wasserläufe, die im Sommer als reißende Ströme den atlantischen Abhängen zueilten. Es war ein mächtiger Eisstrom, fast 2 km breit und gekennzeichnet durch riesige Klippen, die wilde Abgründe trennten und Zerklüftungen des Bodens anzeigten, über die er von seiner eisigen Höhe ungestüm herabstürzte. Diesen von der Wasserscheide östlich fließenden Strom, dem der Gletscher das Leben gibt, will ich Schley-Fluß nennen, zu Ehren des amerikanischen Konteradmirals Schley.

Der Strom westlich der Wasserscheide fließt zwischen malerischen Felsen hin und stürzt in Fällen in eine riesige Bergschlucht und dann hinunter zum Bai-Fjord, in die Fluten des Großen Ozeans. Diesem Strome gebe ich, zu Ehren des Generals A. W. Greely, den Namen Greely-Fluß.

Der zweite und dritte Gletscher bilden überhängende Massen von etwa einem Kilometer Breite und führen im Sommer dem Greely-Flusse riesige Wassermengen zu.

Der vierte ist ein mächtiger Gletscher mit einer schimmernden, blauen Oberfläche, ein Tal schließend und einen See von 5 km Länge und 1,5 km Breite bildend. Der See liegt hinter dem steilsten der jäh abstürzenden Gehänge. Die Oberklippen des eng eingeschlossenen Tals sind, nach Flagler-Bai hin, von hier aus noch sichtbar, und im Westen erblickt man die Berge und Klippen, die sich oberhalb Bai-Fjord hinziehen. Unter ihnen sah ich die ersten



Uglubau für tägliches Lager



Bei Kap Svartevog (Subbarb)

Eismassen des Pazifik, auf dem sich unsere späteren Schicksale abspielen sollten. Zu diesem Meerespiegel war ein leichter Abstieg von 150 m über Flußeis und Schneedrift, der, wenn das Glück günstig war, einen Tagesmarsch von 32 km bedeutete.

Als ich ins Lager zurückkehrte, wurde mir berichtet, daß nicht nur der Pfad ins Eis gehauen war, sondern daß auch schon viele Schlitten bis zu dem jenseitigen guten Eise vorgedrungen seien. Zwei Schlitten aber waren schwer havariert und mußten in der Dämmerung ausgebessert werden, bevor wir aufbrachen.

Der Tag war köstlich. Zum ersten Male empfand ich wieder die Wärme der Sonne; sie drang durch den dicken Pelz auf meinen Schultern mit der Zärtlichkeit einer warmen Menschenhand. Schon der bloße Gedanke an die belebende Sonne wirkte wie ein heilsamer Wärmestrahle, doch gleichzeitig stand das Thermometer sehr tief, auf $-61,4^{\circ}\text{C}$. Das Kälteempfinden ist bei normalen Verhältnissen ein zuverlässiger Gradmesser in seiner Wirkung auf die tierischen Funktionen, aber als physikalisches Instrument bildet es einen unzuverlässigen Wärmemesser. Wäre ich aufgefordert worden, die Tagestemperatur zu schätzen, so hätte ich gesagt: Na, so um -30°C herum.

Die Nachtlust war so bitterkalt, daß wir das Iglu nicht erwärmen konnten, und so schürten wir denn unser inneres Feuer mit warmem Getränk, um in behagliche Stimmung zu kommen. Zunächst nahmen wir glühendheißen Kaffee, reichlich mit Zucker versehen, und Biskuit, dann ferner in Würfel geschnittene Butter, die wir als Käse zu Moschusochsenfleisch, das mit dem Beile zerhackt war, aßen. Delikate, in Erbsensuppe gekochte Hasenlenden und Keulen dienten als Nachtisch.

Unser Verbrauch an Zucker und Fett war jetzt sehr bedeutend. Glücklicherweise war während der Fahrt bis zur Polarsee kein schweres Hindernis für das Fortschaffen der Vorräte, und wir hatten uns gut ausgerüstet mit dem Luxus von Zucker und anderen Lebensmitteln der Zivilisation, von denen wir später viel zurücklassen mußten.

Bei der ungemein niedrigen Temperatur fand ich erhebliche

Schwierigkeit, die kurzen Notizen unseres täglichen Tun und Treibens niederzuschreiben. Das Papier war so kalt, daß der Bleistift darauf kaum eine Spur zurückließ; ich mußte einige Augenblicke jede Seite und den Stift erwärmen, bevor ich zu schreiben beginnen konnte. Die gleiche Prozedur mußte ich mit meinen Fingern vornehmen, ehe sie so weit erwärmt waren, um den Bleistift zu halten. Alles dies mußte am Licht und an der Wärme der Tranlampe geschehen.

Um an Öl zu sparen, wurden später die Lampen, ehe wir schlafen gingen, ausgelöscht. Dann waren wir am Morgen ganz und gar mit Schnee bedeckt, der durch unsere Ausatmung entstand.

Schwer war es mir, in der Dämmerung, mit den Händen in Pelzhandschuhen, zu arbeiten; aber die Eskimos verstanden es sehr geschickt, in ihren Fausthandschuhen zu hantieren. Die zerbrochenen Schlitten waren bald wiederhergestellt, und weiter ging's, über holperiges Eis hin und her geschüttelt, längs eines Gletscherfeldes, bis der Fluß eine glänzende Fahrstraße bot, über die die Hunde in rasender Geschwindigkeit hingaloppierten. Wir fuhren so lange, wie die Kälte es gestattete. Der Fluß fiel zwischen malerischen Hügeln herab; sorglich schauten wir nach Wild aus, aber kein Zeichen eines Lebewesens war zu erspähen, außer den immer wiederkehrenden Spuren der Moschusochsen aus dem vergangenen Jahre.

Als wir uns jedoch nahe der Flußmündung dem Strande näherten, bemerkten wir frische Spuren von Hasen und Moschusochsen und, sobald wir südlich vom Bai-Fjord anlangten, fanden wir sogar Bären- und Wolfsfährten, so daß die Augen der Jäger und Hunde ordentlich vor Jagdlust funkelten.

Die Sonne ging hinter hohen Bergzacken nieder und übergoß den Himmel mit leuchtenden Tinten. Der Westen erstrahlte goldig, und das Eis war von dunkelroten Lichtern überloht, die aber keine Wärme gaben. Die Temperatur betrug $57,8^{\circ}$ C. Fünf- und zwanzig Meilen hatten wir bereits zurückgelegt, und einen Punkt, etwa 16 Kilometer weiter, gedachten wir als Lagerplatz zu wählen, als alle meine Begleiter, anscheinend zugleich, auf einem

Bergrücken im Norden eine Moschusochsenherde sich gegen den Himmel abheben sahen.

Die Entfernung mochte gegen 5 km betragen, aber die Falken-
augen der Eingeborenen entdeckten die schwarzen Punkte. Wir
suchten die Schlucht mit unseren Riekern ab. Plötzlich rief ein
Eskimo in jubelndem Ton: „Ah-ming-ma! Ah-ming-ma!“ Ich
konnte nur einige dunkle Flecken auf dem Schnee bemerken, die
wie hundert andere auf den Bergen aussahen und die ich für
Felsen hielt. Ich richtete meinen Rieker nach dem Bergrücken, auf
den die Eskimos starrten, und, ganz sicher, da standen drei Moschus-
ochsen auf dem steilen Schneeabhang; sie schienen die Winterschnee-
felder aufzugraben, um darunter Weidenkrüppelholz zu finden.
Die Tiere waren nicht nur 5 km entfernt, sondern auch, schätzungs-
weise, tausend Fuß über uns.

Die hinderliche Ladung war schnell von drei Schlitten herunter-
geworfen. Flinten und Messer wurden sorglich festgebunden. In
wenigen Augenblicken waren die langen Seilen angelegt, und wir
fausten davon, zwei Mann auf jedem Schlitten, mit doppeltem
Vorspann von zwanzig Sunden.

Die Tiere galoppierten mit einer Geschwindigkeit, daß die
Schlitten wie Gummibälle über die felsigen Unebenheiten, über
glattes Eis und hartgefrorenen Boden dahinsprangen, und wir
hielten uns mit aller Kraft an den Schlitten fest. Die Sunde
störte es nicht, ob sie über Felsen oder Schnee liefen und ob die
Schlitten auf guter Bahn glitten oder in Windungen einher-
schlingerten; für uns war das aber ein großer Unterschied, und
wir verloren viel Kraft in dem unausgesetzten Bemühen, Purzel-
bäume zu vermeiden. Wir wagten es nicht, uns einen Moment
loszulassen, denn, hätten wir es getan, so würden wir schmerzhaft
Beulen und zerrissene Kleider davongetragen haben und hätten
von der Jagd abstehen müssen.

Es beanspruchte nur wenig Zeit, die 5 km zurückzulegen. Das
letzte Vordringen unternahmen wir durch drei verschiedene
Schluchten, und die Moschusochsen verschwanden für einige Zeit
unseren Blicken. Als sie uns wieder zu Gesicht kamen, waren sie

weder beunruhigt, noch wurden sie es, bis wir zum Angriff von drei Seiten her fertig waren.

Alle Hunde, bis auf je fünf für jeden Schlitten, wurden von den Sielen befreit und stürzten in wildem Lauf auf die Ochsen los.

Die Ochsen versuchten durch eine Bergschlucht zu entkommen, aber das war zu spät. Die Hunde waren auf allen Seiten, und das einzige, was die Ochsen tun konnten, war, laut zu brüllen und zu einem Laufen zusammenzuspringen, mit den Schweifen gegeneinander und die Häupter gegen den Feind gewendet. Es waren im ganzen sieben Moschusochsen, und sie versuchten, die Hunde in sicherer Entfernung von sich zu halten.

Die Hunde pirschten sich bis auf wenige Fuß heran, fletschten die Zähne und stießen ein Wolfsgeheul aus; ab und zu sprang ein Ochse aus dem Kreise heraus, mit gesenktem Kopf und der Absicht, die Hunde zu spießen. Die Hunde waren jedoch stets zu schnell, um von dem wütenden Stoß getroffen zu werden, und jedesmal beim Zurückweichen fühlte der Ochse die Hundefänge in seinen Schenkeln.

Nach mehreren solchen Angriffen hielten die Stiere mit vorgestreckten Hörnern ihre Stellung, während die Hunde, die unter diesen Umständen nicht wirksam anzugreifen wagten, im Kreise herumsaßen und ein blutdürstiges Geul ausstießen. Inzwischen kamen die Eskimos und ich herbeigeeilt.

Der Kampf war bald zu Ende. Ich knipste meine Kamera auf einen alten Stier, der in diesem Augenblick durch die Hunde brach und von einem Rudel von ihnen auf eine Klippe getrieben wurde, wo er sich in einen 500 Fuß tiefen Abgrund stürzte. Die übrigen Ochsen waren bald von den Jägern erlegt.

Die Sonne ging hinter Bergen von Eis unter, und das purpurne Zwieliht erlosch schnell. Es war sehr kalt, und der Atem jedes Mannes kam hervor wie der Dampfstrahl aus einem Kessel. Die Temperatur war jetzt 62,8° C. Es durfte keine Zeit beim Abhäuten des Wildes verloren werden, die Eskimos waren schnell am Werk und zeigten eine Geschwindigkeit, wie sie nur noch die Indianer besitzen.

Während meine Gefährten an der Arbeit waren, wanderte ich umher, um mir Sonderheiten dieser Heimat der Moschusochsen anzusehen. Der Berg lag den Stürmen ausgesetzt und war von Schnee ganz freigelegt. Hier wuchs Gras, Moos und verkrüppeltes Weidengestrüpp in Massen bis hinunter ins Flußbett. Ich fand fossile Stümpfe großer Bäume und kleine Überreste von Holzkohle. Das Land hatte offenbar in der Voreiszeit einen reichen Pflanzenwuchs besessen; jetzt aber bot das allgemeine Aussehen nur den Anblick eisiger Hoffnungslosigkeit. Dennoch hatte die Natur in dieser trostlosen Schneewüste die Tiere in ihrem harten Kampf ums Dasein mit Nahrung bedacht.

Spuren von Füchsen und Wölfen zeigten sich überall, während nahe auf einer kleinen Anhöhe ein Polarhase mit gespitzten Löffeln saß und sehr überrascht über unser Erscheinen war. Durch den Kieker bemerkte ich auf den benachbarten Hügeln drei weitere Herden Moschusochsen, doch erzählte ich das den Jägern nicht, denn sie würden nicht geruht haben, bis alle Tiere erlegt wären. In einem Lande des Hungers und der Kälte lebend, ist der Eskimo unersättlich nach Wild. Wir hatten für die nächsten paar Tage so viel Fleisch, als wir nur brauchten, und es war viel leichter, es zu ergänzen und bei Bedarf mehr zu besorgen, als jetzt fast undenkliche Ladungen fortzuschaffen. In unglaublich kurzer Zeit waren die Felle herunter, die Knochen aus dem Fleisch gelöst und dieses in kleinere Stücke zerlegt, so daß man es mit dem Beil zerhauen konnte, wenn es gefroren war. Sorglich in Felle gepackt, erschienen die Ladungen nicht groß.

Eine Auswahl guter Bissen wurde für baldigen Gebrauch besonders gepackt, das andere mochte gefrieren. Ich betrachtete die enormen Fleischmengen und wunderte mich, wie diese zum Lager geschafft werden sollten, aber die Eskimos beunruhigte solch ein Gedanke nicht. Ein Stück nach dem anderen wanderte mit einem Sapps in die Gundekehlen. Keine Kraftanstrengung wurde auf das Rauen verschwendet. Ein Zusammenschnappen der Kinnladen, ein Drehen des Genicks, die Arbeit des Fressens war beendet, und der Magen begann zu schwellen. Doch die Gunde waren noch nicht

an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, denn als der Schnee von dem zurechtgeschnittenen Fleisch gereinigt war, begann ein Janf um den Besitz der fahlen Knochen.

Mit nur geringen Fleischvorräten auf den Schlitten begannen wir den Abstieg, die Begeisterung der Hinfahrt aber war verfliegen. Die Hunde waren zu vollgefressen, um zu laufen, sie rollten einfach die Abhänge hinunter, und wir zogen unsere Schlitten selbst.

Der Moschusochse, der den Todesprung getan hatte, wurde unterwegs aufgefunden und als Reservefleisch mitgenommen. So war es Mitternacht, bevor wir das Lager aufschlugen. Der Mond leuchtete hell. Die Luft war voll feuchter Kälte, aber ruhig, und infolgedessen litten wir nicht sonderlich unter dem Frost.

Zwei bequeme Schneehäuser wurden errichtet, und drinnen wetteiferten unsere Schmausereien mit denen der Hunde. Das war erfahrungsgemäß der höchste Genuß des Lebens in den arktischen Einöden — die Jagd auf Moschusochsen, mit dem Vorteil der seit alters her gesammelten Erfahrungen. Das von unserem Schmausen übriggebliebene Fleisch wurde in schützende Felle gepackt und im Schnee vergraben. Als wir es am nächsten Morgen herausnahmen, war es noch warm, obgleich das Minimal-Thermometer — 62,2° C für die Nacht zeigte.

Einige Minuten vor Mittag ließen wir auf unserem nächsten Marsche den Schlittenzug halten. Wir saßen auf unseren Packen und warteten, den Blick nach Süden gerichtet; auch ein Eskimo hat ein Auge für Farben und eine Seele, die für Schönheit empfänglich ist. Eine wundervolle Stimmung gedämpften Lichts und matter Tinten spielte sich vor uns wie eine Farbensymphonie ab und begeisterte meine Gefährten zu Ausrufen der Freude.

Langsam und majestätisch stieg die goldene Scheibe empor. Die Hunde ließen ein weithin schallendes Gebell hören, und die Eskimos begrüßten den Tagesgott mit wilden Gesängen. Die Sonne, ein glühendroter Ball, streifte die winterlichen Konturen von dem purpurnen Schneeschimmer des Gebirges. Das Packeis war plötzlich wie eine immer wechselnde Farbenfläche beleuchtet, Gold und

Purpur flossen ineinander, und alle Farben des Regenbogens fluteten darüber hin.

Bald wandelte sich die Färbung in Blau, und schließlich erschien der Himmel wie mit roter Flammenglut übergossen. Dann sank die große leuchtende Kugel langsam in die wie von Feuer erglühenden Eismeere. Die schneeigen Häupter der Berge über uns erglänzten in warmem Schimmer. Dann bekam das Eis wieder seinen violetten Schein, der in Blau überging, und winterliches Dunkel benahm dem Auge die Farbe und der Seele die Freude.

Auf Wildfährten zum Ende des Landes

Die Küsten der Polarsee

Der 2. März war hell, klar und ruhig. Das Eis war glatt und gerade genug mit Schnee bedeckt, um die Hunde vor dem Zerschneiden ihrer Pfoten zu bewahren. Die schweren Schlitten glitten leicht dahin, aber die Hunde waren zu sehr voll Fleisch gestopft, um ein rascheres Tempo anzuschlagen. Die Temperatur war $-61,7^{\circ}$ C. Wir fanden es angenehm, zu marschieren, und gingen hinter den Schlittenständern her. Einige frische Bärenspuren kreuzten unseren Weg. Das zeigte an, daß Bären eine Entdeckungstour entlang der Küste gemacht hatten, gerade wie wir es beabsichtigten. Als die Hunde diese Spuren witterten, vergaßen sie ihren überladenen Magen und legten sich mit voller Kraft in die Seile, aber wir vermochten noch im Lauf mit ihnen Schritt zu halten, und diese Strapaze brachte uns nicht in Schweiß.

Als wir die letzte Landspitze passierten, bemerkten wir vier Herden Moschusochsen. Die Eskimos wollten sofort auf sie Jagd machen, aber ich versuchte sie davon abzubringen, was mir sicherlich nicht gelungen wäre, wenn wir nicht die Bärenspur gekreuzt hätten.

Lange nach Sonnenuntergang, als wir dabei waren, das Lager aufzuschlagen, wurde ein Bär gesichtet, der hinter einer kleinen Zügelkette auf uns zukam. Die Dunkelheit brach herein. Es war das Werk eines Augenblicks, unsere Sachen auf das Eis zu werfen und die Hundegespanne auf die Spur des Bären zu setzen. Aber das Tier war mager und hungrig und bot uns eine bequeme Jagd. Als wir auf den Bären losgingen, stutzte er zwar, aber nur, um auf seinen mächtigen Pranken die Entfernung zwischen unseren Hunden und sie bald weit hinter sich zu lassen. Die Jagd wurde etwa 5 km über das Eis fortgesetzt. Dann wandte sich Meister Petz mit großer Schlaueit dem Lande und den steilen Abhängen

zu und führte uns über hügeligen, fahlen Boden, Felsen und tiefe Schneefelder. Er gewann den Gipfel der hohen Klippe, während wir in der Dunkelheit, noch zwischen den Felsen des Grundes, tausend Fuß unter ihm umhertasteten.

Wie stiegen jetzt von den Schlitten und ließen die Gunde los, die eine Schlucht hinaufkrannten, in welcher der Bär einen Pfad getreten hatte. Nach kurzer Zeit hörten wir ihr befriedigtes Geheul, das uns die Einkreisung des Bären verkündete. Er hatte sich auf einen tafelartigen Felsen postiert, der für die Gunde schwer zu erklettern war, und ringsherum waren steile, schneebedeckte Abhänge, die die Gunde, einer nach dem anderen, herabgefugelt kamen. Mit einem leichten Stoß seiner Taze konnte der Bär die angreifenden Gunde über die schwindligen Höhen herabwerfen. Seine Stellung war für die Gunde uneinnehmbar, aber so war er ein prächtiges Ziel für Itukischuk. Dieser treffliche Jäger erhob seine Büchse, ein Schuß krachte, und der Bär rollte denselben Abhang herab, den er die Gunde heruntergeschleudert hatte. Vor seinen toten Körper wurde ein Rudel starker Gunde gespannt und dieser zum See-Eis hinuntergeschleift. Rasch abgehäutet und aufgeteilt, war der Bär für die stets hungrigen Gunde nur ein Maul voll.

Es war fast Mitternacht geworden, als wir zu unseren Schlittenladungen zurückkehrten. Bei fehlendem Mondschein und der niedrigen Temperatur war es schwierig, Schneehäuser zu errichten. Eine der niedrigsten Temperaturen des Winters wurde in dieser Nacht mit $-63,9^{\circ}\text{C}$ erreicht.

Die Morgensonne des 3. März ging in warmen Farben auf und malte die uns umgebende Eismwelt in den köstlichsten Tinten, vom zartesten Rosa bis zum fatten Altgold. Es war seltsam, daß wir bei dem Glanz dieser hinreißend schönen Pracht einen der kältesten Tage verzeichnen mußten.

Mit der Rückkehr der Sonne in die Arktis tritt die kälteste Jahreszeit ein. Das Licht ist stark purpurn, und man fühlt sich versucht, den lebhaften Sonnenstrahlen einen wärmenden Einfluß zuzuschreiben, der aber noch fehlt, weil die Richtung der Bestrahlung

eine zu schräge ist. Die nächtig düstere Oberfläche hindert die jungen Sonnenstrahlen eine irgend nennenswerte Wärme zu verbreiten, und die beständig fallende Temperatur zeigt an, daß die Erdrinde infolge der langentbehrten Sonne noch unbeeinflusst in ihrer Eiseskälte verharret. Wegen der Andauer der Erdausstrahlung haben wir beim Aufgehen der Sonne die kälteste Witterung des Jahres.

Es ist eine glückliche Vorsorge der Natur, daß diese eisigen Tage der wieder aufsteigenden Sonne gewöhnlich von völliger Windstille begleitet sind. Wenn Wind und Stürme kommen, hebt sich die Temperatur rasch. Es wird angezweifelt, ob überhaupt ein Lebewesen einen Sturm bei $-62,2^{\circ}\text{C}$ aushalten kann. Ein stiller Reiz steigt mit dieser Periode der Sonnenhelle herauf. Die Lebensgeister erstarren in Frohsinn, und wenn auch das Quecksilber gefroren ist, fühlt man sich behaglich, sofern man zweckmäßige Kleidung trägt. Das sanfte Licht, purpurn und goldig oder violett und rosa, das auf den schneeigen Abhängen lagert, vertreibt die Schwermut der langen Nacht, während die hellglänzende Frostluft die Spannkraft zurückbringt und die blassen Wangen bräunt. Diese Ruhe hat ihren Reiz, mit dem die Phantasie spielt. Nicht die Harmonie des Schweigens, nicht die goldige Sonneneinsamkeit oder die totenähnliche Ruhe der winterlichen Finsternis gleicht dieser Schweigsamkeit der höchsten Kältegrade, die ihre eigene Schönheit besitzt.

Jeder Eiszapfen war mit Reif geziert, auf dem alle Regenbogenfarben spielten. Jeder Tritt war gedämpft durch den Schnee. Die Berge, die jetzt in den neuen Glanz hineinragten, von bunten Schatten umrahmt, erhoben sich gegen den hellen Himmel wie gewaltige Bildsäulen.

Der Bär bewundert seinen Schatten, und der Fuchs äugt rückwärts nach seiner buschigen Rute, eine neue List ersinnend, denn seine nächtlichen Tricks verschlagen bald nicht mehr. Der Hase sitzt mit ehrerbietig übereinandergelegten Vorderläufen, als bringe er Dankgebete dar. Der Moschusochse steht im lichtesten Sonnenschein in seinem wundervollen Fell von Blau und Schwarz und

genießt die erste Himmelsgabe — ein Sonnenbad, und der Mensch schwebt in Träumen höchster Glückseligkeit.

Schatten ziehen stets das Augenmerk kulturell niedrigstehender Völker und Kinder auf sich. In einer Welt, wie die, in die wir einzudringen im Begriff waren, gab es wenig, worauf das Auge nach dem fortwährenden Glanz und Flimmer hätte ausruhen können, und so besaßen die Schatten doppelten Reiz.

Als wir am 3. März zuerst unsere Schatten beobachteten, ließ ich es mir nicht träumen, daß ein so einfacher Vorgang sich zu der hohen Bedeutung eines Beweises für die Eroberung des Pols erheben würde. Seitdem bin ich zu dem Schluß gekommen, daß, wenn ein Beweis dieses vielerörterten Problems überhaupt möglich ist, dieser in der überzeugenden Gewißheit gerade solcher geringfügiger Vorgänge, wie der Schatten, zu finden ist.

Demgemäß habe ich jedes Merkzeichen und jedes Wahrnehmen besonderer Naturerscheinungen auf der Reise genau geprüft.

Auf unseren täglichen Märschen von Bai-fjord wurden uns die Schatten ein Gegenstand von erheblichem Interesse und Wichtigkeit. Die Eskimoseele ist etwas vom Körper Besonderes, und die Eingeborenen glauben, daß sie ihnen im Schatten folge. Aus diesem Grunde sind stürmische, sonnenlose Tage traurige Zeiten für die Eskimos, denn die Gegenwart der Seele ist dann nicht offenkundig. Die Nacht hat die gleiche Wirkung, obgleich der Mond oft klar umrissene Schatten zeichnet. Die Eskimos glauben, daß sich die Seele zeitweilig vom Körper trennt, und wenn sie dies tut, kommen allerhand rebellische Geister, die dem Körper innewohnen, über sie, und bringen sie in alle möglichen Ungelegenheiten.

Nicht nur jeder Mensch und jedes Tier hat seine eigene Seele, die sein Schicksal bestimmt, sondern jeder Teil des Körpers hat einen besonderen Geist — der Arm, das Bein, die Nase, das Auge, das Ohr und jeder andere anatomisch erdenkliche Körperteil leben ihr individuelles Sonderleben. Die gesondert als Schatten wandernde Seele ist das Agens.

Die Eskimos können sich überdies nicht die Vorstellung irgend-eines leblosen Dinges machen. Das Land, das Meer, die Luft, Eis

und Schnee haben ihre individuellen Geister, die ewig miteinander in Streit liegen. Selbst Berge, Täler, Felsen, Eisberge, Holz, Eisen, Feuer — alles hat seine Geister. Alles dieses gibt den Eskimos ein eingehendes Interesse an der Schattenbeobachtung, wenn auch in ihrer Beziehung zu Trübsal und Tod.

Wollte man ihr religiöses Glaubensbekenntnis ausarbeiten, so würde dies lange Zeit beanspruchen. Selbst nur der eine Teil, der die Schatten betrifft, ist zu hoch für mich. Auf unserem nunmehrigen Marsche nach Svartevog beobachtete ich, daß die scharfen Augen der Eskimos in den Schatten Ereignisse und Prophezeiungen des Lebens entdeckten, Geschichten, die Bände füllen würden. Der Schatten ist lang oder kurz, scharf oder verschwommen gezeichnet, hell oder dunkel, blau oder rötlich, lila oder schwarz, jede Phase hat ihre besondere Bedeutung. Sie prophezeit Glück oder Unglück auf der Jagd, Krankheit und Tod in der Zukunft, die Gegenwart oder die Ruhelosigkeit der Seelen verstorbener Freunde; manchmal sind sogar die Seelen der Lebenden darunter, und dann ist Liebe oder Intrige im Spiel. Alle Leiden des Lebens lassen sich aus den Schatten herauslesen. Am bedeutungsvollsten sind die verschwommenen, geisterhaften, düsteren Strichschatten, die dem Körper bis etwa eine Woche vor dem Sonnenuntergang im Oktober folgen. Dann ist die ganze arktische Welt trübe gestimmt und leicht zu Tränen geneigt.

Nicht immer gleichzeitig mit der wiederkehrenden Sonne kommen die Schatten zurück. Fortgesetzte Stürme verhüllen die Sonnenstrahlen so, daß nur ein unsicheres, zerstreutes Licht die in langem Nachtdunkel liegenden Schneefelder erreicht. Als meine Begleiter aus Freude über das Erblicken der ersten Schatten in Jubel ausbrachen, wußte ich mir kaum zu erklären, weshalb ein Freudenrausch das ganze Lager erfaßte. Mit von dem neulich erbeuteten Moschusochsenfleisch überladenen Magen hatten wir geschlafen, als plötzlich die Sonne durch ein Gewirr flammendroter Wolken brach und unseren Schneepalast wie mit elektrischem Licht durchglühte. Die Temperatur war sehr niedrig, aber die Leute sprangen halb angekleidet hinaus und tanzten vor Freude.

Die Schatten waren, lang und scharfumrissen, von dunkler, rötlich-blauer Farbe. Sie tanzten mit ihnen. Das gab den Eskimos ihre gewohnte Lebensfreude wieder. Dann folgten die Freuden der durchdringenden sonnenhellen Tage mit kristallklarer Luft und blendendem Geglitzter, dabei nicht zu vergessen Tage nervenzerüttender Kälte mit der sehr niedrigen Temperatur von -64° C.

Bei dem Vordringen nach Norden nahmen, in meinen Augen, die Schatten weder merklich zu noch ab, aber die Eskimos hatten auf unseren weiteren Märschen ein nicht endenwollendes Gesprächsthema in betreff der Veränderung dieser Schatten. Sie prophezeiten Sturm oder Wild an bestimmten Orten und lasen aus den Schatten die Geschichte heimatlicher Verwicklungen in dem adamlosen Paradiese heraus, das wir fern an der grönländischen Küste zurückgelassen hatten.

Unser Abenteuer mit dem Bären brachte uns auf einen Weg, der das Vorwärtskommen erleichterte. Weiterhin nahm die Tiefe des Schnees mit jeder Meile zu. Für die erste Meile banden wir Schneeschuhe unter unsere Füße, mußten aber um Mittag im Marsche aufhalten, da wir plötzlich von fünf Wölfen angegriffen wurden. Unsere Büchsen waren zur Verteidigung bereit; es sollte jedoch nicht eher geschossen werden, als bis der eigentliche Kampf begann. Die Bestien standen in enger Reihe, sahen gelblich-weiß aus, mit einem grauen Streifen auf dem Rücken, erschienen aber in größerer Entfernung ganz weiß. Sie kamen mit einem heiseren, hungrigen Geheul, das uns erschauern ließ, von den Bergen herab. Die Hunde merkten auf, zeigten aber keine Neigung zur Jagd.

Die Wölfe schlichen in einiger Entfernung an den vorderen Schlitten vorbei und sammelten sich um das hinterste Gefährt, das vom Zuge getrennt war. Der Treiber wandte sich mit seinem Gespann, um im Kampfe zu helfen. Als die Schlitten herankamen, wurden die Gespanne angehalten; die Wölfe setzten sich und erhoben ein rasendes Wutgeheul. Die Hunde waren unruhig, aber wedelten nur mit den Schwänzen, während die Leute schußbereit stillstanden. Das Geheul der Wölfe verstummte, der Kampf war entschieden. Als sie sahen, daß wir zu zahlreich waren, machten die

heulenden Bestien kehrt und rannten in vollem Lauf die schneeigen Abhänge empor, von denen sie gekommen waren. Unser Schlittenzug wurde wieder in Reih und Glied gebracht, und durch den tiefen Schnee pflügten wir westwärts.

In zwei schwierigen Märschen erreichten wir Eureka-Sund.

Längs der Südküste von Apohon, und auch Nord-Devon entlang, verfolgten Wölfe fast täglich unsere Spuren.

Im äußersten Norden ist der Wolf, ebenso wie der Fuchs, schneeweiß mit schwarzen Spitzen an dem Gehör und Flecken über den Sehern, während in den südlicheren Gegenden das Gewand hellgrau ist. An Gestalt ist er etwas größer als die Eskimohunde, sein Leib ist länger und schlanker, und er läuft mit herabhängender Lunte. Wie der Bär schweift er ruhelos während des ganzen Jahres umher.

Im Winter sammeln sich die Wölfe in Rudeln von sechs bis acht Stück und greifen Moschusochsen, oder was ihnen sonst in den Weg kommt, an. Im Sommer streifen sie paarweise und werden Straßenreiniger. Der Wolf ist schlau im Abschätzen der Zahl seiner Gegner und ihrer Kampffähigkeiten. Menschen und Hunde in größerer Zahl nähert er sich niemals bis auf Schußweite und begnügt sich damit, weitab im Gebirge schauerlich zu heulen. Ist ein Schlitten hinter den anderen weit zurück, so wird ihm der Wolf sicherlich in unbequeme Nähe kommen.

Bärenfährten waren auch zahlreich, aber wir waren zu ermüdet, um zu jagen. Nahe bei einem Vorgebirge am Eureka-Sund, wo wir mit den Schlitten rasteten, um Schneeböcke für Iglus zu schneiden, bemerkte Itukischuk zwei Bären, die unweit von uns über Land wanderten. Sie einige Augenblicke durch unsere Kiefer beobachtend, sahen wir, wie sie sich an einen schlafenden Moschusochsen heranschlichen. Nun legten wir auf die Bären keinen sonderlichen Wert, aber die Moschusochsen betrachteten wir als uns gehörende Beute, die wir wissentlich zu teilen nicht willens waren. Die Packen wurden von den Schlitten geworfen, und die Hunde rasten über den tiefen Schnee, über Hügel und Felsen, auf die schleichenden Bären los.

Als die Bären sich umwandten, schien ihnen dieser neue Feind des Angriffs wert, und sie richteten sich auf und kamen uns entgegen. Aber als ein Gespann nach dem andern über die letzten Zügel getanzt kam, wandten sie ihre Köpfe und stürmten die steilen Abhänge hinan. Nun sahen wir zwanzig Moschusochsen, die in einzelnen Rudeln schliefen; sie interessierten uns mehr als die Bären. Die Hunde waren anscheinend der gleichen Meinung, denn sie brauchten nicht besonders darauf hingewiesen zu werden, ihre Witterung statt auf die Bären auf die Moschusochsen zu lenken.

Als wir um den Zügel, auf dem sie lagen, herumkamen, standen alle zugleich auf, schüttelten den Schnee ab, rieben ihre Hörner und Knie und bildeten dann einen großen Stern. In kurzer Zeit war die ganze Herde unser. Das Fleisch wurde herausgeschnitten, in die Felle verpackt, die Hunde oberflächlich gefüttert, und alles zum Lager geschafft. Bären und Wölfe umschlichen allnächtlich unser Lager, aber bei hundert Hunden, deren Augen über die anschwellenden Vorräte wachten, bestand keine Gefahr vor den wilden Bestien.

Früh am Morgen des 4. März wurden wir durch einen furchtbaren Lärm der Hunde geweckt. Kulutingwah lugte hinaus und sah, wie ein Bär gerade dabei war, ein ausgesucht schönes Lendenstück von dem Fleischvorrat zu entwenden. Mit einem geschickten Schnitt des Messers fiel ein Schneeblock heraus und bildete ein Fenster, durch das die Flinte auf das Tier angeschlagen werden konnte. Der Bär war groß und feist und gab uns Fett, das wir gerade für unsere Lampen brauchten.

Es wurde ein Feiertag angesetzt, denn es bedurfte Zeit, die Hunde mit zwanzig Moschusochsen und einem Bären vollzustopfen; außerdem erforderte unsere Kleidung Aufmerksamkeit. Stiefel, Sandschuhe und Strümpfe mußten getrocknet und ausgebessert werden. Einige unserer Kleidungsstücke waren zerrissen und ließen den Wind durch, auch viele Hundegeschirre erforderten Reparaturen, und an den Schlitten waren leichte Ausbesserungen vorzunehmen. Später, am gleichen Tage, sahen wir eine weitere Herde von zwanzig Moschusochsen, doch jetzt war auch der wilde Blut-

durst der Eskimos befriedigt. Der Topf wurde im Kochen erhalten, und die Iglus ertönten von primitiven Freudengesängen.

Am 7. März begann unsere Fahrt geradeaus nach dem Polarmeer, eine Entfernung von 270 km. Das Wetter war herrlich, und das Eis wieder frei von hohem Schnee.

In sechs Tagemärschen erreichten wir die Schei-Insel, von der wir jedoch feststellten, daß sie eine Salbinsel ist. Hier machten wir halt und setzten einen Kasttag an. Während einer Nachmittagsjagd erlegten wir 27 Moschusochsen und 24 Hasen. Diese Fleischmenge sicherte uns genügend Vorräte bis zur Küste des Polarmeres. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich hatte bezweifelt, daß im Norden genügender Wildstand wäre, um uns bis zur Polarsee mit frischem Fleisch zu versorgen. Die Temperatur war noch niedrig ($-45,6^{\circ}\text{C}$), aber die Nächte waren klar, und tagsüber hatten wir zwölf Stunden gutes Licht, so daß tatsächlich hoffnungsvolle Ausichten bestanden.

Auf dem Zuge nach dem Pol war der Bär, unbewußt, unser bester Freund und, bewußt, der schlimmste Feind. Es gab Zeiten, wo wir ihn bewunderten, wengleich er uns auch nicht freundschaftlich gesinnt war, andererseits betrachteten wir ihn mit unsäglicher Wut. Erst jenseits der Grenze alles Lebens waren wir vor seinen Angriffen sicher; sonst überall beschnupperte er unsere Spuren mit der Ausdauer der Neugier. Er hatte die zur Erkundung des Weges ausgeschickte Vorhut unter dem Schutz der Nacht und des Sturmes angegriffen; ein Mann war verwundet und ein anderer hatte seinen Kockschoß mit dem darunter befindlichen Körperteil eingebüßt.

Auf unserem rühmlichen Marsche durch das Moschusochsenland war uns der Bär ein Rivale, der nicht nur unser Jagdrecht bestritt, sondern auch das Recht der Verwendung unserer eigenen Beute. Aber wir hatten ja Gewehre und Hunde, und die Bären unterlagen. In der Frage der Moschusochsen waren wir eifersüchtig, denn ihre Jagd betrachteten wir als ein Vorrecht des Menschen, und wenn wir auch gleichzeitig dieser Aufgabe nachgingen, fragten wir nicht nach der Hilfe des Bären.

Die Bären sind gute Beobachter und merkten bald, daß unsere Kampfart ihnen überlegen war; deshalb schlossen sie sich uns an, um bei der Teilung der Beute etwas zu erhaschen. Doch des Bären freundliche Mitwirkung wurde immer mit Argwohn beobachtet. Die Knochen unseres Wildes konnten wir ihm gern überlassen, die er auch gierig auffas. Wir waren völlig imstande, unsere Beute mit hundert Sunden, deren Mahlzeiten von ihrer Wachsamkeit abhingen, zu beschützen. Nicht immer verstand der Bär unsere Taktik, jedoch wir erfuhren, daß uns auch die seinige oft nicht klar war, denn er trieb manch wertvolle Beute in unsere Schußlinie. Aber der Mensch ist ein kurzsichtiger Kritiker — er betrachtet alles nur von seinem Standpunkte aus!

Auf unserem Marsch nach Norden herrschte ein viel fröhlicherer Geist. Wir unterschieden uns in manchen ethischen Punkten von Meister Petz, und unsere Begegnungen, erfolgreich oder nicht, waren zu zahlreich und unangenehm, um sie hier sämtlich aufzuzählen. Nur von einem dieser Kämpfe möchte ich hier berichten, der Ehrenrettung des Menschen als überlegenerem Raubtier halber.

Wir hatten einen langen Marsch von mehr als 65 km hinter uns. Das düsterrote Zwieliht lag schwer auf dem dunstigen Schnee. Die Temperatur betrug — 62,8° C, doch herrschte kein Wind. Die Luft war ziemlich feucht und bildete Reif. Wir fühlten uns, auch wenn wir stillstanden, völlig wohl dabei, obgleich der aus unseren Nasen ausgestoßene Atem Eiszapfen auf unseren Gesichtern bildete.

Schon seit über eine Stunde näherten wir uns einem Rudel Moschusochsen. Wir hatten jetzt die Gewohnheit, von einem Jagdergebnis bis zum anderen zu leben, dann unseren Fleischvorrat zu ergänzen und auf gut Glück von einer Mahlzeit auf die andere zu rechnen. Die Schlitten waren zu schwer beladen, um ihnen noch ein größeres Gewicht aufzupacken, und überdies war es zu kalt, um das gefrorene Fleisch zer Kleinern zu können. Tatsächlich waren bereits mehrere unserer Arte bei dem Versuch, das Fleisch für die Sunde zu zerstückeln, abgebrochen. Auch in ökonomischer Rücksicht

auf Arzte und Brennmaterial war es ratsam, frisches, warmes Fleisch zu essen und auf die nächste Jagdbeute zu warten.

Zwei Tage schon hatten wir zur Mahlzeit kein appetitlich dampfendes Fleisch zu Gesicht bekommen. Kein lebender Braten hatte unseren Gesichtskreis gekreuzt, und als wir nun eine kleine Dunstwolke von einem seitlichen Hügel aufsteigen sahen und mutmaßten, daß unter ihm eine Herde Moschusochsen sei, lief uns das Wasser im Vorgeschnack des Genusses im Munde zusammen. Wir suchten einen Lagerplatz aus und errichteten zwei Schneehäuser zur Unterkunft.

Durch unsere Kiefer zählten wir 21 Moschusochsen, von denen einige den Schnee aufwühlten, um Weidengestrüpp zu finden, während die anderen schliefen und keiner die Gefahr ahnte. Nach der Erfahrung, die wir in dieser Art Jagd gesammelt hatten, betrachteten wir schon das Wild als unsere Beute. Wir setzten auf morgen einen Feiertag an, um über den Überfluß zu verfügen. Mit der Aussicht auf Futter zogen die hundert Hunde, von zehn Eskimos gelenkt, im Sprunge an. Unsere Schlitten schossen über das Eis und niedrige Hügel, als die Hunde die Witterung von Bären bekamen. Bald sahen wir, daß wir Rivalen hatten, denn zwei Bären waren voraus und näherten sich den Moschusochsen.

Die Hunde witterten ihre Nebenbuhler, und die Schlitten sprangen dahin, daß „looping-the-loop“ nichts dagegen war. Aber wir kamen zu spät, die Bären liefen in die Rudel der Ochsen, verdarben uns die Jagd und hatten selbst keinen Vorteil. Nach mißglückter Jagd kletterten sie auf eine Schneebank, hockten sich bedächtig nieder und nahmen eine Stellung ein, die uns zum Lachen reizte.

Obgleich die Ochsen verschwunden waren, verlangsamten die Hunde ihre Gangart nicht. Die Bären erkannten bald unsere Absicht, trennten sich und kletterten aufwärts. Der Bär ist ein erfahrener Alpinist, braucht aber weder Eishacke noch Laterne. Der Mond kam klar hervor, und die schneeigen Abhänge begannen in elektrischer Weißglut zu erstrahlen.

In diesem klaren Licht erschien der weiße Bär schwarz, und es war leicht zu erkennen, wo er sich befand. Der eine Bär verschwand

in einer Bergschlucht und war für uns verloren; alle Aufmerksamkeit richtete sich nun auf den anderen, der auf einen Eisgrat kletterte, welcher einen Abgrund beherrschte. Wir machten die Sunde von den Schlitten los, und sie schwangen sich an dem weißen Abhang hinauf, als hätten sie Flügel. Der Bär erreichte den Gipfel gerade zu rechter Zeit, um jeden andrängenden Feind herunterzustößen. Die Sunde purzelten, einer über den anderen, einige hundert Fuß tief in eine mit weichem Schnee gefüllte Schlucht. Andere Sunde kletterten auf den Grat hinauf und hielten den Bär in Atem. Die Sunde entdeckten einen neuen Weg und machten einen vereinten Angriff von hinterwärts. Meister Petz war überrascht und wandte sich gegen seine Feinde. Durch den plötzlichen Angriff zurückschreckend, trat er fehl und rollte wie ein Klumpen zwischen die Sunde in den Abgrund. Nun war der Kampf in vollem Gange. Seine vier Pranken zweckmäßiger findend als den Rachen, warf sich der Bär auf den Rücken und gebrauchte seine Tatzen mit sichtlichem Erfolge. Die Sunde gaben jedoch den Kampf nicht auf, aber zerstreuten sich, denn das Fuchteln der Bärenatzen paßte nicht in ihre Kampfweise. Auf ihren aufgerollten Schwänzen sitzend, erfüllten sie die Luft mit mörderischem Geheul, und ihr gefrierender Atem stob in Schneewolken auf.

In sicherer Entfernung erschienen wir auf der Szene, jeder mit einem starken Dolchmesser auf seiner Flinte, in der Vorausicht, daß der Bär einen plötzlichen Sprung machen würde. Aber er gab uns keine Wahl des Angriffs, und in die dunkle Schlucht konnten wir nicht schießen, ohne vielleicht unsere Sunde zu treffen. In diesem Augenblick ging Arwilah, der Jüngste unserer Gesellschaft, vor, ließ sein Gewehr zurück und stieg durch die Reihen der Sunde in die Schlucht hinab, mit einer spitzen Sarpunenlanze bewaffnet. Der Bär hob den Kopf und wollte auf ihn los, während eine Anzahl Sunde nach seinen Pranken schnappte. Arwilah erhob den Arm, und mit einem raschen, wütenden Stoß drang der schwere Stahl in die Brust des Bären. Mit knallenden Peitschen trieben wir die Sunde zurück, und die Beute wurde rasch geteilt.

Auf unserem Vorrücken zum Polarmeer machte ich die Erfah-

rung, daß der Bau der Schneehäuser eine erhebliche Geschicklichkeit erforderte. Der gelegentliche Beobachter ist leicht zu dem Schluß geneigt, daß es eine einfache Sache ist, Schneeböcke kuppelförmig aufzuschichten, aber um dies regelrecht zu machen, so daß das Iglu dem Sturm widersteht, ist eingehende Erfahrung nötig. Durch Unterweisung meiner Gefährten in dieser Kunst lernte ich es jetzt leichter, kannte ich doch die Notwendigkeit dieses Schutzes für unseren Vorstoß zum Pol.

Die erste Aufgabe ist, geeigneten Schnee zu finden. Man muß oft nach Stellen suchen, an denen der Schnee gerade hart genug ist; denn ist er zu hart, so kann er nur schwer mit dem Messer geschnitten werden, und ist er zu weich, so rutschen die Böcke zusammen, und der Bau stürzt ein. Lange Messer sind das geeignetste Werkzeug; eins von 32 cm und ein zweites von 25 cm Länge. 60 bis 75 Böcke von 32 zu 52 cm Größe sind zu einem Haus von 10 zu 10 Fuß erforderlich. Die Böcke werden dem Schnee entsprechend geschnitten, doch ist die Größe $32 \times 52 \times 20$ cm die beste.

Die unterste Lage der Böcke wird in leichte Schneevertiefungen gesetzt, um das Ausrutschen zu verhüten. Eine leichte Neigung nach innen beginnt schon bei der ersten Schicht und nimmt bei jeder weiteren zu. Die Böcke werden stets so aufgesetzt, daß die oberen die Lücken der unteren ausfüllen. Das Aufstellen und Einpassen der Böcke geschieht meist so, daß man mit dem Messer zwischen den Böcken hin und her streicht und mit der anderen Hand dagegendrückt. Eine schwierige Aufgabe ist die Festigung der Böcke ohne Selt an der oberen Lage; dies wird durch geschickte Messerschnitte und einen leichten Druck auf die Böcke erzielt.

Die Kuppel ist am schwersten zu bauen. Bei dieser Arbeit werden alle Böcke gleichmäßig hoch gemacht und sorgfältig eingefügt, um dann das Dach zu wölben.

Ist der Bau fertig, so wird drinnen Licht angezündet, und die Fugen werden verstopft durch den Schnee der abgeschnittenen Ecken der nächsten Böcke, indem man diesen mit den Handschuhen in die Spalten drückt. Nach dieser Arbeit wird die innere Einrichtung hergestellt. Zunächst werden Böcke für den Fußboden

geschnitten. Wenn der Schnee, wie es oft vorkommt, auf einem Abhange ist, werden diese Blöcke erhöht und die oberen Abstufen zu einer gleichmäßigen Fläche planiert.

Der Fußboden ist ein überaus wichtiger Gegenstand, erstens als bequeme Sitzgelegenheit, zweitens auch um den Sauerstoff durchzulassen, der bei diesen Temperaturen sich rasch niederschlägt und die Feuer verlöscht. Natürlich hat er auch eine wesentliche Einwirkung auf die menschliche Atmung.

Die Einatmung sehr kalter Luft zwingt unbewußt zu einem großen Verbrauch von Lebenskraft, dessen Umfang man nur nach der riesigen Differenz zwischen Körper- und Lufttemperatur abschätzen kann. Eines Tages, bei $-57,8^{\circ}\text{C}$, betrug diese Differenz $94,5^{\circ}$. Unter solchen Verhältnissen kann man sich schwer ein regelrechtes Atmen vorstellen, aber bei geeigneter Kleidung und Ernährung waren keine großen Unannehmlichkeiten oder gesundheitschädliche Wirkungen zu bemerken. Die Säute der Luftwege sind stark blutfüllt, die Atmung ist aufs äußerste angestrengt, und die Herzthätigkeit wird eine schnellere und heftigere. Die Blutumschlags- und Atmungsorgane, die neunzig Prozent der Körperarbeit verrichten, sind überlastet, was bei jedem Tagewerk gebührend in Betracht gezogen werden muß. Der Kraftverlust beim Atmen schwerster Frostluft muß natürlich Arbeitszeit und körperliche Anstrengungen herabmindern.

Dieses Land, dessen Küsten wir bis zur Polarsee hin verfolgten, ist ein Teil der amerikanischen Hemisphäre und eine der größten Inseln der Erde, da sie sich vom 30. Längen- bis zum 7. Breitengrade erstreckt. Welches ist ihr Name? Diese Frage muß unbeantwortet bleiben, denn die Insel trägt keinen einheitlichen Namen, nur zahlreiche Teile sind auf weite Strecken mit Namen und Abgrenzungen bezeichnet, die, je nach Laune der Erforscher, die hier waren, sich unterscheiden.

Der Süden heißt Lincoln-Land; darüber hinaus Ellesmere-Land. Dann folgt Schley-Land, Grinnell-Land, Arthur-Land und Grant-Land mit weiteren Gegenden, die später von Sverdrup und anderen getauft sind.

Kein menschliches Wesen bewohnt diese Insel; keine Nation macht einen Rechts- oder Schutzanspruch auf sie geltend. Die Eskimos nennen das Ganze *Acpohon* oder Land der Lummén, die an der Südostspitze in großen Massen anzutreffen sind. Deshalb habe ich, um Konflikte zu vermeiden, den Namen *Acpohon* als allgemeine Bezeichnung angenommen.

Wir waren nun über die Grenze alles menschlichen Lebens hinausgedrungen. Keine Stimme durchbrach das eisige Schweigen. Die Eskimos waren bis zum Eingange des Moschusochsenpasses gewandert, und Sverdrup hatte die Buchten der Westküste kartographisch festgelegt. Hier war keine Spur moderner Besiedlung oder einer Ureinwohnerschaft. Es liegt kein triftiger Grund vor, weshalb Menschen nicht den Moschusochsen gefolgt sein sollten, aber die nächstwohnenden Eskimos auf der amerikanischen Seite sind am Lancaster-Sund.

Ich empfand eine Begeisterung, so allein am Ende der Welt zu sein. Die kahlen Felsen, die Einöden der Schneefelder, die noch teilweise mit vorjährigen Eisschichten bedeckten Gebirge und jede Lichtwandlung in der Landschaft weckten neues Interesse. Hier war der Punkt, wo uns auch die Natur gänzlich im Stich ließ. Wenn unsere Silfsquellen versagten, wenn ein Unglück über uns hereinbrach, dann führte keine Spur zu unseren eisigen Gräbern, die für immer den lieben Überlebenden verborgen blieben.

Meine Eskimokameraden waren begeisterte Forscher. Die Wildfährten gaben ihren Schritten neuen Ansporn, was viel für das Vorwärtskommen der Expedition bedeutete. Wir sahen nicht nur große Herden von Moschusochsen, sondern auch Spuren von Bären und Wölfen fanden sich überall auf unserem Wege, und auf dem See-Eise bemerkten wir viele Robben-Atemlöcher. Die Eskimos sprachen bereits davon, im nächsten Jahre wiederzukommen und ihr Seil in dieser neuen Wildnis zu versuchen.

Das malerische Hauptland von Schei zeigte sich als ein ungeheures Gebirge der Triasformation, die man auch längs des Eureka-Sundes antrifft. Der Westen der Schei-Halbinsel bietet eine Reihe grasbedeckter Abhänge, die durch beständigen Wind rein-

gelegt sind, so daß die Tiere hier auch im Winter Gras finden. Auf einem nahen Landrücken, der wie eine Insel aussieht, aber mit dem Hauptland zusammenhängt, ließen wir in einem Versteck Pelze und Brennöl, für die Rückreise berechnet, zurück. Beim Passieren von Snags-fjord änderte sich die Formation, und mehrere Tagemärsche hindurch war Wild selten. Die Temperatur stieg, als wir uns dem Polarmeer näherten. Der Schnee lag höher, aber durch den schärferen Wind war er härter, und die Feuchtigkeit nahm zu. Hohe, gletscherfreie Täler mit nach der Wasserseite allmählich ansteigenden Abhängen gaben der Zeiberg-Küste am Nansen-Sund einen von dem gegenüberliegenden Gestade sehr abweichenden Landschaftscharakter. Hier und da fanden wir Stücke von Braunkohle, und als wir uns Svartevoeg näherten, trat die Formation von Kohlengeschrieben immer deutlicher zutage.

Als wir in dem Flachlande, gerade südlich von den Svartevoeg-Flippen, lagerten, erlegten wir 7 Moschusochsen und 85 Hasen. Hier dehnen sich mächtige Gras- und Moosflächen aus, die durch die Winterstürme von Schnee freigehalten werden. Durch einen riesigen Einschnitt sahen wir im Westen die Eisfläche der See, und es machte fast den Eindruck, als sei die Spitze von Zeiberg-Land eine Insel, doch konnten wir dies nicht mit absoluter Sicherheit feststellen. Es war für uns eine große Überraschung, hier an der Küste des Polarmeeres üppiges Weideland und Tierleben zu finden. Das sicherte uns, unter Hinzunahme der unterwegs angelegten Proviantverstecke, ausreichende Lebensmittelvorräte für die Rückkehr von unserer Mission nach dem Norden.

Der Vorstoß zum höchsten Norden beginnt

fünfhundert Meilen vom Pol

Svartevoeg (Schwarze Wand) ist eine riesige Klippe an dem nördlichsten Punkte von Zeiberg-Land, die steil aus dem Polarmeer aufragt. Ihre drohenden schwarzen Felsen blicken finster, wie die schrecklichen, verzerrten Züge eines in Stein gehauenen wilden Titanenantlitzes, und bringen deutlich alles zum Ausdruck, was diese Gegend an entsetzlichen Leiden durch Kälte und Eis birgt. Svartevoeg ist 850 km vom Nordpol entfernt.

Von diesem Punkte aus beabsichtigte ich meinen Marsch in so gerader Linie wie nur irgend möglich auszuführen. Spät im Februar verließen wir unser Lager in Annoatok, als sich der Schleier der Polarnacht eben zu heben begann und die Kälte des langen Winters ihren Höhepunkt erreicht hatte. Wir hatten unser Vordringen erzwungen durch tiefe Schneefelder über Land und eiserstarrte See, hatten gekämpft gegen die rasendsten Winde der Jahreszeit, waren in äffender Finsternis weiter marschiert und hatten in kaum einem Monat ca. 680 km — fast die Hälfte zwischen unserem Winterquartier und dem Nordpol — zurückgelegt.

An der Grenze des Landes angekommen, hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein. Wir hatten die schrecklichen Stürme hinter uns, und die lange, fürchterliche Nacht war vorüber. Die Tage nahmen zu und besiegten mit ihrer Helle die Finsternis der abnehmenden Nächte. Die Sonne glühte strahlender, stieg höher und höher am blauen Himmel empor und sank allmählich immer langsamer in ein Meer flutenden Farbenglanzes. Auch unsere Hoffnungen waren, wie die aller Menschenkinder, neu belebt durch den herzerfreuenden Sonnenschein. Unser Vorwärtstommen hatten wir hauptsächlich auf Kosten des Landes, das wir erforschten, ausgeführt, denn das Wild auf unserem Reisewege hatte uns mit Nahrung und Kleidung versorgt.

Die Vorräte, die wir von Annoatok mitgenommen hatten, waren tatsächlich unberührt. Wir waren bei reichlichem Unterhalt vorwärtsgekommen und belebt von Kühner Entschlossenheit, die auf günstige Ernährung durch reichlichen und zuträglichen Fleischgenuß zurückzuführen war. Bis zum Überfluß hatten wir Wild zum Essen gehabt, und dadurch sowie durch die Übung und Erfahrung beständiger schwerer Märsche waren wir bei ausgezeichnetem Befinden.

Wie die Geisteskräfte des Menschen ein Resultat jahrelanger Vorarbeit sind, so ist die momentane Körperkraft das Ergebnis der Ernährung der letzten Wochen. Mit einem seit zwanzig Jahren gestachelten Ehrgeiz und einem für die höchsten Aufgaben gesundheitsstrotzenden Körper erschien mir der Pol nicht mehr weit.

Als die mächtigen Klippen von Svartevoeg vor mir aufstiegen, hüpfte mein Herz vor Freude. Ich fühlte, daß ich die erste Sprosse auf der Leiter des Erfolges erklimmen hatte, und als ich unter den dunklen Klippen dieses allernördlichsten Landstriches der Erde stand, fühlte ich, daß meine langjährige Erfahrung mir helfen würde. Wir hatten das Ende des Nansen-Sundes erreicht, mit Svartevoeg zur Linken und die hohen, düsteren Klippen von Lands-Loff zur Rechten, von wo ich zum erstenmal das holperige, starke Eis des unbetretenen Polarmeeres sah, auf dem, weil vertraut mit den Eigenschaften des See-Eises, wohl der schwierigste Teil unserer Reise lag. Vor uns dehnten sich endlose Flächen geborstenen Eises, auf denen das Sonnenlicht mit rotem und grünem Aufblitzen gleißte, Flächen, deren Eis langsam niedergezwungen war durch starke Nordwinde, das zerstoßen und aufgetürmt war in hohen, zackigen Bergen, meilenweit vom Lande. Ich wußte, daß jenseits dieser schwierigen Eismassen glattere Felder lagen, über die, abgesehen von den Verzögerungen durch Stürme und offene Wasserinnen, das Vorwärtskommen verhältnismäßig leicht war. Diese Schwierigkeiten richtig anzupacken, war der dringlichste Schritt zur Erreichung meines Zieles, und da war keine Zeit zu verlieren. Hier stand ich jetzt im Begriff, die Fahrt über das Polarmeer anzutreten, hier begann der Kampf für den ganzen Ehrgeiz meines

Lebens; aber zunächst mußte ich einen endgültigen Beschluß fassen über alle die Einzelheiten meiner Kampagne.

Ich beschloß, meine Begleitung, die mit mir zusammen das Problem lösen sollte, auf die möglichst kleinste Zahl zu verringern. Im Hinblick auf die größere Sicherheit der Aktion über die jenseitigen unbekanntenen Regionen entschloß ich mich endgültig, die gesamte Ausrüstung zu vereinfachen. Ein Extra-Schlitten sollte hier beim Proviantlager zurückbleiben, um mich eines guten Gefährtes auf der Rückreise zu versichern, im Falle die beiden Schlitten, die wir mitnehmen mußten, unterwegs ganz in Trümmer gehen sollten. Ich entschied mich, für den letzten Vorstoß nur zwei Mann mitzunehmen. Ich hatte sorgfältig jeden Einzelnen von meinen Leuten beobachtet und studiert und mir bereits die beiden jüngsten Eskimos, Itukischuk und Arwilah, jeder gegen zwanzig Jahre alt, als die am meisten geeigneten ausgewählt, die meine alleinigen Begleiter auf dem weiten Schicksalswege sein sollten.

Sechszwanzig der besten Hunde wurden ausgesucht, und auf zwei Schlitten sollte all unser Bedarf für die Reise, die ich auf 80 Tage schätzte, verladen werden.

Sätte ich die Begleitung vergrößert, so wäre ich nicht imstande gewesen, Vorräte für eine größere Anzahl Tage mitzuführen.

Zwar konnten die Schlitten schwerer beladen werden, doch wußte ich, daß dies das wichtige Vorrücken der ersten Tage beeinträchtigen würde.

Bei der Beschaffenheit des Eises vor uns war die Vorlegung von Stationen unmöglich. Eine große Expedition und eine schwere Ausrüstung wären töricht gewesen. Bei größter Beschleunigung und verlängerter Kraftanstrengung mußten wir gewinnen oder verlieren. Deshalb waren absolute Kraft und leichte Anpassung an die wechselnde Umgebung kategorische Notwendigkeiten.

Aus alter Erfahrung wußte ich, daß es unmöglich ist, daß der Weiße in den Polareinöden seine komplizierte Natur auch nur annähernd in der Gewalt hat. Aber ich war mir sicher, daß diese beiden jungen Eskimos mir bis zur Grenze meiner eigenen Leistungsfähigkeit folgen würden. So wurden denn unsere Schlitten

nur mit dem absolut notwendigen Bedarf beladen. Wegen der un-
gemeinen Wichtigkeit einer leichten und genügenden Ausrüstung
legten wir Sorgfalt darauf, jedes Gramm des Gewichts zu ver-
ringern. Die Schlitten waren aus Hickory gebaut, dem leichtesten,
widerstandsfähigsten Holze von großer Haltbarkeit, aus dem jede
überflüssige Faserung entfernt worden war. Das Eisen der Rufen
war dünn, und bis heute hatten sie die Hälfte der Polaraufgabe
überstanden. Alles nicht dringend Notwendige beiseite lassend,
wählten wir uns doch hinreichende Lebensmittel aus. Die letzten
Vorbereitungen waren erledigt.

Die ausgesuchte Lagereinrichtung bestand aus folgendem: 1 Koch-
lampe, 3 Eimer aus Aluminium, 3 Tassen, 3 Teelöffel, 1 Eßlöffel
aus gleichem Metall, 3 Blechteller, 6 Taschenmesser, 2 Schlach-
termesser von 25 cm, ein Sägemesser von 32 cm und ein langes Messer
von 35 cm, 1 Sharp- und Winchesterflinte 22, 110 Patronen, 1 Beil,
1 Bergart, Reserveleinen und Geschirre und drei Säcke für persön-
liches Gepäck.

Die Reiseausrüstung bestand aus zwei Schlitten, jeder im Ge-
wicht von 22 Pfund, einem zusammenlegbaren Boot aus Segel-
leinen, einem Seidenzelt, zwei Schlittenpersenningen, zwei Schlaf-
säcken aus Renntierfell, Felldecken, Reserveholz zum Ausbessern der
Schlitten, Schrauben, Nägeln und Nieten.

Meine Instrumente waren folgende: ein Fernglas, ein Taschen-
kompaß, ein Schwimmkompaß, ein Geometerkompaß mit Azimut-
messung, ein französischer Geometersextant mit Radius $7\frac{1}{2}$ mit
Einteilung auf Silber auf 10', geprüft von Vernier auf 10', unter
den Reserveinstrumenten war ein terrestrisches und ein astrono-
misches Teleskop sowie ein besonderes, aluminiummontiertes
Nachtteleskop und prismatische Refraktoren, Thermometer u. a. m.
— Das Instrument war von Surléman in Frankreich hergestellt
und bei Reuffel & Esfer gekauft, ein Horizontglas, drei Howard-
Taschenchronometer, eine Tiffany-Taschenuhr, Thermometer, ein
Aneroid-Barometer, eine Kamera nebst Films, Notizbücher und
Bleistifte.

Die Reisefäcke enthielten vier Paar Reservekamiks nebst vier

Paar Strümpfen, ein Wollhemd, drei Paar seehundslederne Sand-
schuhe, zwei weitere Paar Pelzhandschuhe, ein Stück Wollstoff,
einen Seehundsfellrock (Netsha), Fuchs- und Hundeschwanzgürtel,
Nähbedarf zum Kleiderausbessern und viel anderes notwendiges
Material.

Unterwegs trugen wir Schneebrillen, Blaufuchsröcke (Kapi-
tahs) und Genden aus Vogelbälgen (Ahtea), Bärenfellhosen (Nan-
nuka), Seehundstiefel (Kamik), Hasenfellsocken (Ahtishah) und
Gurte aus Fuchschwanz unterhalb des Knies und um den Leib.

Verpflegungsmittel bildeten, wie nachstehendes Verzeichnis er-
weist, in der Hauptsache Pemmican: 805 Pfund Beef-Pemmican,
130 Pfund Walroß-Pemmican, 50 Pfund Moschusochsen-Lenden-
fleisch, 25 Pfund Moschusochsentalg, 2 Pfund Tee, 1 Pfund Kaffee,
25 Pfund Zucker, 40 Pfund kondensierte Milch, 60 Pfund Milch-
biskuit, 10 Pfund präservierte Erbsensuppe, 50 Pfund Allerlei,
40 Pfund Petroleum, 2 Pfund Holzspiritus, 3 Pfund Lichte und
1 Pfund Zündhölzer.

Wir beabsichtigten, zukünftig unseren Unterhalt mit Pemmican,
als praktischem Nahrungsmittel, zu bestreiten, während die an-
deren Sachen mehr als Leckerbissen dienen sollten. Auf die 80 Tage
waren die Lebensmittel wie folgt verteilt: für drei Mann je ein
Pfund Pemmican täglich, macht auf 80 Tage 240 Pfund. für sechs
Gunde je ein Pfund Pemmican täglich, macht für 80 Tage 480
Pfund, so daß im ganzen 720 Pfund Pemmican erforderlich waren.

Von den 26 Gunden hatten wir zuerst beabsichtigt, 16 für die
eigentliche Reise nach dem Pol und zurück bis zu unseren Pro-
viantlagern an der Küste mitzunehmen, aber nach der letzten Be-
rechnung sollten es nur sechs sein. Zwanzig, die am wenigsten
leistungsfähigen, sollten auf dem Marsche nach und nach als Nah-
rung dienen, sobald sich die Ladung verringerte und günstigeres
Eis es erlaubte. Das mußte, wie wir berechneten, 1000 Pfund
frischen Fleisches, neben unseren Pemmicanvorräten, ergeben. Wir
hatten 200 Pfund Pemmican über den erwarteten Verbrauch hin-
aus bei uns, und nach diesem letzten Beschluß konnten die Gunde
zum Zwecke des Ziehens länger benutzt werden, als wir angenom-

men hatten. Aber bei bedächtiger Sparsamkeit ließ sich die Frage weit vorteilhafter lösen, als dies ein Voranschlag vor der Reise ergeben konnte.

Jedes erdenkliche Stück der Ausrüstung war so hergestellt, daß es doppeltem Zweck diene, und nicht ein Gramm totes Gewicht, das wir entbehren konnten, wurde mitgeführt.

Nachdem wir verschiedene Absteher in der Nähe von Svartevoeg gemacht hatten, um Proviantverstecke für die Rückkehr anzulegen, und Land und Eis studiert hatten, setzte ich den Aufbruch über das Polarmeer auf den 18. März 1908 fest.

Der Augenblick war da, wo ich von den meisten meiner wackeren Eskimobegleiter Abschied nehmen mußte. Nach unserer Weise ergriff ich ihre Hände und dankte ihnen, soviel ich konnte, für ihre mir erwiesenen treuen Dienste. „Tigishi ah yaung-uluk“ (der große Nagel) erwiderten sie, mir alles Glück wünschend.

Dann wandten sie mir, bei einem fast stürmischen Nordwest und mit Schnee bedeckt, ihren Rücken und traten ihre Heimreise an. Munition nahmen sie wenig mit, denn sie wußten ja aus eigener Erfahrung, daß Wild überreichlich vorhanden war, um sie auf ihrem Heimwege zu versorgen.

Als sie in dem treibenden Schneesturm uns außer Sicht kamen, tönnten ihre Stimmen noch als freundlicher Gruß zu uns herüber. Die wackeren Eskimos waren mir gefolgt, bis ich ihnen sagte, daß ich ihrer nicht länger bedürfe; und das taten sie nicht nur der unbedeutenden Entlohnung durch Messer und Gewehre halber, sondern in dem aufrichtigen Verlangen, mir zu helfen. Ihr Fortgehen erzeugte ein schmerzliches Gefühl der Verlassenheit¹.

¹ Viel sorgfältiges Forschen und Suchen wurde bei Svartevoeg aufgeboten, denn Peary behauptete, hier eine Proviantniederlage zurückgelassen zu haben, und den von ihm angeführten Platz benutzte er als Vorwand, um von der Karte den Namen Svartevoeg, den Sverdrup bei der Entdeckung dem nördlichen Teil von Heiberg-Land gegeben hatte, zu entfernen. Peary, der später dahin kam, trug auf seiner Karte die Bezeichnung „Cape Thomas Hubbard“ ein, den Namen eines Mannes, der große Gelder in Pearys Tasche fließen ließ. Aber kein solcher Aufbewahrungsort war zu finden, und ich zweifle sehr daran, daß Peary jemals diesen Punkt erreichte, es sei denn durch einen Kieker aus weiter Entfernung.

Bei einem Schneesturm, direkt ins Gesicht, war es für uns unmöglich, sofort nach Rückkehr der Eskimos aufzubrechen. Uns zu dem Schnee-Iglu wendend, krochen wir in unsere Säcke und schliefen einige Stunden länger. Gegen Mittag klarte es auf. Der Wind drehte nach Südwest und wurde erträglicher. Am Abend vorher mit doppelter Ration versorgt, brauchten die Hunde nicht vor zwei Tagen wieder gefüttert zu werden. Die Zeit zum Aufbruch war gekommen. Rasch wurden die Schlitten beladen, die Hunde angeschirrt, und unter Peitschenknall liefen sie in Sprüngen um die tiefen Löcher herum, die sich in dem paläologischen Treibeis gebildet hatten.

Unsere Reise hatte begonnen. Der letzte Sturm hatte den Schnee fortgesetzt, und das holperige, spröde Eis krachte unter unseren dahinaufsenden Schlitten.

Trotz der Unebenheiten der Eisfläche rannten die Hunde mit solcher Geschwindigkeit, daß es mir schwer war, ihnen vorauszu bleiben. Um uns erscholl ihr Gebell und tönte von den schwarzen Klippen hinter uns wieder zurück. Über durchsichtige, ultramarinblaue Schlünde und kleine Eisberge hinsaufend, gelangten wir in eine Region wellenförmigen Eises. Die schweren Unregelmäßigkeiten des Eises gefährdeten manchmal unsere Schlitten. Wir kletterten über mauerartige Eisrücken und sprangen über gefährliche Abgründe, uns ein wenig West zu Nord haltend; bald versank das Land hinter unseren Rücken. Ziehende Wolken und treibender Schnee verhüllten nun auch die Gipfel der schwarzen Berge, und zurückblickend sah ich nur noch ein verschwommenes Bild von wirbelndem Weiß und grauem Nebel. Auf beiden Seiten zogen sich Ketten von Eishügeln hin, uns ihre Rehrseite zuwendend. Hinter mir folgten vier wohlbeladene Schlitten, gezogen von 44 Hunden, die von vier erfahrenen Eskimos gelenkt wurden. Stolz bäumten die Hunde, die fröhlichen Rufe der Eskimos erschollen, mein Herz pochte höher, und meine Seele jauchzte! Meine Pulse hämmerten bei jedem Galopp der geschwinden Hunde. Der Schall ihrer trappelnden Füße auf dem Schnee, der Anblick ihrer rauhhaarigen, vorwärtsdrängenden Leiber machte mir Freude, denn

jeder zurückgelegte Schritt, jede ausgenutzte Minute brachte mich meinem Ziele näher.

Unser erster Marsch war glückverheißend und schien den Erfolg vorauszusagen. Als wir zur Kasi anhielten, hatten wir 45 km zurückgelegt.

Wir schlugen unser Lager auf einer ungewöhnlich hohen Erhebung des schwimmenden Eises auf; um uns lagen viele große Hügel, und leewärts dieser Höhen war harter Schnee. Abseits vom Lande ist es immer schwieriger, geeigneten Schnee zum Schneiden von Blöcken zu finden. Hier lag er jedoch im Überfluß. Wir bauten im Laufe einer Stunde ein bequemes Iglu und krochen hinein, erfreut über seinen Schutz gegen den schneidenden Wind.

Die Hunde rollten sich, ohne einen Laut, zum Schlafen zusammen, als wüßten sie, daß es vor morgen für sie kein Futter gäbe. Meine Eskimogefährten bedeckten die Gesichter mit ihren langen Haaren und sanken in friedlichen Schlummer. Mir war es unmöglich, zu schlafen. Der ganze Feldzugsplan mußte immer wieder sorglich durchdacht und endgültige Pläne gefaßt werden, nicht nur, um unser letztes Ziel zu erreichen, sondern auch für die beiden Eskimos, die noch zurückkehren sollten; und dann dachte ich, wie es in Annoatok stände, und an unsere Proviantlager, die wir unterwegs für die Rückreise angelegt hatten, denn sie mußten so gut als möglich gegen Bären und Wölfe geschützt sein.

Schon fing ich an, über unsere Rückreise über Land nachzudenken, aber zurzeit war es schwer, deren Kurs auch nur annähernd zu bestimmen. Viel hing davon ab, wie wir den Weg nordwärts vorfanden, und ob uns Hindernisse entgegentreten würden. Obgleich wir Proviantlager zurückgelassen hatten, in der Voraussetzung, längs des Nansen-Sundes in den Cannon-Fjord und über Arthur-Land zurückzukehren, erwachsen in mir doch schwere Zweifel, ob wir imstande sein würden, auf dieser Route zurückkehren zu können. Ich wußte, daß, wenn das Eis stark nach Osten trieb, uns nicht die Wahl gelassen war, unseren geplanten Rückweg auszuführen. Falls dieses Ereignis eintrat, war es möglich, daß wir

auf Grönland zugetrieben wurden und uns dann einen Rückweg entweder längs der Ost- oder Westküste suchen mußten.

Ein derartiges Abtreiben war meiner Meinung nach noch durchaus nicht mit gefährvollen Schwierigkeiten verbunden, denn an der Westküste mußten wir genug Moschusochsen für unseren Lebensunterhalt finden, und im Osten erschien es mir möglich, Shannon-Eiland zu erreichen, wo die Baldwin-Ziegler-Expedition ein großes Proviantlager zurückgelassen hatte. Es schien auch nicht ausgeschlossen, westwärts über Land weiterzukommen. Während ich dies alles erwog, überkam mich der Schlaf. Am Morgen war die Luft klar bei starkem Rauhreiß und unangenehmer, feuchter Kälte von -49° C, die durchs Mark ging. Eine leichte Brise kam aus Westen, und die Sonne stand an einem frostklaren, blauen Himmel.

Wir schirrten die Hunde an und fuhren los. Einige Stunden lang schienen wir nur so über die weiße Ebene hinzuzufiegen, dann wechselte das Eis seine Beschaffenheit, das weite, starke Gletschereis machte schwimmendem Eise von minderer Größe und Stärke Platz. Es war von hinderlichen Rissen durchbrochen und stellenweise zu hohen Hindernissen aufeinandergetürmt, durch die wir unseren Weg mit Hilfe der Eisart bahnen mußten, wir erreichten jedoch ein günstiges Vorwärtstommen. Auf unserem zweiten Tagesmarsch über die Polarsee legten wir 34 km zurück. Bei diesem Erfolge dachte ich daran, nun auch die beiden „Reservisten“, Kulutingwah und Inugito, die bei uns geblieben waren, um uns über das schwierige Packeis zu helfen, zurückzuschicken. Doch das Vorwärtstommen war nicht derartig gewesen, wie ich erwartet hatte; obgleich wir ihren Hunden kein Futter abgeben konnten, wollten uns die beiden doch noch einen Tag, auch ohne Hundefütterung, begleiten.

Mit dem Vorteil des großen, starken Anspanns und dem ersten Feuer der Begeisterung wollten wir große Strecken durch die ungewein schwierigen Eisverhältnisse, die sich hier dem fernen Lande entgegentürmten, forcieren. Das bedeutende Gewicht unserer Vorräte, das für die schließlichen zwei Schlitten bestimmt, war jetzt



Itukischuk und Arwilah



Vorwärts zum Nordpol
(von Kap Svartevogel aufbrechend)

auf vier verteilt. Mit Art und Kompaß in der Sand führte ich den Zug. Mit gewaltigem Kraftaufgebot bahnte ich den Weg durch die hintereinandergetürmten Eishindernisse. Schlitten auf Schlitten wurde von meinen Begleitern über diese Eistrümmer gebracht, während ich weiterging, um einen Weg über das nächste Hindernis zu schaffen. Infolge der wachsenden Schwierigkeiten und des mühsamen Weiterkommens lagerten wir, nachdem wir nur 25 km zurückgelegt hatten. Obgleich todmüde, bauten wir noch ein kleines Schneehaus. Auf meiner Kochlampe bereitete ich einen Topf duftenden Ghsenfilets mit Suppe und eine doppelte Portion Tee. Nach der Teilnahme an diesem Mahle rüsteten sich unsere beiden Helfer zur Rückkehr. Sie weiter mitzunehmen, hätte eine ernstliche Minderung unserer Vorräte und eine Zunahme der Lebensgefahr für sie, durch die größere Entfernung vom Lande, bedeutet.

Durch diese Leute sandte ich Rudolph Franke Instruktionen¹, bis zum 5. Juni 1908 zur Bewachung meiner Vorräte in Annoatok zu bleiben und dann, wenn wir bis zu diesem Tage nicht zurückgekehrt wären, Kulutingwah als Wächter anzustellen, und mit einem Walfischfänger oder einem dänischen Schiffe die Heimreise anzutreten. Ich wußte, daß, wenn wir in Gefahr kamen, er uns keine Hilfe bieten konnte, und daß ein Warten so allein auf unbestimmte Dauer ein nutzloses Opfer bedeuten würde.

Der Weg, den Kulutingwah und Inugito, die bis zum letzten angängigen Moment treu zu unserer Unterstützung geblieben waren, vor sich hatten, war durchaus kein sonderlich angenehmer. Ihre Landsleute waren weit voraus nach Annoatok und wohlauf, und sie mußten jetzt mit hungrigen Sunden und leeren Schlitten hinterherreisen.

Sie hofften, mit einem einzigen, langen Marsche von vierundzwanzig Stunden über das Eis zum Lande zurückzukehren. Das bedeutete, daß die Sunde vier Tage lang ohne Futter blieben, und falls sie Sturm und weiches Eis antrafen, weitere Hungertage ihr

¹ Dieser Brief ist wörtlich abgedruckt in „Frankes Erlebnisse“. Das Original befindet sich im Besitz des Herausgebers.

Los sein würden. Trotzdem sahen sie dieser Gefahr mutig entgegen, ohne mich um das Geringste unserer Vorräte anzugehen, die ihre zwei Kameraden, mich und die Hunde auf unserer langen Fahrt zum Nordpol und zurück ernähren sollten. Ich war ordentlich gerührt über diese bewunderungswürdige Aufopferung. Sie versicherten mir (und sie hatten recht), daß sie, wenn es notwendig wäre, durch die 18 Hunde, die sie bei sich hatten, Nahrungsmittel genug hätten. Im Notfalle mußten sie einige zum Besten der übrigen opfern, wie dies im Nordland des öfteren vorkommt.

Lange Formalitäten wurden bei unserem Abschiede in der Eiswüste nicht gemacht, doch wir drei Zurückbleibenden konnten ein Gefühl der Wehmut nicht unterdrücken. Rings um uns war nichts als eine trostlose Einöde geborstenen, von Wind und Wasser getriebenen Eises. Ein scharfer Wind fuhr uns ins Gesicht. Die Sonne verbarg sich hinter Wolken, die sich schwer und finster am Horizont zusammenballten. Die kalte Juwelenpracht der gefrorenen See hatte sich in ein trübdämmeriges Weiß und dunkles Grau gewandelt. Svartevoeg, auf das die zurückkehrenden Eskimos ihren Weg richteten, erschien nur noch wie ein dunkler Punkt am Horizont; gen Norden jedoch, wo unser Ziel lag, war der Weg unbetreten und unbekannt. Es kam der Gedanke über mich, daß wir unsere scheidenden Gefährten niemals wiedersehen würden, und gleichzeitig fühlte ich die Besorgnis um meine Lieben, die ich fern in der Heimat zurückgelassen hatte. War unser Vormarsch bisher auch günstig verlaufen und die Hälfte des Weges zurückgelegt, so lagen doch unbekannte, kaum zu erdenkende Gefahren auf dem Wege vor uns. Meine Eskimos zeigten schon ängstliche Unruhe, ein Gefühl, das jeden Eingeborenen unwillkürlich befällt, sobald das Land seinem Gesichtskreis entschwindet. Niemals wagen sie selbst sich weit auf das Polarmeer hinaus, und sobald sie das Land außer Gesicht verlieren, überkommt sie ein panischer Schrecken. Bevor sie sich von uns trennten, hatte einer der Eskimos im Norden eine tief lagernde Wolke erspäht und, auf sie hinweisend, gesagt „Noona“ (Land), den anderen zurückend. Dadurch kam mir der Gedanke, daß ich auf unserer Reise durch die

Spiegelungen und tief am Horizont gehende Wolken Vorteil ziehen und die Eskimos durch den Glauben an die beständige Nähe des Landes ermutigen könne. Auf diese Weise konnte ich ihren Mut und ihr Vertrauen aufrechterhalten.

Bedauern und Bedenken waren nicht von langer Dauer, zumal die Dringlichkeit unserer Aufgabe uns zur Genüge beherrschte und unsere Kräfte voll in Anspruch nahm.

Unter beständiger, hoher Anspannung unserer ganzen Kräfte waren wir vorgedrungen über die denkbar ungünstigsten Eisverhältnisse, gegen 100 km. Von den neun Graden zwischen dem Landende und dem Pol hatten wir einen hinter uns, und wir hatten das erreicht, ohne das jedem pro Tag zugeteilte Pfund Nahrungsmittel unseren Vorräten zu entnehmen.

Zum 83. Breitengrade

Unsere so auf drei Mitglieder verringerte Gesellschaft rückte vorwärts. Obwohl die Einsamkeit fühlbarer war, genossen wir die Vorteile größerer Bequemlichkeit, Sicherheit, Schnelligkeit und Annehmlichkeit, die eine kleinere Gesellschaft mit sich bringt. Eine große Anzahl Leute auf einer Expedition vergrößert stets Verantwortung und Schwierigkeit. In den ersten Stadien einer Polarexpedition sind diese Nachteile zwar ausgeschaltet durch die Leichtigkeit, mit der unterwegs die Vorräte durch die Jagd vergrößert werden können, und durch den letzten Vorteil des Gesetzes der Anpassung. Sind aber die letzten Hilfschlitzen umgekehrt, dann sind die Männer aufeinander zu gegenseitigem Schutz angewiesen und dürfen sich nicht mehr trennen. Ein ungeeigneter oder untüchtiger Hund kann als Nahrung für die anderen dienen, aber einen schwächlichen oder kranken Mann kann man nicht verzehren oder allein sterben lassen. Eine Forschungsgesellschaft ist nur so leistungsfähig wie ihr schwächstes Mitglied, und nimmt deren Anzahl zu, so vermindert sich ihre Leistungsfähigkeit wie die zunehmenden Glieder einer Kette.

Überdies wird durch persönliche Idiosynkrasien und Unstimmigkeiten stets der Tagesmarsch verkürzt, und obenein spaltet sich eine größere Gesellschaft in Cliques, die stets einander, den Leiter und, unvermeidlich, die höchsten Interessen des zu lösenden Problems befeinden. Mit nur zwei Eingeborenenbegleitern, denen diese schwierige Aufgabe nur ein Abschnitt ihres gewohnten Lebens in den Eisregionen war, hatte ich nicht mit vielen persönlichen Quengeleien zu rechnen, die oft zum Mißlingen früherer arktischer Expeditionen beitrugen. Mein Urteil ging dahin: wenn du die Zahl deiner Begleiter verdoppelst, so verringerst du die Chancen des Erfolges auf die Hälfte, teilst du aber die Zahl, so werden Leistungsfähigkeit und Sicherheit vervielfacht.

Jetzt legten wir vier Kilometer in der Stunde zurück. Die notwendigen Umwege und das Salten bei Hindernissen, die Zahl der Marschstunden ergaben eine günstige Schätzung der tagsüber zu leistenden Strecke. Darüber gab uns der Schrittmesser einen Ausweis, und der Kompaß bestimmte unsere Richtung, die wir auf den leeren Stellen der Karte verzeichneten.

Bei dieser Art ungefährender Berechnung unserer Position ergab sich am 20. März: Breite $82^{\circ} 23'$; Länge $95^{\circ} 14'$. Eine Untersuchung unseres Standpunktes schien anzuzeigen, daß wir die Region des durch den Einfluß des Landdruckes zertrümmerten Eises überwunden hatten. Hinter uns lagen große Hügel und geringes Eis; vor uns aber dehnten sich größere, klarere Felder aus, die einen günstigen Weg versprachen.

Unser Ziel lag nun etwa 740 km nordwärts. Durch die Packeisumgebung bekam unser Leben einen anderen Anstrich, und, vorausschauend, gestatteten wir uns einigen Luxus. Ein Pfund Petroleum und eine ganze Menge Moschusochsentalg wurde täglich verbrannt, um unser Iglu zu heizen und reichliche Mahlzeiten zu kochen. Es wurden sogar Extramahlzeiten eingeschoben, wenn sich Gelegenheit bot, und jeder konnte soviel essen und trinken, wie er mochte. Waren Strümpfe oder Handschuhe naß, so gab es Feuer genug, sie zu trocknen, aber dann hatte diese Lebensweise ein Ende.

Dann kam eine Zeit mit kleinen Tagesrationen an Fleisch und Brennstoff — ein Pfund Pemmican täglich für die Hunde und ungefähr ebensoviel für die Menschen, mit einigen Sappen anderer Speisen. Glücklicherweise waren wir für den ersten Teil der Reise mit frischem Fleisch, durch den günstigen Zug über wildreiches Land, wohlversehen. Um Brennöl zu sparen, hackten wir unser Pemmican mit einer Art Klein, die aber später zerbrach.

Zunächst hatten wir von unserer veränderten Lebensweise keine großen Unbequemlichkeiten. Täglich genügten uns zwei kalte Mahlzeiten, was mit der bisherigen, überreichlichen Ernährung zusammenhing. Es war nicht länger möglich, ab und zu auf die Schlitten zu springen, um zu verschmausen, wie wir es am Lande getan hatten.

Eine derartige Reise wie die jetzige stellte uns einer fortgesetzten Reihe harter, schwerer, Körperaufreibender Anstrengungen gegenüber. Jeder Tag brachte eine neue zu lösende Aufgabe in betreff der Eisverhältnisse oder des Wetters. So verlieh z. B. der Versuch, einen besseren Schutz gegen die starke Kälte zu finden, der ganzen Sache ein neues Interesse. Wenn so ein Hindernis nach dem anderen gemeistert wurde, stets in der Erwartung, welchen Kampf der nächste Tag brächte, so fügte dies einen Reiz der Eroberung hinzu und war ein Ansporn zu größeren und immer größeren Taten, und darin besteht tatsächlich der Sieg der Erforschung. Bei den schwerbeladenen Schlitten mußten die Treiber jetzt mitschieben und stoßen, um den Sunden zu helfen. Meine Aufgabe war es, das schwierige Eis auf einen leichten Weg zu rekonstruieren und hier und dort mit der Eisart einen Durchlaß für die Schlitten zu bahnen.

Schließlich zogen wir uns zum Laufen aus, und Menschen und Sunde mußten zusammen weiter durch Sturm und Kälte dem unsicheren Ziele entgegenziehen. Erfolg oder Mißlingen hingen hauptsächlich von unserer Fähigkeit ab, die Nahrungsmittel weiter zu transportieren und unsere physischen Kräfte auf längere Dauer aufrechtzuerhalten.

Als wir am Morgen des 21. März erwachten und durch das Buckloch unseres Iglu schauten, stand die Sonne im Nordosten, das Eis mit orangenfarbener Blut übergießend und unsere Herzen erfreuend. Die Temperatur betrug $52,8^{\circ}\text{C}$, doch herrschte kein Wind. Das Barometer stand fest und hoch. Nicht eine Wolke stand an dem blauen Himmelsdom, aber am westlichen Horizont zog sich ein Dunststreifen hin, der auf eine Rinne offenen Wassers hindeutete.

Unser Frühstück bestand in zwei Tassen Tee, einem Biskuit von der Größe einer Taschenuhr, einem Streifen gefrorenen Fleisches und einem Klumpen Pemmican. Aus unseren Schlaffäcken kriechend, schoben wir unser vor Kälte schlotterndes Gebein in die Röhren aus Bärenfell, die als Beinkleider dienten; unsere Füße arbeiteten wir in die gefrorenen Stiefel und kletterten in unsere

Pelzröcke. Dann traten wir die Vorderseite unseres Schneehauses ein und tanzten herum, um unsere Herzthätigkeit anzuregen.

Schnell war die Lagervorrichtung auf die Schlitten geworfen und sicher gezurrt. Wir schirrten die Zunde in die Sielen, die langen Peitschen knallten, und die Tiere legten sich willig ins Geschirr. Die Schlitten knirschten, der harte Schnee gab einen metallischen Klang, und in frischem Tempo glitt der Zug dahin.

„Am-my noona terronga dosangwah“ (vielleicht wird heute das Land außer Sicht sein), sagten wir zueinander¹.

Aber die Worte waren nicht ernst gemeint. In Wahrheit fühlte jeder nach seiner Weise bitter, daß wir eine Welt des Lebens und der Annehmlichkeiten verließen, um eine Einöde voll Qual und Leiden einzutauschen. Axel-Seiberg-Land im Süden war bereits nur noch ein dunkler, bläulicher Nebel, während Grant-Land, ostwärts, mit seinen spitzigen Zacken und Eiswällen phantastische Figuren schuf. Das Eis streckte sich vor uns in Wellen wogenden Blaus und schimmernden Streifen von Gold. Hinter uns stiegen die letzten Spuren zackigen Landes auf, bald tauchten auch sie nieder wie Marionetten, die einen wilden Abschiedstanz aufführen. Der Trieb unseres Herzens war: Zurück! Unser Wille: Vorwärts!

Bisher war diese starre, weiße Welt eine von grimmiger Wirklichkeit gewesen, doch als ob ein unsichtbarer Zauberer seinen Zauberstab darübergehalten hätte, war sie plötzlich in ein Märchenland verwandelt. Riesenhafte Luftspiegelungen erschienen, als

¹ Meine Gegner gestehen mir eine Reise von 2000 Meilen zu, die das Doppelte von Pearys größter Entfernung ist, dann aber wieder leugnen sie meine Erreichung des Pols und lassen mich hier in einer trostlosen Eiswüste während dreier Monate stillsitzen. Würde ein Mensch hier sitzen und in Müßiggang frieren, wenn er den erreichbaren Ruhm der Poleroberung zu der einen und die lukullischen Freuden eines wildreichen Landes zur anderen Seite hat? Nur ein Verrückter würde so etwas tun, wir aber waren zu sehr beschäftigt, um auch nur zeitweise unser seelisches Gleichgewicht zu verlieren. Wenn die Schenkelkraft das Menschengeschick bestimmt und ein halbgefüllter Magen die Hirnthätigkeit hebt, so war bei uns an Geistesstörung nicht zu denken. Späterhin erzählten die Eskimojünglinge, wir wären sieben Monate auf dem Packeise gewesen und hätten einen Platz erreicht, wo die Sonne nachts nicht niedersteigt und wo die Schatten am Tage und in der Nacht von gleicher Länge waren.

tauchten sie aus einem Reiche weit jenseits empor und woben einen Schleier wunderbarer, täuschender Bilder über den Horizont. Die schneebedeckten Berggipfel waren verwandelt in rauchende Vulkane; aus dem perlenden Nebel stiegen herrliche Städte mit feenhaften Palästen empor; farbendurchleuchtete Wolken wallten als goldige, rote und karmesine Banner von Zinnen und Kuppeln im prächtigen Wechsel. Mißgestaltete groteske Riesen tanzten längs des Horizonts und trieben lächerliche Poffen.

Jetzt einsetzend und selten verschwindend, geleiteten uns diese gewohnten Gespenster des Nordens während der ganzen Reise, und später, bei ermüdetem Geist und überanstrengtem Körper, empfand ich alles nur wie halb bewusstlos in einem Meer schwimmend, und sie erschreckten und bedrückten mich wie der Spuk eines Alpdrucks.

Bei jedem Atemzuge auf diesem bösen Wege wanderten unsere Gedanken zum Lande zurück. Jeder Blick wurde mit einer neuen *fata Morgana* belohnt. Bald waren es rauchende Vulkane und dunstige Städte voll modernen Geschäftstreibens, bald folgten erhabene Szenerien, die mich mit Ehrfurcht und Entzücken erfüllten. Dabei konnte man sich einen trostloseren Küstenstrich nicht vorstellen; nichts als öde Berge, sturmgepeitscht, vom Winde poliert, und dazwischen Täler, in denen tiefer Schnee oder Gletschereis lag.

Nordwärts blickend, war das Gesichtsfeld frei von den gewohnten Zacken der Eisberge, dagegen waren in nächster Nähe kleine Zügel zu sehen, von denen einige durch aufgetürmtes Eis entstanden waren, gegen die sich wieder andere Eismassen preßten. Die See ist, wie hier begrenzt, auf weite Entfernung vom Lande hin sehr flach.

Die Schneemassen im Innern des Landes bewegen sich langsam der See zu, wo sie einen niedrigen Eiswall, einen Gletscher im *Malaspinatyp*, bilden. Das Aussehen gleicht mehr dem des schweren See-Eises, weshalb der Name *paläo-kristallisches Eis*; Gletscherfragmente und schwimmendes Eis in der *Lincoln-See* schienen von früheren Eisfeldern herzurühren und Produkte der alten Eisformation der *Nord-Polarsee* zu sein.

Unsere Peitschen schwingend und die Sunde antreibend, mar-

schierten wir bis spät in den Nachmittag, während um uns beständig Luftspiegelungen auftauchten und verschwanden. Nun sank das Land plötzlich herab, wie durch ein Erdbeben. Der strahlende Glanz, der es emporgehoben und verschönt hatte, verdunkelte sich. Ein purpurner Schleier legte sich über den Horizont und verschmolz höher am Himmel kaum merklich in Lila. Wir sahen das Land, wenn auch mit Unterbrechungen, noch einige Tage hindurch. Das geschah immer, wenn die Atmosphäre unter günstigen Verhältnissen die Umrisse des Landes durch die Brechung der Sonnenstrahlen widerspiegelte.

Alles begünstigte unseren Marsch. Der Wind war nicht heftig und traf uns seitlich, so daß wir unsere Nasen mittels eines unter die Kapuze gesteckten Handschuhs oder durch Vorhalten der pelzbewehrten Hand schützen konnten.

Wir waren jedoch noch nicht lange unterwegs, als der Wind, dieser allgegenwärtige Schutzdrache des Reiches ungesehener Eiskönige, begann, uns gehörig auszuholen. Kurz bevor Grant-Land verschwand, hauchte uns das Ungetüm lieblich schmeichelnd an.

Der Schnee war hart, und das Eis lag in weiten Flächen da, die, strichweise von Packeis unterbrochen, wenig Schwierigkeit boten. Am 21. März, nach einem forcierten Marsch von 14 Stunden, zeigte der Zähler ein Vordringen von 48 km an.

Viel zu ermüdet, um ein Iglu zu bauen, warfen wir uns zu einer kurzen Rast unbesonnen auf die Schlitten und schliefen ein. Ich erwachte aus einem unruhigen Schlummer und fühlte einen Druck, als würde ich derb gekniffen. Es war der Wind; ich atmete schwer. Mühselig kam ich auf die Beine, und über mir pfiß und heulte schauerlich der Sturm. Es war für uns eine strenge Warnung, nicht ohne ein schützendes Iglu zu schlafen, denn das würde wahrscheinlich den Tod bedeuten.

Auf dem schwimmenden Eise, auf dem wir rasteten, waren einige große Hügel, an deren Leeseite wir geeigneten Schnee zu einer Schutzhütte fanden.

Große Schneetromben fausten über das Eis hin, und der Wind wuchs rasch mit rasender Gewalt. Unser Haus war fertig, ehe wir

allzusehr gelitten hatten. Wir krochen hinein und schlüpfen in unsere warmen Schlaffäcke.

Der Wind heulte die ganze Nacht hindurch, doch am nächsten Morgen, 22. März, flaute er zu einer leichten Brise ab. Die Temperatur betrug 50,5° C unter Null. Um Mittag kamen wir aus unserem Iglu zum Vorschein. Obgleich der trübe, graue Schleier von dem frostklaren Himmel fortgeweht war, wurde im Norden ein niedriger, dunkler Streifen über einer Dunstwolke sichtbar, der uns viel Unbehagen verursachte. Es war der schmale Streifen eines Wasserhimmels, der offenes Wasser oder sehr dünnes Eis in geringer Entfernung anzeigte.

Die Berge von Grant-Land waren nur noch wie ein Federstrich am äußersten Horizont zu sehen, doch Landwolken lagerten darüber und zogen unseren Blick auf die letzten Felsen des festen Landes. Wir empfanden die schneidende Kälte der Polarsee sehr unangenehm. Die Temperatur hob sich allmählich im Laufe des Nachmittags auf 43° C unter Null, aber die langen Schatten, die bei dem niedrigen Sonnenstande wuchsen, bargen ertötende Kälteschauer.

Ein lebenuntergrabender Luftzug, der uns die Augen zufrieren ließ und die Nase bleichte, fuhr noch immer über die eisige See. Wir hatten gehofft, es würde gegen Mittag besser werden, aber statt dessen kam der Wind mit immer schneidenderer Kälte daher. Gegen diesen Wind an verfolgten wir dauernd unseren Kurs ein wenig von West zu Nord. Der Wind hatte annähernd die Richtung Nord zu West und peitschte uns, daß uns die Tränen in die Augen kamen. Unsere feuchten Augenlider froren rasch zusammen, und wenn wir sie rieben, um das Eis von den Wimpern zu entfernen, dann riß die zarte Haut. Unser Atem erstarrte auf unseren Gesichtern zu Eis. Oft mußten wir anhalten, unsere Handschuhe ausziehen und die warmen Handflächen vors Gesicht drücken, bevor wir wieder zu sehen vermochten.

Jede so verlorene Minute erfüllte mich mit Ungeduld und Besorgnis; mir war jede Minute der Fahrt so wertvoll, wie dem zusammenscharrenden Geizhalse ein Goldstück.

In ganz kurzer Zeit überzogen sich unsere Nasen mit einer weißen Haut und verlangten nun auch ihre Behandlung. Mein ganzes Gesicht war mit Eis überzogen, aber da half nichts! Wollten wir Erfolg haben, mußte das Gesicht frei und der Unbill der Elemente ausgesetzt bleiben. So mußten wir leiden. Wir setzten unseren Weg fort, trieben die Zunde an, und kämpften gegen den Wind auf, wie ein Ertrinkender um sein Leben gegen sturmgepeitschte Wogen.

Gegen 6 Uhr, als die Sonne im Westen stand, erreichten wir eine Kugelfette von hohem Preiseis. Dahinter lagen kleinere Eisschollen, die, später zusammengefroren, große Unebenheiten zeigten. Meiner Vermutung entsprechend, konnten Treibeis und Waken nicht mehr weit sein. Der Wasserhimmel erweiterte sich, war aber weniger scharf umgrenzt.

Voll Eifers hackten wir einen Weg durch Eishügel und Packeis, was uns aus der Entfernung unmöglich erschienen war. Unsere Zunde keuchten vor äußerster Anstrengung, und meine Glieder schmerzten. Nach einigen Stunden erreichten wir den Gipfel der ungewöhnlich hochgetürmten Eisblöcke.

Als ich vorausblickte, krampfte sich mein Herz wie von dem eisernen Griff einer Hand, und all meine Hoffnungen brachen zusammen. Wie eine Schlange sich zwischen den weißen Eisfeldern windend und das Packeis trennend, zeigte sich ein furchtbarer Riß von einigen Meilen Breite, der, wie es eine Zeitlang schien, alles weitere Vordringen verhinderte. Das war der Big Lead, jener große Strom, der das am Lande hängende Eis von den jenseitigen ungeheuren ebenen Flächen des Kerneises in der Mitte trennt, und der viele kühne Männer vor mir aufzuhalten gezwungen hatte. Ich fühlte den Schrecken und die Entmutigung aller dieser Vorgänger auch in meiner Seele. Der Wind brüllte mit rachsüchtiger Bosheit sein Hohngelächter in meine Ohren.

Allerdings hatten wir unser zusammenlegbares Boot auf dem Schlitten, aber bei einer Kälte von $-44,4^{\circ}\text{C}$, wußte ich, konnte ohne bedenkliche Folgen kein Fahrzeug zu Wasser gelassen werden. Alles Eis ringsum war fest zusammengefroren, und über dieses richteten wir unseren Weg zum Rande des Wassers.

Durch Striche von Preßeis, über kleinere und bedenkliche Treibeisflächen, erreichten wir die Ufer des Big Lead. In zwei ermutigenden Märschen hatten wir 80 km zurückgelegt. Die ersten 160 km der Reise über das Polarmeer lagen jetzt hinter uns, aber etwa 650 km waren es noch bis zum Pol!

Das Lager wurde auf einem sicheren, alten Eisfelde aufgeschlagen. Der düstere Riß zog sich, stromgleich, zwischen riesigen Eisflippen dahin, wie durch ein Gehege von blauem Kristall. Eine dünne Eisdecke hatte sich bereits über die geheimnisvolle Tiefe gebreitet, und auf der ebenholzartig spiegelnden Fläche lagen in Überfülle, bündelweise, weiße und gelbe Eiskristalle, gleich Blumen, verstreut.

Aus den Rissen des jungen Eises erhoben sich dunkle Nebel, wie Rauch durch poröses Gewebe, und fielen in zartem Geflocht längs der glitzernden Ufer nieder. Nachdem wir uns in einen Klumpen Pemmican geteilt hatten, ging Itukischuk nach Osten, ich nach Westen zu, um den Lauf des Wassers auf einen sicheren Übergang hin zu untersuchen. An mehreren Stellen hatte sich das im Flusse schwimmende Treibeis gestaut und war mit jungem Eis zusammengefroren. Arwilah blieb zurück, um uns ein gutes Schneehaus zu bauen.

Schon lange war mir diese gewaltige Trennung im Packeis ein Rätsel gewesen, denn auf den ersten Blick scheint es keinen rechten Grund für dieses Vorkommen zu geben. Peary hatte einen ähnlichen Eisdurchbruch nördlich vom Robinson-Kanal gefunden. Vielleicht war dieser hier eine Erweiterung jenes, der der allgemeinen Richtung der nördlichen Ausläufer des Landes in einiger Entfernung folgte.

In kleinerem Maßstabe ist es genau dasselbe, wie wenn zwei Packeisfelder zusammentreffen. Hier kommt das Packeis der mittleren Polarsee mit dem am Land hängenden Eise zusammen. Die Bewegung des Landpackeises ist eine zeitweilig aussetzende, die längs der Küste vor sich geht. Das sich im seichten Wasser bildende Grundeis mit seinen Erhebungen befindet sich in ständigem Treiben; während die Bewegung des Polareises dagegen eine fast in

jeder Richtung gleichmäßige ist, da die Gezeiten, Strömungen und Winde zusammen auf die treibenden Massen einwirken.

Der Wasserlauf ist der Durchbruch zwischen diesen beiden Eiskörpern; er erweitert sich mit der Trennung des Packeises oder verengt sich, je nach östlicher oder westlicher Drift, entsprechend dem Druck des zentralen Polareises. Früh im Jahre, wenn das Eis rissig und nicht mehr elastisch ist, ist der Durchbruch wahrscheinlich breit; später, wenn die ganze Eissee in Bewegung kommt, mag er ganz verschwinden oder auf einen Strich, näher dem Lande, verschoben werden.

Bei der niedrigen Temperatur bildet sich schnell junges Eis, das als Hindernis auf die Drift des alten Eises wirkt. Wenn das schwere polare Packeis auf das nicht zurückweichende Landeis drückt, wird das kleine Eis zersplittert, und selbst schweres Treibeis fracht zusammen. Diese zerkleinerten Eismassen lagern sich, wieder zusammenfrierend, an den Ufern des Big Lead, das breite Band einer zerklüfteten Oberfläche zurücklassend, als schweres Hindernis für die Schlittenreise. Es kommt mir sehr wahrscheinlich vor, daß dieser Strom sich rund um das Polarmeer zieht, als ein Puffer zwischen dem Land- und dem zentralen Packeis.

Bei der Erkundung der Uferlinie wurde etwa 1,5 km vom Landeise entfernt eine Überbrückung gefunden, doch war das junge Eis für einen sicheren Übergang zu elastisch. Wie gewöhnlich, fiel die Temperatur bei Sonnenuntergang rasch, und der Wind war stark genug, die wärmeren Nebel zu verwehen. Bessere atmosphärische Bedingungen, das junge Eis rasch zu verstärken, konnte es nicht geben.

Als wir am Abend zum Lager zurückkehrten, leisteten wir unserem Magen eine Überraschung mit gefrorenem Moschusochsensteak und Talg, der größten Delikatesse, die wir hatten. Eis war unser Kissen, Eis unser Bett, und eine Kuppel aus Schnee schirmte uns vor der eisigen, feuchten Kälte. Draußen ächzte der Wind, und schauerlich tönte das heifere Geheul der Gunde über das Eis. Auf der überfrorenen Tiefe liegend, hörte ich unter mir das Geräusch des schiebenden, mahlenden und frachenden Packeises, das schreck-

lich, wie entfernter Geschützdonner, an mein Ohr klang. Ich konnte nicht einschlafen. Schlimme Sorgen quälten mich. Würden wir morgen den schrecklichen Fluß überschreiten können, würde er zugefroren sein? Oder sollte sich der flassende, schwarze Schlund während der Nacht hoffnungslos verbreitern? Ich lag wach und klapperte vor Kälte. Schauernd empfand ich die fürchterliche Einsamkeit Tausende von Kilometern weiter Ode rings um mich.

160 km unbekannter Striche lagen hinter uns; von unserem Winterquartier waren wir 800 km entfernt. Vor uns, bis zum Ziel, lagen noch etwa 650 km unbekannter Regionen. Nie schien der alles beherrschende Wunsch eines Menschen in so weite ferne gerückt!

Eine wogende See von Eis wird überschritten

Die ersten Schritte auf dem mahlenden
Eise der Polarsee

Nach schlafloser Nacht erhoben wir uns am 23. März frostschauernd von unseren kristallinen Betten und spähten aus dem Türloch. Aus irgendeiner Richtung drang ein schwacher, eigentümlicher Schein zu uns. Draußen stiegen aus dem offenen, eisigen Wasser Dunstfäulen zum dunkelroten Himmel empor, Dampfwolken aus riesigen Kesseln gleich. Mit klappernden Zähnen sanken wir auf unser trauriges Lager zurück und erschauerten vor der riesenhaften Gespenstigkeit dieses gewaltigen wogenden Wunders.

Lange bevor sich die überwältigende Blutnacht in funkelndes Tageslicht gewandelt hatte, waren wir unterwegs, um einen Weg über das meilenweite junge Eis zu suchen, das uns von dem polaren Packeis trennte. Auf unseren Schneeschuhen, mit leichtem Tritt, gespreizten Beinen und mit langen Rettungsseilen miteinander verbunden, riskierten wir es, das junge, gefährvolle Eis zu überschreiten, um ans andere Ufer zu gelangen. Drüben erglänzte das Packeis in bewegten Linien, wie lauterer Silber, umspielt von den Farbennuancen des Regenbogens.

Der Big Lead war gelblich gesprenkelt wie die Haut einer großen Riesenschlange. Als wir dastanden und über die weite Ausdehnung bis zu dem festen Eise, 3 km voraus, blickten, da kam es über mich wie die Warnung vor einer drohenden Gefahr. Würde uns das Eis tragen? Brach es, und die Rettungsleine wurde nicht rasch angezogen, so war sicherlich der Tod unser unausbleibliches Geschick. Auf diese Weise hatte Sonntag, der Astronom der Dr.-Say-Expedition, sein Leben eingebüßt, und viele andere sind gleicherweise in die grundlose Tiefe gesunken. Bei zwei Gelegenheiten des verfloßenen Winters war ich dem Verderben nahe, aber die Rettungsleine hatte mich bewahrt. Was sollte hier unser Schick-

sal sein? Aber was auch kam, wir mußten hinüber. Ich wußte, ein Verzug war verhängnisvoll, denn jederzeit konnte ein leichter Wind oder Wechsel der Eisdrift das junge Eis aufbrechen, und uns so lange hinhalten, bis unserem ganzen Unternehmen das Los des Mißlingens zuteil wurde.

Jede Vorsichtsmaßregel zum Schutze unseres Lebens war getroffen. Die schwierigste Aufgabe war die, das Gewicht so zu verteilen, daß nicht alles von einer kleinen Fläche getragen werden mußte. Wir spannten unsere Zunde von den Schlitten und hielten sie an langen Leinen, die an unseren Leibern und auch an den Schlitten befestigt waren. Die Schlitten waren mit einem anderen langen Tau untereinander verbunden.

Mit verhaltenem Atem und klopfendem Herzen ging ich mit der Leine, die am ersten Schlitten befestigt war, voran und suchte meinen Weg durch das krachende und schwierige Eisereis. Durch die Rettungsleine aneinander befestigt, waren wir, soweit Vorsorge getroffen werden konnte, vor möglichen Gefahren gesichert. Von Schlitten zu Schlitten, von Hund zu Hund und Mann zu Mann laufend, war es möglich, falls einer einbrach, sofort die Leine anzuziehen. Es schien nicht wahrscheinlich, daß das Eis auf der ganzen Linie auf einmal brechen würde, aber sein Krachen unter den Schritten eines von uns dünkte möglich.

Ich wußte wohl, als ich setzte meinen Fuß auf die dünne, gelbliche Eisfläche, daß ich jeden Augenblick in ein eisiges Grab sinken könne. Doch ein Geist der Herausforderung erfaßte mich; ich fühlte das Anpacken der Gefahr, aber auch den Stachel des Triumphes, der ihren Schrecken begleitet.

Vorsichtig mit dem Ende meiner Axt das Eis vor mir prüfend, drang ich auf Schneeschuhen, mit gespreizten Beinen und langen gleitenden Schritten langsam vorwärts.

Ein gefährlicher, krachender Ton unter meinen Füßen erscholl aus allen Richtungen. Die Eskimos folgten hinter mir. Bei jedem Schritt fühlte ich die junge Eisdecke unter mir sinken und wogen in leichtem Schwanken, wie eine feine Gummiplatte.

Seimlich, als ob wir versuchen wollten, einen Erfolg zu stehlen,

Frohen wir vorwärts, und schaukelten auf dem sich wie ein Boot auf den Wellen hebenden und senkenden Eise. Ab und zu traten wir auf festeres Eis und hasteten auf diesem sicherem Grund vorwärts. Während des gefährlichen Überganges sprach niemand ein Wort. Ich hörte deutlich das Keuchen der Zunde und das Getrappel ihrer Pfoten. Wohlbehalten legten wir die 2 km zurück, doch das schneckengleiche Vorwärtskommen erschien uns wie eine jahrelange Angst.

Ich kann das Frohlocken nicht beschreiben, das mich nach erfolgtem Überschreiten des Big Lead erfüllte. Mir erschien es, als käme mir mein Ziel selbst entgegen, als hätte ich schon gesiegt; vor Freude hätte ich jauchzen mögen! Ich und meine Begleiter waren freudetrunken, und diese neue Begeisterung beflügelte unsere Schritte. Die kommenden Gefahren erschienen uns jetzt weniger furchtbar. Der Übergang über den Big Lead war unser Meisterstück, das uns täglich anfeuerte, unseren Weg fortzusetzen, und Hirn und Muskeln spornte, immer größere Schwierigkeiten mit Freuden zu überwinden.

Dieses Vorgehen war das einzig richtige, es war jenes sieghafte Überwinden — das wahre treibende Element —, um den Pol zu erreichen. Die Eroberung dieses mythischen Punktes schien mir weder damals, noch scheint sie mir heute an sich etwas zu bedeuten; weder damals noch heute betrachte ich sie als eine Schatzkammer erheblicher wissenschaftlicher Geheimnisse. Das einzig Erstrebenswerte bei der Eroberung des Pols ist der Triumph, daß er zu erreichen ist, daß der Mensch durch die Denkkraft und die Fähigkeit seiner Muskeln die schrecklichsten Naturgewalten zu überwinden vermag, wenn er, trotz manchen Mißlingens, Mut und unerschrockene Ausdauer genug besitzt.

Auf meinem Wege nordwärts fühlte ich beständig die Gegenwart derer, die vor mir versucht hatten, dieses Ziel zu erreichen. Zuweilen, wenn ich sie greifbar nahe glaubte, hatte ich jenes Gefühl, das man empfindet, wenn sich jemand im Nebenzimmer aufhält. Ich fühlte den Sporn ihrer Hoffnungen in mir, und wo immer mein Fuß das Eis betrat, war ihr Geisterschritt neben mir.

Ihre unerschütterliche Entschlossenheit belebte mich von neuem, sobald ich mich in den Tagen unmenschlichen Leidens versucht fühlte, umzukehren. Ich fühlte mich, als der Letzte von ihnen, berufen, durch Erreichen des Zieles die Menschheit zu rechtfertigen. Ich mußte mit Erfolg krönen, was drei Jahrhunderte lang Menschen vergeblich versucht hatten.

Mit dem gefahrvollen Big Lead im Rücken, lenkten wir unseren Weg, um den 85. Breitengrad auf dem 97. Meridian zu erreichen. Wir bemerkten, daß sich das Eis, so unbedeutend auch die Bewegung war, ein wenig ostwärts schob, und zogen es wegen dieser Drift vor, etwas westlichen Kurs zu nehmen.

Voller Freude zogen wir nordwärts. Unter unseren eilenden Tritten hallte das sichere Eis, weit entfernt zu krachen und zu zersplittern, wider von trappelndem Geräusch.

Die Sonne sank in perlmutterartigem Nebel unter, doch malte sie unseren Weg in herrlichen Farben. Erst wenn das Rotblau der Nacht das Eis zu beschatten begann, ruhten wir aus.

Als wir am 24. März nachmittags aufbrachen, stießen wir auf kleinere Treibeismassen und dann auf Packeis, das wieder von schmalen, offenen Stellen mit jungem Eise durchsetzt war. Es ging jetzt so schnell vorwärts, daß wir mit unseren Sunden kaum Schritt zu halten vermochten. Die Temperatur stieg auf 40,5° C unter Null. Der westliche Himmel flarte durch, aber längs des Horizonts erschienen Nebelbildungen, die Land vortäuschten. Der tieflagernde Nebel folgte uns auch während der ganzen 350 km über das Polarbecken, hinter dem wir Land zu sehen erwarteten.

Die Natur kam jedoch unserer Neugier für lange Zeit nicht entgegen. Beide, Arwilah und Itukischuk, glaubten sicher, beständig nahe am Lande zu sein. Ich bestärkte sie in diesem Glauben, weil ich die Angst der Eingeborenen kannte, außer Sicht seiner beruhigenden Nähe zu sein; ebenso tat ich dies bezüglich des anderen Anzeichens von Land weiter nordwärts. Ich wußte, daß ich sie nur durch die Vorspiegelung der Nähe des Landes zwingen konnte, immer weiter, geradeswegs in unvermeidliche Strapazen und Mühen vorwärts zu dringen.

Die Höhe der Mittagssonne des 24. März ergab unseren Standpunkt auf $83^{\circ} 31'$ Breite und etwa $96^{\circ} 27'$ Länge. Noch immer waren die Landwolken von Grant-Land sichtbar. Die niedrigen Nebelwolken im Westen leuchteten ab und zu auf, und eine Zeitlang hielt ich sie für ein Anzeichen von Crocker-Land.

Bis Mittag machte ich Beobachtungen und bemühte mich, Land zu entdecken. Unsere Hunde schnüffelten in die Luft, als ob sie Wild witterten. Nach eifrigem Suchen konnten wir ein Luftloch für Robben feststellen, und später bemerkten wir eine alte Bärenspur. Keine Alge oder ein anderes Lebewesen war in dem Wasser der Eisrinnen zu entdecken. Am Big Lead hatten wir einige Algen gesammelt, hier aber schien die See steril. Spuren von Seehunden und Bären waren für uns ermutigend durch die denkbare Aussicht auf frische Vorräte. Auf dem Rückwege, so rechnete ich, war die Jahreszeit weiter vorgeschritten, und es war möglich, daß nordwärts mehr Wild unsere Rationen wesentlich vergrößern werde.

Ogleich die Wärme der Sonne kaum fühlbar war, so begannen doch ihre Strahlen unsere Augen empfindlich zu blenden. Das Rückstrahlen des blanken Eispiegels und des zusammengetriebenen Schnees konnten selbst die Eskimos nicht lange ohne Schutz aushalten. Jetzt war es Zeit, ein einfaches Mittel, das mir in Annoatok eingefallen war, zu versuchen. Bernsteinfarbige Schutzbrillen, dunkle Gläser oder gewöhnliche Automobil-Brillen waren alle mit mangelhaftem Erfolge versucht worden. Aus dem einen oder anderen Grunde verfehlten sie ihren Zweck, meistens infolge ungenügenden Gesichtsfeldes oder wegen falscher Konstruktion, die es unmöglich machte, länger als einige Minuten vorwärts zu kommen, ohne die angesammelten Niederschläge von ihnen zu entfernen. In Annoatok hatte ich bernsteinfarbige Brillen von dem Glas meiner photographischen Hilfsmittel angefertigt. Bei ihrer Probe fand ich bald, daß sie eine unschätzbare Erfindung waren und eine der größten Qualen arktischen Reisens vollständig beseitigten.

Während sie tatsächlich die lebhaften Strahlen, die das Auge belästigten, herabminderten, besaßen diese bernsteinfarbigen Glä-

fer gleichzeitig den unschätzbaren Vorteil, das Gesichtsfeld nicht zu beeinträchtigen.

Befreit von dem Blenden des Schnees, war das Auge besser imstande, entfernte Gegenstände zu sehen als durch Ferngläser. Es ist häufig ungemein schwierig, an trüben Tagen die Unregelmäßigkeiten der Eisoberfläche zu erkennen. Das Bernsteinglas behob diese Unannehmlichkeit gänzlich und setzte das Auge in stand, jeden Winkel und jede Spalte in dem ungewissen Schein, der bei dem diesigen Wetter den Beobachter erblinden läßt, zu finden. Die Gläser verringerten nicht die Beschaffenheit des Lichts, wie es die geschwärzten Gläser tun, sondern nur seine Fülle; die aktinischen Strahlen, die so schädlich wirken, waren ausgeschaltet. Wir waren so nicht nur von einer Qual und angegriffenen Augen befreit, sondern die Farbe gab auch dem blauen Frosthimmel einen freundlichen, warmen Ton. Die gewöhnlichen Schneebrillen erhöhen noch das häßliche Graublau der gefrorenen See, was schon allein Frostschauer durch die Nerven zittern läßt.

Wir waren von diesen Brillen derartig entzückt, daß wir sie später noch beim Schlafen im Iglu trugen, mit dem doppelten Zweck, das scharfe Licht, das durch die Augenlider drang, zu mildern und die Stirn warm zu halten.

Auf unserem Marsche am frühen Nachmittag des 24. März wurde das Wetter gut. Das Eis, obwohl neuerdings gerissen, verbesserte sich, je weiter wir vorwärts kamen. Der späte Ausbruch verlängerte unser Tagewerk bis fast zu den Kälteschauern der Mitternacht. Als wir abfuhrten, wehte ein milder Wind, und freudigen Herzens strebten wir ohne Aufenthalt vorwärts. Ich hörte das leise Getrappel der geschwinden Hundefüße auf dem Eise und das schnelle, ruckende Vorgleiten der Schlitten. Wie von einem Karussell aus gesehen tanzten die Eisfelder bei unserem drehenden, schwindlig machenden Laufe an mir vorüber. Da wir, wegen Schneeschlamm, einen Zickzackkurs verfolgen mußten, konnten wir uns nur 27 km gutbringen.

Die Nacht war köstlich. Die Sonne sank in rötlichem Nebel unter, bald aber erschienen in dem atmosphärischen Zauber drei Sonnen

in prismischem Farbenschimmer, der langsam in See tauchte und hinter dem beständigen Dunst trüben Nebels verschwand, der immer, sobald die Sonne tief steht, über dem Eise lagert. Während der Nacht lag ein schmales, gelbes Band über dem nördlichen Himmel, und auf der Eisfläche glühte ein Schein, der vom hellen Lila in Violett und rötliches Blau übergang. Viele solch herrlicher Anblicke genießt man beständig in der Arktis. Wenn ich jetzt auch hierin schwelgte, so sollte bald die Zeit kommen, wo Überanstrengung und Hunger meine Aufnahmefähigkeit in den Zustand gleichgültiger Betäubung versetzten, in dem ich von aller Herrlichkeit nichts sah.

Bevor wir zum Lagern bereit waren, erschienen die Vorzeichen eines Weststurms. Kleine dunkle Wolken mit zackigen Rändern begannen plötzlich den Himmel zu bedecken und mit beunruhigender Eile daherkujagen. Hinter uns hingen schwere, dunkle Wolkenmassen, die das perlende Farbenspiel verdüsterten.

Wir suchten zum Lagern geeignetes Eis, und im Lauf einer Stunde hatten wir ein Iglu gebaut. In Anbetracht des drohenden Sturms hatten wir den Bau fester gefügt und gegen die Windlage eine doppelte Lage von Blöcken errichtet. Etwas Wasser wurde über das Dach gegossen, um die Blöcke zu verkiten. Die Hunde banden wir im Schutze von Eiserhöhungen an, und die Schlitten wurden sicher verschnürt und ebenfalls auf dem Eise befestigt.

Wir sahen einen Orkan herannahen und brauchten auch auf eine Probe seiner Gewalt nicht lange zu warten. Bevor wir in unseren Schlaffsäcken zur Ruhe waren, trieb der Sturm den Schnee mit unbeschreiblicher Gewalt vor sich hin, so daß die rasende Drift die Luft verdunkelte. Hunde und Schlitten waren in wenigen Minuten unter dem Schnee begraben, und hohe Schanzen türmten sich um unser Iglu. Die eisverkiteten Blöcke unseres Kuppelbaues widerstanden der Gewalt des Sturmes, doch ab und zu kamen kleine Löcher in unsere Schneemauern, durch die der Schnee eindrang und auf uns niederfiel. Stundenlang lag ich wach. Ich fühlte den schrecklichen Druck dieses rasenden, lebenvernichtenden Vampirs, der über

diese trostlosen Einöden gewaltig hinwegfegte. Körperlose Wesen — vielleicht die Seelen derer, die hier zugrunde gingen — schienen wahnwitzig mich im Sturme zu rufen. Unter mir fühlte ich die Bewegung der wogenden, furchtbaren See, und dann, in meiner schauernden Seele, die Trostlosigkeit dieser sturmdurchtobten Einöde; aber bei alledem pochte mein Herz von Entschlossenheit, diesen blinden, wütigen Gewalten gegenüber der Oberherrschaft des Menschen zu ihrem Rechte zu verhelfen; zu beweisen, daß menschliche Hirn- und Muskelkraft, wenn auch begrenzt, so doch zielbewußt, feindliche, tötenwollende Naturkräfte niederzuringen vermag. Ich brannte darauf, die zu rächen, die hier zugrunde gegangen waren, ihre Hoffnungen an ihrer Stelle zu erfüllen und ihren ruhelosen Seelen den Frieden zu geben. Der Orkan entfachte in mir eine leidenschaftliche, herausfordernde Entschlossenheit.

Früh am Morgen des 25. März hörte der Sturm ebenso plötzlich auf wie er gekommen war, und eine Ruhe folgte, die etwas Erschreckendes hatte. Es schien, als hätte der Sturm meine Gedanken vernommen und hielt nun inne, um einen noch schrecklicheren Angriff auszuklügeln. Die Hunde begannen verzweiflungsvoll zu heulen, als hätte sie ein Bär angegriffen. Wir stürzten aus unserem Iglu und suchten die Flinten, doch war kein nahendes Geschöpf zu sehen. Aber das war ein ernster Notschrei, den wir gehört hatten. Die Hunde waren wirklich in einer jammervollen Lage. Der sturmgepeitschte Schnee hatte sie begraben und in starrendem Eise festgehalten. Sie hatten versucht, sich selbst freizumachen, doch, im Zug vereinigt und angeschirret, waren sie in gefrorenen Massen gefangen. Einige der Tiere konnten sich kaum erheben oder strecken und litten große Qual.

Wir befreiten die Hunde schleunigst und klopfen den gefrorenen Schnee mit Stöcken aus ihren Fellen. Als sie sich frei fühlten, liefen sie erfreut umher, und ihr Bellen, ihr Wedeln und die hocherhobenen Schnauzen zeigten ihre Dankbarkeit. Während wir umhersprangen, unsere Glieder reckend und unsere Hände reibend, um die Blutzirkulation zu fördern, stieg die Sonne im Norden

klar empor und warf warme Farbentöne auf den frischgefallenen Schnee. Die Temperatur hatte sich während des Sturmes auf nur $-32,2^{\circ}$ C gehoben, aber bald sank das Thermometer rasch auf -40° C. Im Westen war es noch dunstig, und das Wetter schien noch durchaus nicht fest. Da es noch zu früh war, um aufzubrechen, schlüpfen wir noch einmal in die Schlafsäcke und suchten erquickenden Schlummer.

Da die fürchterliche Schlaflosigkeit, die mir zu Ende meiner Reise die Ruhe raubte, noch nicht über mich gekommen war, so schlief ich den Schlaf des Gerechten. Ich mußte mehrere Stunden geschlafen haben, als ich plötzlich die Augen aufriß.

Entsetzen packte mich. Laute, explosionsartige Geräusche erdröhnten unter meinem Kopfe. Es war, als würden unter mir in der See Kanonen abgefeuert. Ich lag still und verwundert, als träumte ich. Das Getöse verschwand, widerhallend, allmählich. Mich im Iglu umschauend, entdeckte ich nichts Ungewöhnliches. Ich sah nur Arwilah und Itukischuk mich mit weit aufgerissenen Augen erschreckt anstarren. Ich stand auf und schaute aus dem Buckloch. Die Eisfelder strahlten das warme Licht der aufgehenden Sonne zurück in langen, lohenden Wogen. Das Eis war unverändert, aber eine geisterhafte Stille lag darüber. Ich schloß, daß das Eis nur infolge des plötzlichen Temperaturwechsels krache, ganz in der gewöhnlichen, harmlosen Weise, drehte mich um und schlief, nachdem ich meine Gefährten beruhigt hatte, sofort wieder ein.

Aus tiefem Schlafe erwachte ich plötzlich wieder. Schlaftrunken vernahm ich unter mir ein widerhallendes, donnerähnliches Geräusch und fühlte die Eisfläche, auf der ich lag, erzittern. Ich bemerkte jenen plötzlichen Schwindel, wie man ihn auf einem in See stampfenden Schiffe fühlt, und sah im selben Moment Arwilah auf seine Füße springen, während die Kuppel unseres Iglus sich über mir öffnete und strahlender Himmel hereinschaute. Instinktiv wollte ich aufspringen. Ich wollte aufzuspringen versuchen, als plötzlich etwas unter mir fortgezogen wurde, das erstickende Gefühl beim Fallen überkam mich, und sogleich, in einem Krampf un-

beschreiblichen Schreckens, fühlte ich meinen Körper wie von einem eisigen Stahlpanzer hinabgedrückt, der mir den Atem raubte.

In einem Augenblick war mir alles klar, was geschehen war. Das Eis hatte sich unter unserem Iglu gespalten, gerade an der Stelle, auf der ich schlief, und ich, im Schlaffack ein hilfloses Geschöpf, mit herabstürzenden Blöcken von Schnee und Eis auf mir und um mich, zappelte bei einer Temperatur von $-44,4^{\circ}\text{C}$ in offener See!

Entdecktes Land

Fünfhundert Kilometer bis zum
Gipfel der Welt

Ich war daran, das Bewußtsein zu verlieren, als ich Hände unter meinen Achseln fühlte und lautes Lachen in mein Ohr drang. Mit einer Gewandtheit, wie sie nur diese Eingeborenen besitzen, waren meine Gefährten dabei, mich aus dem Wasser zu ziehen. Und während ich keuchend auf dem Eise lag und mich von meinem Schrecken erholte, sah ich sie eilig unser Hab und Gut in Sicherheit bringen.

Alles war so rasch zugegangen, daß ich tatsächlich nur einige Augenblicke im Wasser gewesen war. Meine beiden Begleiter erfaßten die Situation mit Humor und lachten von Herzen. Obgleich ich nur kurze Zeit im Wasser gewesen war, umgab meinen Schlaffack eine Eiskruste, doch fanden wir das Renntierleder nach Entfernung des Eises vollkommen trocken. Wenn dieses Vorkommnis auch im Augenblick schrecklich war, so war es doch lehrreich, denn es bewies uns die Gefahr des Eisberstens, besonders bei Stürmen, die einer Windstille folgen.

Dank erfüllte mein Herz, wenn ich daran dachte, wie nahe uns allen das Verderben gewesen war. Hätten wir nur einige Sekunden länger geschlafen, so wären wir alle in dem offenen Schlund verschwunden, und das gierige Eisland hätte wieder seine Menschenopfer gefordert.

Ringsumher war das Eis aufgerissen; zahlreiche dunkle Wasser-
rinnen öffneten sich an allen Seiten, und ihnen entstieg langsam ein eisiger, finsterner Nebel. Der Unterschied zwischen See- und Lufttemperatur betrug 42°. Bei diesem Kontrast erschienen die offenen Wasserstellen wie kochende.

In der Sorge, rasch aus diesen bedrohlichen Eisverhältnissen fortzukommen, vereinfachten wir unser gewohntes Frühstück.

Etwas Schnee schmelzend, tranken wir dieses Eiswasser, um uns zu ermuntern und nahmen unsere Ration von einem halben Pfund Pemmican in Angriff. Aber bei erstarrten Fingern, blauen Lippen und ohne jeglichen Schutz war dieser Stoff ungewöhnlich hart. Um uns zu erwärmen, packten wir die Schlitten auf, die Zunde zogen kräftig an, und fort ging's! Das Pemmican, das wir zum Essen zu hart gefunden hatten, wurde mit einem Beil zerkleinert, und auf unserem mühseligen Marsche nagten wir es nun langsam auf. Unsere Zähne klapperten, wie wir so unseren Magen mit diesem dauerhaften „Brennmaterial“ anfeuerten.

Das Eis erwies sich beim Vorrücken als gut, auch fanden wir nach einigem Suchen sichere Übergänge über neue Eispalten. Ein scharfer Westwind blies mit schneidender Kälte.

Wir machten günstige Fortschritte, vergaßen dabei aber nicht, daß wir auf „verbotenen“ Polarwegen waren.

Nun kam eine Zeit, in der ein Tag dem anderen glich. Jenseits des 83. Parallelkreises hört jedes Vergnügen auf. Die intensive Einwirkung der Kälte und des Hungers nehmen den Körper arg mit und rauben dem Gemüt jede Begeisterung und Heiterkeit. Selbst die herrlichsten Sonnentage und sanfter Wind schaffen kaum eine Erleichterung.

Man erwacht, bemerkt, daß der Wind abgeflaut hat, und sieht die lieben Sonnenstrahlen auf der Seite des Iglus liegen. Man pufft das unglückliche Opfer, das am Morgen die Pflicht hat, zuerst aufzustehen, denn wir suchten die Lasten dieses Lebens auf jeden von uns gleichmäßig zu verteilen. Der, dem dies harte Los gerade zufiel, verlor zwei Stunden seiner Ruhe. Er hatte Eis zu hacken, die Kessel damit zu füllen, Feuer zu machen und konnte sich bei dieser Arbeit vielleicht die Finger erfrieren. Dann kroch er wieder in seinen Schlafsack und wärmte seine eisigen Hände auf der bloßen Haut seines Magens; oder schief er in einem Doppelschlafsack und sein Genosse war wach, so gestattete arktische Höflichkeit ihm, seine frierenden Hände auf dem Bauche seines Lagergefährten zu erwärmen.

Nach der nötigen Zeit kehrt das Blut in die Hände zurück, und

er geht daran, das Lager aufzuräumen. Zuerst kommt sein eigener Schlaffack an die Reihe, der voll Eiszapfen und Reif ist, ein Ergebnis seines während des Schlafes gefrorenen Atems; er bürstet Eis und Schnee herunter. Inzwischen ist das Eis im Kessel geschmolzen, und er muß mehr hacken und es hinzutun. Die Gelegenheit ist nun zu günstig, als daß er nicht, gegen die Anordnung, einen langen Zug Wasser nehmen sollte, um seine ausgedörrte Kehle zu lezen. Weil wir mit Brennöl sparsam sein mußten, war eine Beschränkung des Trunkes festgesetzt.

Dann erforderte das Feuer Aufmerksamkeit; die Flamme brannte schlecht, und der Kochofen mußte gereinigt werden. Gedankenlos faßt er an das Metallende, an dem er befestigt ist, doch das Metall ist so kalt, daß es brennt und er ein Stück seiner Haut daran läßt. Dann muß die Frühstücksration Pemmican zugeteilt werden. Es ist zwar nicht gefroren, weil es kein Wasser enthält, aber es ist hart und sieht aus wie Granit; Hitze würde es erweichen, aber das Brennöl muß gespart werden. Die beiden Schläfer bekommen einen Puff, und ihre Blicke ruhen auf dem steinharten Pemmican, den sie unter Säbnen aufzuknabbern suchen. Das Wasser kocht, der Tee wird hineingeschüttet und der Kessel abgenommen.

Noch im Schlaffack, erheben wir uns auf die Ellenbogen und genießen das einzige, himmlische Glück unseres Daseins, eine Tasse Tee, der Hände und Magen zugleich erwärmt.

Dann kleiden wir uns an, und es ist merkwürdig, wie dabei die Kälte zur Eile treibt.

Jetzt wird die Tür des Schneehauses aufgestoßen; alle stolpern hinaus, um sich warm zu laufen und das Zähneklappern zu verlieren. Das Lager abzubrechen ist die Sache eines Augenblicks, denn die Stücke fallen unwillkürlich dahin, wohin sie gehören. In wenigen Minuten sind die Schlitten beladen und übergezurt, dann werden die Hunde an die Hauptzugleine geschirrt, und im Lauffschritt geht es vorwärts. Die Geschwindigkeit für Hunde und Menschen ist 4 km in der Stunde, ob über schlechtes oder glattes Eis, ob der Schnee weich oder hart ist oder ob man über

halsbrecherische Unebenheiten stolpert. Da gibt es kein Anhalten zum Mittagessen, kein Ausruhen, kein fahren auf den Schlitten oder sonst eine Annehmlichkeit; es heißt nur: laufen, laufen!

Bisweilen war es nicht einmal möglich, zu schwitzen, und die ungesunde Ermüdung schuf eine unnatürliche Abspannung, die auf dem Gehirn lastete. Wenn Schritt für Schritt Schweiß aus unseren Poren drang, so fror er unter unserer Kleidung, und die wärmeren Körperteile waren mit Reif umgeben. Das war täglich eine unaufhörliche Plage.

Auf unserem weiten Marsch nordwärts hatten wir, als wir noch in der Winternacht aufbrachen und im freien Kampierten, zuerst unsere Augen an die eisige Finsternis, nun aber an das fortwährende Blenden zu gewöhnen. Dies war die kälteste Zeit des ganzen Jahres, und wir glaubten uns gegen alle arktischen Qualen abgehärtet, doch das erreicht der Mensch erst dann, wenn seine Pulse zu schlagen aufhören.

Wir setzten unseren Vormarsch in ständigem Schritte fort, doch fern vom Lande und fern von allem Leben gab es nichts, was unsere Lebensgeister anfeuerte. Längs des Landes gab es Sturm und Windstille und anregende Kontraste, selbst in düsteren Tagen und Nächten, hier aber war die Eiswelt zum Furchtbarsten gediehen. Der Wind kam beständig aus Westen, bald stärker, bald schwächer, aber immer schneidend; es war eine Qual, an die man sich nie gewöhnen kann.

Die schlimmste Tortur, die der Wind und die feuchte Luft auf dem arktischen Packeise verursachte, war die Eismaske über dem Gesicht; sie war lächerlich grotesk, aber sehr schmerzhaft. Jedes Atom ausgeatmeter Feuchtigkeit schlug sich nieder und fror, vom Bart bis zur Verbrämung der Kapuze. Das machte uns zu komischen Karikaturen.

Säufige Wendungen in unserem Kurse setzten beide Gesichtshälften dem Winde aus, und jedes Gärchen bedeckte sich mit Eis. Diese Eisstreifen bewirkten, wenn wir einander ansahen, einen verwirrenden Schein von Licht und Farbe, doch machten sie dem damit Behafteten durchaus kein Vergnügen. Die Haare um Lip-

pen und Kinn, die wir nicht hatten entfernen können, vereisten zuerst, dann trug der Wind den Atem bis zu dem langen Haar, das unseren Kopf schützte, und das bildete zusammen eine baumelnde Eismasse, während die Feuchtigkeit von den Augen Lidern und Brauen überzog. Die über die Stirn hinaufdringende Feuchtigkeit bildete darüber eine Mondsichel von Reif, während die unter dem Kinn hervordringende, mit dem niedersinkenden Atem vereint, einen Halbkreis von Eis erzeugte. Die allerunbequemsten Eiszapfen aber sind die, welche sich an den rauhen Haaren in den Naslöchern ansetzen. Um das Gesicht von Haaren möglichst frei zu halten, reißen die Eskimos sich die Barthaare mit der Wurzel aus, weshalb man selten einen Mann mit Voll- oder Schnurrbart sieht. Tage mit niedriger Temperatur und anhaltendem Winde waren auf dem Marsche für uns folterqualen; aber wenn wir im Iglu zusammengepfercht saßen und gedörrtes Beefsteak mit Talg aßen und dazu heißen Tee tranken, kam eine gewisse Gemütlichkeit in unsere eisige Behausung.

Zwei Tage hindurch zwangen wir die Gunde während schweren Sturmes mit gutem Erfolge zum Weiterlaufen, indem wir den Jügen vorausliefen und lockten oder drohten. Am Abend des 26. März stellten wir mit Hilfe des Schrittmessers und anderen Arten ungefährender Berechnung fest, daß wir uns $84^{\circ} 24'$ Breite und $96^{\circ} 53'$ Länge befanden.

Der westliche Horizont blieb andauernd dunkel. Sturmwolken zogen sich zusammen und trieben langsam ostwärts. Spät am Abend rüsteten wir uns für bevorstehenden Sturm. Wir bauten das Iglu stärker als sonst, in der Hoffnung, der nächste Tag werde mit scharfem Wind den Horizont reinfegen und uns zu einem Kasttag zwingen. Die langen Dauermärsche, ohne Zeit zur Erholung, dämpften notwendigerweise unsere Begeisterung für eine kurze Spanne physischer Erschöpfung, die immerhin von geringer Dauer war.

Tagtäglich lernten wir die Annehmlichkeit mehr und mehr schätzen. Es war der einzige Genuß, der unserem Dasein in dieser furchtbaren Kälte ein Relief gab, und seine Erwartung gewährte

unserem erschöpften Körper auf den weiten Märschen oft Trost. Abends, nachdem die Schneeböcke zu einem Kuppelbau gefügt waren, in dem wir ruhig atmen konnten, sang uns die Kochlampe Weisen von gastronomischen Freuden. Zuerst ergözten wir uns an einem Trunk Eiswassers, um den peinigenden Durst zu löschen, der den Menschen nach stundenlanger Anstrengung und Transpiration überkommt. Dann kam der Prozeß des Entkleidens, einer nach dem anderen, denn im Iglu war nicht genug Raum, daß dies alle zugleich taten.

Die pelzgefütterten Stiefel und die Hosens aus Värensfell wurden ausgezogen und die untere Körperhälfte schleunigst in den Schlaffack geschoben. Dann wurde zunächst ein Stück Pemmican genommen, um mit den Zähnen bearbeitet zu werden. Unser Appetit war stets rege, doch ein halbes Pfund kaltes Beefsteak mit Talg ändern den Gedankengang eines hungrigen Mannes ganz gewaltig.

Der Tee, dessen Zubereitung eine Stunde benötigte, war stets willkommen, und wir richteten uns auf den Ellbogen auf, um ihn einzunehmen. Unter dem Einfluß des warmen Getränkes wurde der Pelzrock samt seinem Eisüberzug abgelegt, dann das Hemd mit seinem Eisring um die Taille, bei dessen Ausziehen uns ein Frostschauer überlief. Nun kroch man tiefer in den Schlaffack, die Kappe wurde über das Gesicht gezogen, und dann waren wir für die Eiswelt draußen nicht mehr zu sprechen.

Das mollige Gefühl des geistigen und körperlichen Wohlbefindens, das dann folgte, bildet ein interessantes Studium. Die störenden Bewegungen der anderen, die scharfe Luft, das Getöse des peinigenden Sturmes, die blendenden Strahlen der wärmelosen Sonne, die Qualen des Schneetreibens und all die fürchterlichen Elemente waren ausgeschaltet. Frei von Angst und Schmerzen, wanderten die Gedanken in die Heimat und zurück zu besseren Zeiten als die gegenwärtigen; es ist ein angenehmes Gefühl, die eigene, warme Haut zu berühren, und die von den lästigen Pelzen befreiten Arme und Beine machten die neue Entdeckung, daß sie zu dem gleichen Körper gehören.

Früh am 27. März blies ein sturmartiger Wind, der jedoch mittags aufhörte. Der helle Sonnenschein und die steigende Temperatur waren zu verlockend, um uns lange schlafen zu lassen. Obgleich es im Westen noch trübe war und dort drohende Wolken standen, schirrten wir die Zunde vor die Schlitten. Wir feuerten uns selbst an, riefen „huf, huf“ und liefen hinein in die windverwehten Eishügel. Spalten und Risse zogen sich wie Schlangen durch das Eis. Kaum waren wir einige Meilen marschirt, als uns der erste heftige Windstoß packte. Wir warfen uns auf die Schlitten, um das Vorübergehen des eisigen Sturms abzuwarten. In der Nähe war kein geeigneter Schnee, um ein Iglu zu bauen. Einige Kilometer nordwärts bot sich, wie wir sahen, ein geeigneter Lagerplatz, den wir nach kurzer Rast zu erreichen hofften. Die Bö ging bald vorüber, und bei dem folgenden Winde konnten wir ausgezeichnet vorwärtskommen, ohne uns besonders zu ermüden. Die Temperatur betrug — 40,5° C, und das Barometer stand 29,05.

Einmal im Gange, erforderten die Treiber nur wenig Ermunterung, um, trotz des schlechten Wetters, einen tüchtigen Tagesmarsch auszuführen, doch bei Sonnenuntergang setzte die Bö mit Gewalt wieder ein und zwang uns zum Lagern. Bevor das Iglu fertig war, segte ein rasender Wind über die Eishügel und häufte den Schnee in mächtigen Dünen um uns wie den Sand auf den heimischen Gestaden.

Das Schneehaus wurde nicht, wie gewöhnlich, durch Übergießen von Wasser verkittet, sobald es das Wetter gestattete. Der Ton des Windes schien keine Gefahr anzukündigen, auch war in der Nähe kein offenes Seewasser. Um Brennöl zu sparen, wollten wir dies nicht zum Schmelzen von Schnee verbrauchen, sondern nur, um Trinkwasser für unseren brennenden Durst zu gewinnen.

Um das Aufkommen des Sturmes nicht besonders besorgt, aber von Strapazen überanstrengt und von der Kälte ganz benommen, suchten wir das Idyll unserer Schlaffäcke auf. Nach Verlauf weniger Stunden erwachten wir durch ein Schneetreiben um unsere Füße herum, und ich bemerkte, daß der Wind Löcher in die weicheren Stellen unserer Schneewände gebohrt hatte. Wir

wollten uns aber nicht um einige Stunden Schlaf bringen lassen und drehten uns schlaftrunken auf die andere Seite. Bald darauf erwachte ich durch niederfallende Schneeböcke wieder.

Meinen Kopf mühsam aus meiner eisbesetzten Pelzkapuze steckend, sah ich einen von Wolken überzogenen grauen Himmel. Die Kuppel unseres Iglu war fortgerissen. Wir waren daran, rasch unter einer gefährlichen Schneelast begraben zu werden. Auf irgendeine Weise war ich während des Schlafens auf den eingedrungenen Schneemassen höher zu liegen gekommen, doch meine Gefährten waren nirgends zu sehen. Meilenweit um mich her lag die weiße Fläche öde und verlassen. In meiner Herzensangst stieß ich einen lauten Schrei aus, aber keine Antwort erfolgte.

Nach einem kurzen, verzweifelten Suchen entdeckte ich ein Windloch im Schnee. Als Antwort auf mein Rufen kamen, wie aus der Unterwelt, gedämpfte Eskimolaute. An den zusammengestürzten Schneeböcken rüttelnd und grabend, machte ich verzweifelte Anstrengungen, sie zu befreien, da sie in ihren Schlaffäcken begraben waren. Aber zu meinem Entsetzen sank der weiche Schnee bei jedem Versuch immer dichter über ihnen zusammen.

Einige Augenblicke später war ich sehr überrascht, als ich, bei der Arbeit, ihnen ein Aumungsloch offen zu halten, sie sich selbst durch den Schnee wühlen fühlte. Sie waren, ohne sich ganz auszukleiden, in ihre Schlaffäcke gekrochen. Halb angezogen mit Hemd und Hosen, aber barfuß, hatten sie sich aus den Säcken und aufwärts durch das Luftloch gewunden und gedreht.

Nach kurzem Graben fanden wir ihre Stiefel, und dann, nachdem die Füße geschützt, wurde der Schlaffack befreit und neben das Iglu gelegt.

Vollständig angekleidet, den Rock ausgenommen, krochen die beiden Burschen in den Schlaffack, während ich mich seitwärts in den meinigen rollte. So lagen wir unter freiem Himmel in dem wütenden Winde, unfähig, uns 29 Stunden rühren zu können. Dann erst flaute der eisige Sturm so weit ab, daß wir imstande waren, herauszukriechen. Die Luft sprühte zischend, wie der Dampfausstoß einer Maschine.



Das Seidenzelt, da zu erschöpft zum Iglubau /
über kristallene Eisflächen zum Pol



Bald nach Mittag des 29. März wurde die Luft ruhig. Es war möglich zu atmen, ohne dabei durch die wehenden Eiskristalle behindert zu werden, und als wir das Eis von unseren Pelzkappen geklopft hatten, gewahrten wir im Westen ein Stück blauen Himmels. Nun befreiten wir die Gunde aus ihrem Schneegefängnis und fütterten sie. Dann bauten wir eine Schutzwand, um Tee zu brauen, zu dem wir eine Doppelration vertilgten.

Wir schirten die Gunde an und eilten weiter, während die eintönigen Eisfelder unter uns dahinstoben. Bald brach die Sonne durch die Wolken und warf kalte Lichter voraus. Der Wind erstarrte, und die sturmgepeitschten Eisfelder wandelten sich in eine Herrlichkeit von Kristall. Wir schienen über Felder von Diamanten zu marschieren, die in weißem Feuer erglühnten und uns mit blendendem Glaste umschimmerten. Es ist interessant, diesen feurigen Glanz und die Glut des Nordens zu beobachten, die aber nicht den geringsten Eindruck der Wärme hervorrufen. Hier erscheint selbst das Feuer kalt. Richtig gesättigt, bei schönem Wetter und nach genügender Rast, zogen wir mit neuem Mute weiter. Die Gunde rannten mit erhobenen Schwänzen und gespitzten Ohren, während ich und meine Begleiter hinterherliefen, in heller Freude über den Fortgang der Reise. Wir fühlten uns tatsächlich erfrischt, wie von einem kalten Bade.

Beträchtliches an Zeit und Vorwärtskommen verloren wir beim Suchen eines erträglichen Reiseweges über Hindernisse und Umwege. Gegen Mitternacht uns lagernd, hatten wir nur einen Tagesmarsch von 14,5 km zurückgelegt. Die Bedingungen, unter denen diese zweiten 160 km bezwungen wurden, bewiesen in jeder Hinsicht den größten Anreiz zu einem Marsche von 800 km über das Polarmeer. Die eigentümliche Befriedigung des Menschen liegt gerade in der Überwindung von Schwierigkeiten, und tagtäglich wurden wir angestachelt, Hindernisse zu bewältigen und schwierige Fragen zu lösen. Das Wetter war unbeständig. Plötzliche Stürme brachen mit krampfhafter Gewalt los, das Barometer schwankte, und die Temperatur stürzte von -29° auf -51° ! Das Eis wies Zeichen neuer Erschütterung auf.

Neue Wasserrinnen und frische Eisflächen, verbunden mit tiefem Schnee, erschwerten unseren Marsch. Beständig vorwärts, mit kurzen Pausen, wurden die Hunde zu äußerster Leistung angetrieben, und einer nach dem anderen wanderte allmählich in den Magen der hungrigen Überlebenden. Oft wurde unser Lager vom Sturm zerstört, oder das Eis öffnete sich unter uns, und unser einziger Schutz war oft nur eine Höhlung in einer Schneebank. Jeder von uns trug schmerzende Wunden und Frostbeulen, und der immer hungrige Magen schrie nach Nahrung, die wir ihm nur spärlich zuführen konnten. Sarte Arbeit und steifer Wind verursachten einen unlöschbaren Durst, bei ausgedörrten Kehlen, während die Trübe des ständig mit Wolken bedeckten Himmels das Gefühl der Verzweiflung erweckte.

Aber es gab hier keine trostlose Einförmigkeit; unsere Qualen kamen von verschiedenen Seiten und aus so vielen Quellen, daß wir beständig zur Kampfeslust angestachelt wurden. Durch Schieben der Schlitten oder Mitziehen an der Leine halfen wir den vom Winde hart mitgenommenen Hunden Meile um Meile gegen die scharfe, über das Eis saufende Drift. Tag für Tag drangen wir weiter und weiter in die eisige Trostlosigkeit und das tobende Sturmgeheul.

Während der ganzen Reise nordwärts empfand ich es als Vorteil, daß meine Eskimogefährten wenigstens einen schwachen Begriff von dem Zweck meines Vorhabens besaßen. Ohne Zweifel war manches durch Belehrungen und Vorstellungen früherer Nordpolerforscher den Eskimos seit mehreren Generationen bekannt geworden, daß hier ein Endpunkt der Weltkugel liegen müsse, und daß auf diesem Gipfel etwas sei, was der weiße Mann seit langem voll Sehnsucht zu finden strebte — ein Etwas, das die Eskimos mit „Großer Nagel“ bezeichnen. Das Gefühl, daß sie mit mir die ersten zu sein hofften, diesen „Großen Nagel“ zu finden — denn natürlich hatte ich ihnen von dieser Möglichkeit erzählt —, half wesentlich, das Interesse und den Mut meiner zwei Begleiter in den langen Tagen der Qualen aufrechtzuerhalten.

Verständlich genug ist, daß ich nicht erwarten konnte, ihr Inter-

esse für den Pol selbst sei ein erhebliches. Mein Versprechen, daß jeder von ihnen ein Gewehr und ein Messer als Belohnung für ihre Begleitung erhalten solle, interessierte sie viel lebhafter. Nach einem unausgesetzten Ankämpfen von sieben Tagen klarte endlich am 30. März der östliche Himmel mit herrlicher Bläue durch, und eine leichte Brise verscheuchte die Wolken.

Bald wurde auch der immer geheimnisvolle Himmel im Westen klar, und unter ihm lag, zu meiner Überraschung, ein neues Land. Mir war, als überkäme mich ein Gefühl wie einst Kolumbus, als der erste grüne Küstenstreifen Amerikas vor seinen Augen auftauchte.

Mein Versprechen, das ich den wackeren, vertrauenden Burschen betreffs der Nähe des Landes gegeben hatte, erfüllte sich unbewußt zu meinen Gunsten, und mit Entzücken ruhten unsere Augen auf den nördlichsten Felsen der Erde; alle körperlichen Leiden der langen Fahrt durch Sturm und Eis waren vergessen. Soviel ich sehen konnte, schien das Land eine ununterbrochene Küste zu sein, die sich, parallel unserer Marschroute, etwa 80 km weit nach Westen hin ausdehnte. Sie war schneebedeckt, eisumstarrt und trostlos. Das war tatsächlich Land, mit dem ganzen Gefühl der Sicherheit, das fester Erdgrund bietet! Für uns bedeutete das viel, denn wir waren durch die Willkür rasender Stürme auf ein wogendes Eismeer abgetrieben worden. Natürlich kam über uns das dringende, treibende Verlangen, unseren Fuß an Land zu setzen, doch das, wußte ich, hätte uns zu weit von unserem geraden Wege zum Nordpol abgeführt. In jedem Falle wurde durch eine Verzögerung zuviel aufs Spiel gesetzt, denn vor allem gestattete unser Proviantvorrat nicht, uns die Zeit zur Besichtigung des neuen Landes zu nehmen.

Dieses neue Land konnten wir niemals deutlich sehen, da ein niedriger Nebel, der von offenem Wasser herzurühren schien, uns die Küstenlinie verbarg. Die höheren Abhänge sahen wir von unserem Beobachtungspunkte nur gelegentlich; es waren zwei getrennte Landmassen. Das allersüdlichste Vorgebirge des Südlandes lag West zu Süd, aber weiter nach Süden hin waren un-

bestimmte Anzeichen von Land. — Das nördlichste Kap der gleichen Landmasse lag West zu Nord; über ihm gewahrten wir einen Einschnitt von 24 bis 32 km, und die nördliche Masse jenseits dehnte sich über den 85. Breitengrad, nach Nordwesten hin, aus. Die ganze Küste wurde damals auf unseren Karten als eine vorhandene Uferlinie, längs des 102. Längengrades eingetragen, annähernd gleichlaufend mit unserer Marschrouten. Die Anzeichen deuteten auf zwei getrennte Inseln hin. Nichtsdestoweniger sahen wir so wenig vom Lande, daß wir nicht feststellen konnten, ob es aus Inseln oder einem größeren Hauptlande bestand. Die niedrigere Küste erinnerte an Heiberg-Land mit seinen Bergen und Hochtälern. Die obere Küste schätzte ich auf eine Höhe von 300 m, als eben, und mit einer dünnen Eisfläche bedeckt. Über das eingezeichnete Gebiet schrieb ich: „Bradley-Land“, zu Ehren John K. Bradleys, dessen hochherzige Hilfe die erste, wichtige Etappe der Expedition ermöglicht hatte. Die Entdeckung dieses Landes wirkte wie ein elektrischer Kraftstrom, gerade im rechten Augenblick, als Gegengewicht der letzten Woche, die voll Sturm und Ungemach.

Obgleich ich sehnfüchtig und neugierig nach dem Lande spähte, blieb doch der Pol das Ziel meines Strebens. Meine Burschen hatten zwar nicht den gleichen Drang nordwärts, doch erzählte ich ihnen, wir würden an Land gehen, sobald es auf der Rückkehr möglich wäre. Wir sahen dies Land nie wieder. Dieses Land bildet einen guten Meilenstein, denn von ihm aus rechneten wir die Tage zu oder ab. Am hellen Mittag ergab die Beobachtung: $84^{\circ} 50'$ Breite, $95^{\circ} 36'$ Länge. Wir hatten die zweiten 160 km über Svartevog hinaus bezwungen, aber noch weitere 320 km blieben zu überwinden bis zu meinem geheimnisvollen, zauberisch lockenden Ziele!

Jenseits der Grenze alles Lebens

Dreihundertfünfundzwanzig Kilometer
vom Pol

Ein Vorhang aus Nebeln war am Nachmittage des 31. März über das neue Land gezogen, und obgleich wir verlangend westwärts schauten, sahen wir nichts von ihm. Tag für Tag drangen wir jetzt vorwärts, in verzweifeltem Mühen, gen Norden. Scharfe Winde und geborstene, unregelmäßige Eismassen erhöhten unsere Schwierigkeiten, so daß wir mehrere Tage hindurch langsam vorwärts kamen, doch vermochten wir, zwischen zwei Sturmperioden, die je 24 Stunden anhielten, einen tüchtigen Marsch zurückzulegen. Sobald Windstille eintrat, breiteten sich wunderbare, phantastische Gebilde zu unserer Unterhaltung vor uns aus. Seltsame Klippen, eigenartig geformte Gebirge und stürzende Eismauern wurden in den lockendsten Farben vorgeführt.

Entdeckungen neuen Landes schienen häufig, doch bei aufklarendem Horizont erkannte ich die Täuschung.

Die Burschen glaubten meist, es sei tatsächlich Land gewesen, eine Annahme, die ich stets bestärkte, um sie vor dem panischen Schrecken vor allem Unbekannten zu bewahren.

Am 3. April blieb das Barometer fest, aber das Thermometer sank. Das Wetter wurde schön und klar, der Horizont war frei von Dunstwolken, und das Packeis bekam einen stetigeren, schimmernden Glanz. Mittags herrschte heller Sonnenschein, während nachts das Tagesgestirn, von grauem Gewölk und Nebel verschleiert, die eisstarrende See küßte. Gleichzeitig flammte der obere Himmel in gleißender Farbenglut auf, die Freude der nahenden Doppeltage verkündend.

Als wir nördlich von Bradley-Land vorgingen, hörte die Ver-
setzung des Packeises mit Land- und Trümmereis auf; die Eis-
felder wurden größer und weniger holperig, die Temperatur

schwankte zwischen -29° und -46° , das Barometer stieg und blieb fest, der Tageshimmel flarte in tieferen Farben durch, aber Nebel löschte den Glanz der Nacht, was den Niedergang der nächtlichen Sonne bedeutete. Unter dem Gebell der Hunde, vor den raschen Schlitten herlaufend, kamen wir gut vorwärts. Doch das beständige Schleifen der Gefährte, die Eintönigkeit der niemals wechselnden Arbeit und Szenerie machten uns fast stumpfsinnig.

Die geistlose Eintönigkeit der Einöde um uns war, wenn wir durch sie hinliefen, entsetzlich. Nichts veränderte sich. Der Horizont schwankte. Der Boden bestand scheinbar in einer starken, festen Eisschicht, die sich aber immer beständig ostwärts schob. Die ganze Welt, durch die wir hinzogen, war in Bewegung. Wir liefen, aber die Szenerie nahmen wir mit uns.

Zu Schluß des Tagesmarsches waren wir oft zu müde, um ein Iglu zu bauen, und in völliger Erschöpfung bivaktierten wir im Schutze von Eishügeln. Hier heischte der abgespannte Leib gebieterisch Schlaf, aber meine Gedanken ließen mich nicht ein Auge schließen. Meine Gefährten hatten den Vorteil des Schlafes, um den ich sie beneidete. Wer je an Schlaflosigkeit litt, kann sich einen ungefähren Begriff von meinem Zustande machen, wenn das Schlafen zur Unmöglichkeit wird. Das Ziel meiner Reise zu erreichen, wurde der mich verfolgende, allgegenwärtige, stachelnde Gedanke meines vom Schlafe gestohlenen Daseins.

Wenn ich so schmerzgepeinigt dalag und mich mühte, den Schlummer herbeizulocken, dann arbeiteten meine Gedanken wie das Räderwerk einer Maschine. Die ganze hinter mir liegende Reise durchlebte ich noch einmal im Dämmerzustande; wieder überquerte ich den Big Lead, wieder stürzte ich in die eisige offene See. Gefahren aller Art gewannen Gestalt, um mich zu quälen. Anstatt des Schlafes umfingen mich wilde Wahnvorstellungen voll Angst und Sehnsucht. Mit dem 85. Breitengrade hatten wir die Grenze alles sichtbaren Lebens überschritten. Schlaflos lag ich in dieser trostlosen Öde neben meinen schlummernden Begleitern und fühlte, was wohl wenige Stadtkinder jemals empfinden, die tragische Einsamkeit einer Menschenseele, ein Gefühl, das, wenn

es die Oberhand gewinnt, Wahnsinn bedeutet. Ich glaubte die Öde und Leere der Erde verwirklicht, als der Mensch noch nicht geschaffen war.

Seit vielen Tagen hatten wir keine Regung einer belebten Natur wahrgenommen. Hier gab es keine Wildspuren, die auf ein Lebewesen hingedeutet hätten, selbst nicht der sprühende Atemzug einer Robbe stieg aus der eisigen Meeresluft auf. Nicht einmal die mikroskopischen Lebewesen der Tiefe konnten ferner unter uns entdeckt werden. Wir waren allein, allein in einer Welt ohne jedes Leben. In langsamen, aber fortschreitenden Etappen waren wir an diese öde Stelle der Erde gelangt. Ausgeleitet von dem rauhen Lande des Fischervolkes, vorbei an den vorgeschobenen Posten der Zivilisation, war großstädtischer Luxus für uns dahin. Darüber hinaus nahmen wir an dem halbwildem Leben im dänischen Grönland mit seiner primitiven Einfachheit teil. Noch höher hinauf, in der „ultima Thule“ der Eingeborenen, wandten wir uns zu einer prähistorischen Lebenshaltung zurück. Über die Grenzen menschlicher Siedlung vordringend, erreichten wir den Gipfel der Todesruhe, eine leblose Welt!

Als wir weiter in die traurigen Einöden drangen, suchten unsere Augen gierig die düsteren Eisflächen ab, aber da gab es kein Lebewesen, den dunklen Pfad des Todes zu verschönen¹.

Während dieser trostlosen Marsche arbeiteten meine Beine nur mechanisch, und meine Gedanken suchten angstvoll nach einem Gegenstand, an den sie sich heften konnten. Meine Blicke streiften am Horizont umher, aber ich sah an jedem Tage, in jeder schlaflosen Nacht nur das gleiche Bild, Eishügel und Eisfelder, bald blendend weiß, bald schmutzig-grau, dann trübe rot, dann wieder von Gold und Ultramarin durchsetzt, immer dasselbe vor mir und neben mir, ein ständig wechselndes, doch immer monotones Pan-

¹ Peary behauptete, östlich von diesem Punkte Leben angetroffen zu haben. Das ist durchaus möglich, denn Erforscher der Arktis haben oft bemerkt, daß, wenn in dem einen Jahre Wildspuren im Überflusse gefunden wurden, im folgenden keine zu sehen waren. In diesen Spuren von Fuchs und Bär, wie sie Baldwin vermerkte, liegen positive Beweise der Lage von Bradley-Land, denn diese Tiere streifen nur von einer Landbasis aus umher.

orama, das mich ermüdete wie eine abwechslungslose Landschaft, die man am Fenster eines Eisenbahnzuges vorüberfliegen sieht. Bei diesen ermüdenden Märschen war ich glücklicherweise zu benommen, um den Schmerz in meinen Beinen zu bemerken. Ich hatte beim Gehen stets das Gefühl, als würde ich willenlos vorwärts gedrängt.

Der Gedanke an die zurückgelegte Entfernung allein gewährte mir eine freudige Genugtuung. Nur eine Katastrophe, ein plötzliches und überwältigendes Hindernis würde mich aufgerüttelt haben zu intensiver Geistesarbeit, zu leidenschaftlicher Verzweiflung durch den Gedanken an ein mögliches Mißlingen.

Ich war im Begriff, das unbewußte Werkzeug meines Ehrgeizes zu werden; fast ohne Willensstärke, wurde mein Körper von einer unbestimmten Kraft, die sich auf das ferne Ziel richtete, vorwärts getrieben. Zuweilen fesselte das Wedeln eines Hundeschwanzes minutenlang meine Aufmerksamkeit; das war eine Ablenkung für die krankhaften Einbildungen, von denen ich gewissermaßen besessen war. Was ich dabei dachte, war schon in einer Stunde vergessen. Heute kann ich mich nicht mehr jener traumhaften, phantastischen Wahnvorstellungen entsinnen, die mein Denkvermögen in dieser Welt des Todes gefangenhielten. Nur die Sonne belebte diese öde Eintönigkeit und schuf in dieser ertötenden Umgebung paradiesische Blumen und Wunder von Schönheit, wie sie Madin nicht erträumt hatte.

Damals war mein Denken, wie gesagt, von Schwindel verworren, doch hörte ich auf dem Marsche deutlich das Geräusch der dahingleitenden Schlitten, ihre scharfen, stählernen Rufen das Eis schneiden und den Schnee, gleich schrapenden Messern, zerteilen. Ich war gewöhnt an den Schauder dieses kratzenden Getöns, wie vorher, bei windstillen Tagen, an das Getrappel der Hundefüße, dem ich mit Zingabe gelauscht hatte. Zuweilen konnte ich das Kratzen der dünnen, krallenden Klauen hören, wenn sich die Tiere, Erhöhungen nehmend, ankrallten, um vorwärts zu kommen, und, seltsam, all mein Denken war so mit meinem Ehrgeiz verwoben, daß mich dieses Geräusch des Klammersns, Anirschens und Schur-

rens entzückte, weil es mir die freudige Empfindung des Vorrückens gab, das Bewußtsein zurückgelegter Entfernungen, das Näher- und Näherkommen zum Pol bedeutete.

In diesem mittleren Polarbecken bricht das Eis selten auf; wahrscheinlich ist es das ganze Jahr hindurch ständig in Bewegung. Dem Aufbrechen der Eisfelder folgen Bewegung und Ausdehnung, und Stellen offenen Wassers erscheinen, die sich jedoch in den meisten Monaten rasch mit jungem Eis bedecken.

Auf diesen ruhelos treibenden Feldern hatte ich häufig Gelegenheit, die Dicke des Eises zu messen. Nach meinen Beobachtungen bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß das Eis in einem Jahre nicht stärker wird als 3,6 bis 4,5 m. Gelegentlich überschritten wir jedoch Eisfelder von 15 m Dicke, die aber untrügliche Kennzeichen eines vieljährigen Aufbaues ihrer Oberfläche trugen.

Es ist sehr schwer, den Umfang des Unterwassereiszuwachses nach dem ersten Jahre abzuschätzen, aber die faktisch gleichmäßige Dicke des antarktischen Eises läßt darauf schließen, daß die Grenze des Gefrierens im zweiten Jahre erreicht wird, wenn das Eis samt seiner Schneedecke so dick ist, daß von unten her später nur sehr wenig hinzukommt.

Nimmt das Eis dann noch an Dicke zu, so ist dies wahrscheinlich meist ein Zuwachs der oberen Struktur. Häufige Schneefälle, im Sommer verbunden mit Schmelzen und Frieren, einem der Gletscherbildung ähnlichen Vorgange, bewirken hauptsächlich die Zunahme der Dicke des Eises in der Polarsee.

Die sehr schwierigen, wellenförmigen Eisfelder, die ein Charakteristikum der mittleren Polarsee sowie der Ost- und Westküste Grönlands bilden, haben sich meistens an der Oberfläche vergrößert.

Während wir weiter nordwärts zogen, war der Horizont niemals vollständig klar, aber das Wetter war gut genug, um häufige nautische Beobachtungen zu gestatten. Unsere Fahrt ging längs öden, abwechslungsarmen Flächen hin. Hier gab es Land vortäuschende Zeichen genug, die mir zur Beruhigung meiner Begleiter halfen, waren diese doch ermutigt, sobald sie sich in der

Nähe festen Landes wähten. Bei jeder Raft, wenn wir zu einer kurzen Unterhaltung beisammen waren, erhob Arwilah seine Hand und deutete mit dem Finger auf irgendeinen Fleck am Horizont oder tieflagernde Wolken mit einem fragenden „Noona“ (Land), was ich immer bestätigte, was aber das Fernglas und spätere Beobachtungen als Illusion erwiesen.

Unter dem Druck der Verhältnisse paßt sich der Mensch eben den Lebensbedingungen an. So begann auch bei mir die weltfremde Umgebung des polaren Packeises, weitab vom Festland, als völlig natürlich zu erscheinen.

Tagaus, tagein legten wir Eilmärsche zurück, so weit die Sunde laufen und die Beine uns tragen konnten. Eishügel erhoben sich und schwanden vor uns, und auf unserer raschen Fahrt äßten uns wunderliche Gestalten mit seltsamen Grimassen. Täglich wurden die Ereignisse und die Ortsbestimmung registriert, aber unsere Erlebnisse waren bei der Anstrengung der nächsten Tage rasch vergessen.

Die Nacht war jetzt ebenso hell wie der Tag. Durch Gewohnheit kamen wir immer später aus unserem Iglu heraus. Am 5. und 6. April fuhren wir erst mittags ab, um vorher Beobachtungen zu machen; doch kam es dabei oft vor, daß die Sonne sich hinter Wolken versteckte. Der späte Ausbruch verlegte unseren Halt nahezu auf Mitternacht und flößte uns Interesse für die Mitternachtssonne ein; doch der beständige Nebel, der nachts den Himmel überzog, wenn die Sonne niedrig stand, versagte uns den Schein des mitternächtlichen Sonnenglanzes.

Die Nacht des 7. April machte sich dadurch bemerkenswert, daß die Sonne über den gewohnten verdunkelnden Nebel stieg, hinter dem sie ihre Schönheit an den vorhergehenden Tagen verborgen hatte. Eine Anzahl von Nächten zeigte sie uns beim Niedergange ein grimmiges Antlitz. Ein quälender Nebel, der um Mitternacht wie ein Vorhang über dem nördlichen Meere lag, brachte uns den Genuß eigenartiger Himmelserscheinungen. Wir waren nicht imstande, die Ankunft der Mitternachtssonne genau zu bestimmen, aber farbenglühende Wolken und Nebel, in die sie nachts versank,

verursachten ein prächtiges Schauspiel von ungemeinem Interesse. Zuweilen erschien das große Gestirn in ovaler Ausdehnung, durchzogen von horizontalen Farbenlinien. Ich malte sie mir aus wie eine helleuchtende Laterne, aus einem Simmelsfenster heraus-hangend. Dann erschien sie wieder, wie in ein Becken mit zauberisch flammendem Feuer gesperret, das hinter einem frostsimmernenden Vorhange geheimnisvoll brannte. Ein andermal blau, sah sie aus, wie ein Gefäß von leuchtendem Kristall, wie man es sich bei unheimlichen Geisterbeschwörungen im Orient vorstellt, und es erforderte wenig Einbildungskraft, um daraus bunte, rote, violette und purpurne Blumen von sinnberückender Schönheit zum Simmel emporsprießen zu sehen.

Schnell, wie durch Zauber, wechselten diese Bilder. Den Schluß des Schauspiels bildeten gewöhnlich greuliche Fratzen, halb Tier, halb Mensch, riesenhafte, groteske, spöttische, verzerrte Gesichter aus Wolken und Feuer. Dann erinnerten sie erstaunlich an die scheußlichen, zähnefletschenden chinesischen Götzenbilder, die die plumpen Arme, Flammenschwerter haltend und von Rauchwolken umrahmt, vom äußersten Horizont her gegen uns erhoben.

Auf unserem Zuge nordwärts lächelten diese Fratzen zuweilen, dann wieder blickten sie uns düster, geheimnisvoll an. Was die Ursache dieser Gebilde war, weiß ich nicht; ich vermute, daß in dieser Kaleidoskopischen Welt zwei Individuen niemals die absolut gleiche Wahrnehmung machen.

Während unseres hastigen Weiterreitens nach Norden nahmen wesenlose Schemen Gestalt an und suchten uns zum Ausruhen zu verlocken. Dampfwolken, die geiserartig aus der gefrorenen See aufstiegen, gewährten den Eindruck riesenhafter Fontänen von wabernder Glut. Sobald die Sonne aufging, zitterten und schlängelten Lichtstrahlen wie Quecksilber über den Horizont hin, und wirbelnde, schwimmende Kreise schlossen sich dicht um uns, auf den immer farbenprächtigen, erglühenden, aber totfrostenden Eisflächen, über die wir uns fortarbeiteten. War auch die Sonne von purpurnem Glanze umgeben, so erfüllte sie uns statt mit Lebensmut mit einem krankhaften Schwindelgefühl. Was an erhabener

Schönheit in diesen Bildern war, ging oft unseren umdüsterten Sinnen verloren.

Vielleicht nirgends in der Welt sieht man solche Farbenspiele der Himmelspracht. Das Spiel des Lichtes auf Wolken und Eis erweckte die Vorstellung eines übernatürlichen Reiches.

Seit ihrem ersten Auftauchen im Süden waren wir der Sonne auf ihrem Wege nach Norden gefolgt, über das südliche Eis am Eingange zum Polarmeer, zum nördlichen Eise und der Mitternachtssonne. Vom Ende der Polarnacht, spät im Februar, bis zum ersten der Doppeltage und der Mitternachtssonne, hatten wir einen Leitpfad erzwungen durch Finsternis und eine das Blut erstarrenlassende Temperatur, über halsbrecherische Unebenheiten einer unbekanntem Welt von Eis, bis zu einer vom Pol noch gerade 320 km entfernten Stätte! Bis hierher war unser Vorhaben aussichtsvoll vonstatten gegangen, und der endgültige Erfolg schien in greifbarer Nähe. Doch wir waren keineswegs blind gegenüber der langen Kette verzweifelter Anstrengungen, die noch auf dieser letzten Strecke überwunden werden mußten.

Jetzt, wo wir unabweisbar Mitternachtssonne hatten, war ihr neuer Glanz vor uns ein Ansporn zu weiterem Vordringen. Vorher stand die Sonne zweifellos über dem Horizont, aber es ist allbekannt, daß, wenn die Sonne tief steht und die atmosphärische Feuchtigkeit, die immer über dem Packeis lagert, emporsteigt, eine dichte Wolke von Eiskristallen über dem Eise zurückbleibt und den Horizont verdunkelt. Während der vorangegangenen Tage sank die Sonne in diesen frostigen Nebel und war für einige Stunden verschwunden.

Am 8. April¹ vorgenommene Beobachtungen stellten unser Lager fest auf $86^{\circ} 36'$ Breite und $94^{\circ} 2'$ Länge. Obwohl wir weite

¹ Beobachtungen am 8. April, nach den Originalaufzeichnungen. 8. April 1908: Länge $94,02'$. Barometer 29,80 steigend. Temperatur -33° . Wind 2. Mißweisung N. O. Wolken St. 3.

$$\begin{array}{r} \overline{0 \dots 21^{\circ} - 59' - 30''} \\ 0 \dots 21 \quad - 08 \quad - 20 \\ \hline 2 \quad \overline{43 \quad - 7 \quad - 50} \\ \quad \quad \quad \underline{21 \quad - 33 \quad - 55} \end{array}$$

Märsche mit tatsächlich erheblicher Geschwindigkeit gemacht hatten, waren wir in neun Tagen doch nur 155 km vorwärts gekommen. Viel harte Arbeit war verloren worden bei den Umwegen um unpastierbares Eis, Schneeanhäufungen und hohe, holperige Felder sehr alten Eises. Das Treibeis drängte uns mit erheblicher Gewalt nach Osten und machte uns einige Sorge, aber gegen Gefahren und Strapazen unempfindlich, folgten jetzt Doppeltage von Ermattung und Doppeltage blendenden Glanzes aufeinander.

Alles war jetzt zu unseren Gunsten, doch hier fühlten wir alle die Qualen der langen Reise, deren Nachwirkung immer mehr zunahm, schwerer, zumal uns alle elementaren Gewalten drohend gegenüberstanden. Menschliche Ausdauer hat auch ihre Grenze! Übermäßige körperliche Anstrengung findet lange ihr Gegengewicht in dem Wiederholungsvermögen des Menschen, aber früher oder später kommt die Zeit, wo die verbrauchten Kräfte ein energisches Salt gebieten.

Wochen hindurch hatten wir ausschließlich von gedörrtem Fleisch und Talg gelebt. Da gab es keine Abwechslung, wir genossen kein gekochtes Fleisch und hatten nie mehr zu essen, als ab-

J. E.

$$\begin{array}{r}
 + 2 \\
 2 \overline{) 21 \ -35 \ -50} \\
 \underline{10 \ -47 \ -55} \\
 9 \\
 \underline{10 \ -38 \ -55} \\
 9 \\
 \underline{10 \ -38 \ -55} \\
 90 \ - \\
 \underline{79 \ -21 \ -5} \\
 7 \ -15 \ -23 \\
 \underline{86 \ -36 \ -28}
 \end{array}$$

Schatten 32 Fuß (der Zeltstange 6 Fuß über Schnee).

$$\begin{array}{r}
 94^{\circ} \\
 4' \\
 60 \overline{) 376'} \\
 \underline{6-16} \\
 56'' \\
 \underline{x 6\frac{1}{4}} \\
 14 \\
 \underline{336} \\
 60 \overline{) 350} \\
 \underline{5-50} \\
 7-9-33 \\
 \underline{7-15-23}
 \end{array}$$

solot notwendig war, um das Leben zu fristen. Gegen das Anurren des Magens waren wir völlig gleichgültig geworden. Alle Organe waren nebensächlich, und nur die Bewegungsfähigkeit der Beine von Wichtigkeit. Das Nachlassen der Willenskraft, die Ermattung der überanstrengten Glieder offenbarten sich selbst. Die Eskimos wurden schlapp im Peitschenschwingen und Vorwärtstreiben der Hunde. Die Hunde hatten das gleiche Empfinden, das sie durch gesenkte Schwänze, hängende Ohren und gesenkte Schnauzen dokumentierten, während ihre Schultern die Schlitten weiter, immer weiter vom Lande des Lebens wegschleppten.

Von Westen her kam ein leichter, lebenszehrender Wind, gegen den wir angehen mußten. Wir schwenkten unsere Arme, ihn zu bekämpfen und den Blutumlauf rege zu erhalten, wie der Schwimmer im Wasser. Wenn sich der Wind ab und an auch drehte, so traf er doch schneidend immer unser Gesicht. Meine Nasenspitze war so oft erfroren, daß ich dies Gebilde wie einen nicht zu meinem Antlitz gehörenden Gegenstand betrachtete. Unsere Backen waren in gleicher Weise so oft zu weißen Flecken verblichen, daß ihre Haut mit häßlichen Wunden bedeckt war. Unsere Augen waren oft verschlossen durch die gefrorenen Augenlider. Der Tränensack bildete Eiszapfen. Jedes Atom unseres Atems fror, den Nasenlöchern entweichend, und bedeckte das Gesicht mit einer Eismaske.

Zuweilen überflammte die Sonne die Wolken, während der Schnee in leuchtenden Farben erglühete, doch bei alledem litten wir unter ertötender Kälte. Die ganze Natur bäumte auf in einer Woge von Hysterie. Wahngelbilde woben sich über uns in Zauber und Wolken, und wir bewegten uns in einer Welt von Vorspiegelungen. Die Wärme der Sonne war eine Lüge, ihr Licht eine Pein. Das ist eine schnurrige Welt, dachte ich sinnunnebelt, als wir unsere Schlitten weiterschoben und die müden Hunde ausschirrten. Der Eisgrund war fest und bewegte sich nicht. Unser Horizont war begrenzt von allen topographischen Kennzeichen eines festen Landes mit Gebirgen, Tälern und Ebenen, mit Strömen offenen Wassers, aber unter alledem war das fluten

der rastlosen See. Obgleich wahrnehmbar sich nichts rührte, war alles in Bewegung. Eine scheinbar feste Erdkruste trieb merklich in jedem Winde, und wir bewegten uns mit ihr ebenso wie die uns umgebende Szenerie.

Die Gefahr dieser Bewegung, die Möglichkeit, hoffnungslos von unserem Ziele abzutreiben und dem Hungertode preisgegeben zu sein, standen mir beständig vor Augen. Nach der zurückgelegten Entfernung mußte es ja leicht sein, die letzte Strecke zu überwinden, doch gerade diese restlichen 320 km erschienen hoffnungslos und unmöglich. Mit steifen, schmerzenden Beinen gingen wir an die Fortsetzung unseres Marsches, aber ohne Begeisterung und mit wenig Streben. Doch die Märsche wurden gemacht — Strecke um Strecke entschwand in raschem Lauf.

Bisweilen schien es mir jetzt, daß ungeahnte überirdische Gewalten, die wir nicht kannten, mich unterstützten. Fast konnte ich glauben, daß unsichtbare Wesen, deren Stimmen ich im Rauschen des Windes vernahm, mich anfeuerten, weil sie in meinem Erfolge den Frieden ihrer Seele suchten und, wo es nötig war, auf jedem unbekanntem, geheimnisvollen Wege mir beistehen und helfen wollten.

Hundertsechzig Kilometer vom Pol

Wir eilten vorwärts und ließen unsere Peitschen knallen, um die Zughunde anzutreiben. Wir zwangen unsere müden, ja todmüden Beine zum Laufen, und Meile auf Meile entschwand unter unseren Füßen. Die treibende Eiswüste übte auf uns einen geisttötenden Einfluß aus und machte die täglichen Märsche zur Qual. Die Geißel der Nothwendigkeit zwang uns, zu laufen und dem Körper Bewegung zu verschaffen. Wir waren geistig und körperlich infolge andauernder Überanstrengung der Verzweiflung nahe.

Hiervon abgesehen, lag aller Grund zur Freude vor. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, das Wetter war günstig, und ein gleißender Farbenshimmer lag auf dieser fremden Über-Welt, in der wir dahinzogen. Die Fortschritte waren gut, doch wir vermochten kaum unsere Augen auf diese Farbenherrlichkeit zu lenken. Alles war eine riesige Einöde ohne jedes Leben. Zuvor hatten wir Hände und Füße brauchen müssen, um uns einen Weg durch die Berge zusammengeschobenen Eises zu bahnen, jetzt, bei dem besseren Eise, waren wir dieser Anstrengung überhoben, aber zu abgespannt, um Ablenkung zu suchen.

War unser Vormarsch wesentlich erleichtert, so machten sich die schädlichen Folgen der Überanstrengung um so fühlbarer, und wenn ich an jene furchtbare Anspannung aller Kräfte denke, begreife ich kaum, wie wir sie durchhalten konnten.

Als wir den 86. Breitengrad passiert hatten, nahm das Eis an Ausdehnung und Dicke zu. Große Erhebungen und Lagen von Press-eis wurden immer seltener, und gutes Weiterkommen konnte mit wenig Kraftaufwand erzielt werden. Die Temperatur schwankte zwischen 37 und 40° C unter Null, mit größerer oder kleinerer Differenz gegen Mittag und Mitternacht. Nur Alkoholthermometer waren zu gebrauchen, denn das Quecksilber war bei so hohen Kältegraden gefroren oder unzuverlässig.

Obgleich die beständig am Himmel stehende Sonne über die trostlose Einöde Licht und Farbe goß, hatten wir nicht den geringsten Eindruck eines Wärmeempfindens. Tatsächlich schien es uns, als ob die Sonnenstrahlen durch den Kontrast die Schärfe der Luft noch vermehrten. Während wir durch den goldigen Flimmer marschierten, schuppte der Schnee unsere Gesichter ab, indessen die Nasen von der Kälte gebleicht wurden. Die Sonne ging in einem Feuermeer auf und sank in glühende Eisfelder, wir aber atmeten unter Qualen die Kälte des Todes.

Faßten wir im Lager ein Messer an, so verbrannten wir uns schmerzhaft an dem eisigen Metall, und den erstarrten Fingern erschien Eiswasser kochend. Unser Feuer nährten wir mit Spiritus, während das Öl unseren Magen ergötzte. In unseren Träumen war der Himmel warm, alles andere kalt. Die ganze Natur war falsch; wir schienen uns der schaurigen Flamme eines neuen Sades zu nähern.

Jetzt verlegten wir unser Tagewerk in die Nacht und begannen unseren Marsch gegen 10 Uhr, um ihn 7 Uhr morgens zu beendigen. Die großen Märsche und um Stunden verlängerte Arbeit, wie ehemals, waren jetzt nicht mehr möglich. Die Witterungsverhältnisse waren nun für die Bestimmung eines Tagemarsches wichtiger als die Zeiger des Chronometers.

Daß ich beständig meine Notizen machen und die Berichte der Beobachtungen niederschreiben mußte, erweiterte meine tägliche Aufgabe um ein Bedeutendes. Aber dies vernachlässigte ich niemals, denn ich vergaß nicht, wie wichtig solche Daten für die genaue Aufzeichnung des Kurses waren. Ich schrieb meine Berichte in kleine Notizbücher, in feiner Schrift, mit hartem Bleistift, auf beide Blattseiten nieder. Zu Anfang der Reise hatte ich den Tagesbericht am Abend bei Licht eingetragen, aber später, als die Sonne Tag und Nacht schien, brauchte ich auch im Jglu kein Licht, denn die Sonne leuchtete hell genug durch die Schneewände. Schien die Sonne besonders hell, so benutzte ich diese Gelegenheit aller paar Märsche, unsere Schatten zu messen. Die tägliche Veränderung markierte unser Vordringen polwärts.

Wenn Stürme drohten, verschoben wir den Aufbruch, und bei starken Böen kürzten wir den Marsch ab. Aber auf die eine oder andere Weise gelang es uns immer, einige Marschstunden herauszuschlagen, während deren wir zwischen den Windintervallen weiterzogen. Es machte dabei nichts aus, ob wir tags oder nachts marschierten — für uns waren alle Stunden und alle Tage gleich —, denn wir hatten keine festgesetzte Ruhezeit, keinen Sonntag, keinen Festtag, keine Grenzmarken oder Meilenzeiger zu passieren.

Weiter zu kommen, die während des Schlafes gewonnene Energie und die auf Kosten eines Pfundes Pemmican erworbenen Kräfte nutzbringend im Marschieren zu verwenden, war unsere einzige Lebensaufgabe. Immer neue und doch immer gleiche Panoramen zogen an uns vorüber.

Am 11. April ergaben unsere Beobachtungen $87^{\circ} 20'$ Breite und $95^{\circ} 19'$ Länge. Die Störungen durch das Packeis des neuen Landes wurden immer weniger fühlbar, je mehr wir nordwärts vorrückten. Die Eisfelder wurden leichter passierbar, größer und zeigten weniger Risse, auch trafen wir weniger flutendes Treib- und Trümmereis an. Unter diesen günstigen Bedingungen erfaßte uns noch einmal das Feuer der Begeisterung.

Jetzt hatten wir die äußersten von unseren Vorgängern erreichten Breiten passiert, und im höchsten Norden zu sein, erfüllte mich mit Genugtuung. Aber die Zeit kam heran, in der ich ernstlich die Notwendigkeit einer früheren Umkehr erwägen mußte.

Nahezu die Hälfte unserer Proviantvorräte war aufgezehrt, denn während der weiten Marsche war mehr verbraucht worden als vorausgesetzt. Unsere Hundegespanne waren an Zahl sehr zusammengeschmolzen, denn nach dem grausamen Gesetz des Überlebens der geeignetsten, waren die weniger tauglichen Hunde in den Magen ihrer kräftigeren Kollegen gewandert. Mit der verminderten Anzahl der Hunde war, durch den Verbrauch der Vorräte, gleichzeitig auch eine Verringerung des Schlittengewichts eingetreten. Jetzt konnten wir, bei den beschränkten Vorräten und der vorgeschrittenen Jahreszeit, vernünftigerweise unser Vordringen nicht länger als vierzehn Tage fortsetzen.

In 24 Tagen waren wir 480 km über die Polarsee marschiert. Einschließlich der Aufenthalte und Umwege ergab dies ein Vorwärtskommen von nahezu 23 km pro Tag in der Luftlinie unseres Kurses; es verblieb also noch eine unbekannte Strecke von 258 km bis zum Nordpol. Bei gleich raschem Vorwärtskommen mußten wir den Pol in dreizehn Tagen erreichen. Nahrungsmittel und Brennöl hatten wir noch genug, um dieses Wagnis zu riskieren. Bei gutem Glück schien der Preis zu erringen; kam aber anhaltender Sturm, hoher Schneefall oder unwegsames Eis, so bedeutete dies das Mißlingen.

In frischen Rissen maß ich die Dicke des Eises und untersuchte das Wasser nach Leben. Die Einzelheiten im Werden und Aufbrechen des Eises wurden studiert, und der Höhe des Oberflächeneises, seinen Unregelmäßigkeiten und dem Unterwassereise wandte ich gleichfalls einige Aufmerksamkeit zu. Temperaturmessungen der Atmosphäre, der Wasseroberfläche und des Eises wurden vorgenommen, der Barometerstand vermerkt, Wolkenbildungen, Wetterverhältnisse und Eisdrift tabellarisiert. Unausgesetzt gab es Arbeit, aber wie die Funktionen der Füße auf dem täglichen Marsch, war auch diese eine mehr oder weniger automatische.

Während wir über uns endlos dünkende Eisfelder liefen, wurde unserer physischen Körperbeschaffenheit eine sorgfältigere Untersuchung zuteil. Täglich wachte ich darüber, ob sich irgendwelche Anzeichen von Sinfälligkeit in den Kräften eines von uns zeigten, denn ein ernstliches Versagen hätte jetzt ein verhängnisvolles Ende bedeutet. Ein entkräfteter Mann konnte weder vorwärts noch zurück. Jede neue Prüfung gab mir erneutes Vertrauen und war ein weiterer Grund, die menschliche Ausdauer bis zur Kraftgrenze jeder Faser anzuspornen.

Auf Grund langer Erfahrung fand ich, daß das Leben in diesem äußersten Norden sehr gesund ist, solange genügende, gute Ernährung und keine übergroße Anstrengung stattfindet. Ein schwächerer Mensch geht zugrunde, aber ein kräftiger Mann härtet sich ausgezeichnet ab und bleibt durch Schlittensfahrt und Laufen in dieser keimfreien Luft bei vorzüglicher Gesundheit. Aber, wie

schon gesagt, hinreichende Nahrung und nicht zu viel Strapazen sind zu vollem Wohlbefinden unerläßliche Bedingung, und in unserem Falle wurden die Kräfte bei sehr kleinen Rationen bis zum Äußersten angespannt. Genug, wir hielten aus!

Unsere furchtbaren Anstrengungen beim Forcieren der täglichen Eilmärsche unter gelegentlichem Hervorbrechen blendender Sonnenstrahlen verursachten einen brennenden Durst. Der Gepflogenheit des Kamels folgend, tranken wir vor dem Ausbruch so viel Wasser, daß wir für den kommenden Tagesmarsch Flüssigkeit genug im Leibe hatten. Doch war es quälend, im Lager das Schmelzen des Eises abzuwarten.

In zwei Absätzen, abends und morgens, nahm jeder von uns durchschnittlich drei Quart Wasser täglich zu sich, einschließlich des Tees oder auch des gelegentlichen Luxus einer Suppe. Wasser gab es ringsumher im Überfluß, aber bevor der Durst gelöscht werden konnte, mußten mehrere Unzen kostbaren Brennöls, das wir Hunderte von Meilen mit uns schleppten, darangewandt werden. Und doch bereitete uns dieses Wasser, so kostbar und notwendig es für uns war, wiederum großes Unbehagen. Es brach aus den Poren der Haut, drang in die Stiefel und bildete ein Eisband unterhalb des Knies und einen Eisgürtel um den Leib, während das Gesicht fast ganz von einer Maske der durch das Atmen gebildeten Eiszapfen eingeschlossen war. Wir lernten auch diese Marter stoisch ertragen.

Mit unseren munter vorwärtseilenden und ziehenden Sunden kamen wir vom 87. bis zum 88. Breitengrade in zwei Tagen über altes Eis ohne Hindernisse und Erhebungen. Hier gab es keine sichtbaren Unterscheidungslinien zwischen den einzelnen Eisfeldern, und es war ganz unmöglich, festzustellen, ob wir uns auf Land- oder See-Eis befanden. Das Barometer zeigte kein erhebliches Steigen, aber das Eis hatte die harte, schwankende Oberfläche von Gletschereis mit nur leichten Rissen. Das aus diesem Eise gewonnene Wasser war nicht salzig, denn alles Eishügeln und Erhebungen entnommene Eis löst sich zu Süßwasser auf. Meine nautischen Beobachtungen schienen keine Drift anzuzeigen, aber nichts-

destoweniger gaben meine zusammengestellten Tabellen keinen bestimmten Aufschluß, ob es Land oder See war. Ich neigte jedoch zu der Ansicht, daß dies Eis auf flachem oder versunkenem Land lag.

Das Eis bekam ein immer schöneres Aussehen. In Purpur und Blau verlief die leichtgewellte Fläche ins Unendliche, ohne daß, wie sonst, Ketten aufgetürmter Eisblöcke das Gesichtsfeld beschränkten. Über dies Eis war ein Marsch in gerader Luftlinie möglich, doch auch hier ging das Vorwärtskommen ebenso langsam vonstatten wie auf dem ungleichmäßigen Packeis, denn der Schnee war mit großen Eiskristallen überkrustet, und die vergrößerte Reibung verminderte die Fahrgeschwindigkeit. Zum Schneeschuhlauf war die Oberfläche zu hart und zu sicherem Draustreten zu weich. So empfanden wir wieder nachdrücklich die Weltabgeschiedenheit, die Monotonie und die beständigen, durch nichts erleichterten Strapazen. Tag für Tag ging es in stetigem, eiligem Schritt über die Eisfelder und durch eine geisttötende Einöde. Wenn wir am Ende eines frostdurchschüttelten Schlummers die Augen auf-taten, wurde nach und nach Feuer gemacht, getrunken und ge-essen, beides meistens kalt, gerade genug, um für den Tag aus-zuhalten, denn zum Mittagessen hatten wir weder Zeit noch Feuer-ung. Dann ging es in die Sielen, und unter dem Zwange der Pflicht den Tag hindurch vorwärts, solange wir uns auf den Beinen halten konnten.

Ich marschierte wie im Traum, baute am Iglu, aß und versuchte zu schlafen. Die Beobachtungen machte ich jetzt ohne Interesse, denn unter derartigen Verhältnissen konnte kein Mensch Ver-gnügen an Mathematik finden. Das Essen wurde zur Qual, denn das Pemmican, ohne Geschmack und hart wie Stein, war kalt. Unsere Füße waren erstarrt, glücklicherweise, denn nun konnten sie nicht mehr schmerzen.

Die mühselige Aufgabe, ein Schneehaus zu bauen, erforderte alle Energie; waren wir darin, so fielen uns die müden Augen zu, aber bald meldete sich der knurrende Magen, und sein Verlangen wurde halb gestillt. Mit vor Kälte krampfhaft klappernden Zäh-nen und die frostschaudernde Haut zur Erwärmung reibend, fan-

ken die beiden Burschen in bewußtlosen Schlaf, aber meine Augenlider schlossen sich nicht so leicht. Die Sorge um den Erfolg, das Verlangen, das Ausreichen unserer Vorräte zu verlängern, und die Aufgabe, meinen beiden Eskimogefährten Mut einzulößen, hielten mich wach, während trotz des mangelhaften Blutumlaufs die Beine neue Kraft gewannen.

Hier gab es keine geistanstrengende Erholung, uns zu erquickern; da war nichts, um unsere Seele aus diesem eisigen Gefängnis zu befreien. Essen, schlafen und unaufhörlich einen Fuß vor den andern setzen, das war alles, was wir tun konnten. Wir waren wie abgetriebene Gäule vor dem Lastkarren, aber wir hatten nicht deren Annehmlichkeiten eines guten Klimas und eines bequemen Stalls für die Nacht. Ein Tagemarsch glich dem andern. Satten wir unser kaltes Mahl beendet, so wurden die Sunde angeschirrt und die Schlittenladung gezurrt.

Im täglichen Verlauf unseres Vormarsches lag eine unmenschliche Anstrengung, die zu beschreiben weder Worte noch Bilder ausreichen. Der rasendmachende Einfluß des ewig gleichen Polarstimmers, vereint mit schneidenden Winden, ungeheurer Kälte und überanstrengtem Körper, ließen unsere Augen brennen und unsere Zähne fortwährend aufeinanderschlagen. Für mich gab es immer die Inspiration des endgültigen Erfolges, aber für meine jugendlichen Eskimobegleiter war es eine weit über alles Erträgliche gehende Marter. Trotzdem waren sie wacker und bis ans Ende mir treu ergeben, selten nur ließ Hunger oder Erschlaffung in ihnen eine selbstfüchtige Regung aufkommen oder drohte jähe Leidenschaft das Gelingen der Expedition zu gefährden. Wir litten schwer, aber wir überwandten die Entfernung.

Am Morgen des 13. April erreichte die Anspannung quälender Marter ihren Höhepunkt. Seit Tagen hatten wir einen beständigen, schneidenden Westwind, der unsere Verzweiflung aufs Äußerste trieb. Wieder zog es schwer im Westen auf, und der durch Mark und Bein gehende Sturm gewann neue Kraft. Der frostklare Himmel bedeckte sich mit entmutigendem Grau, über das finstere Wolken jagten. Über dem Schnee lagerten widrige Nebel, und der

Weg dehnte sich trostlos vor uns. All dies war eine schreckliche Warnung vor Sturm und größeren Qualen.

Es gibt keine grausigere Qual als dieses rastlose Rasen eisiger Winde, das uns erfasste und allen Lebensmut raubte. Arwilah warf sich verzweifelt auf seinen Schlitten und weigerte sich, weiterzugehen. Ich ging hinüber und stand neben ihm; seine Zunde drehten sich um und sahen uns wie fragend an. Itukischuk kam heran und stand bewegungslos, wie in Bewußtlosigkeit, und starrete schreckensbleich nach dem südlichen Horizont. Große Tränen rollten aus Arwilahs Augen und erstarrten sofort zu Eis. Kein Wort wurde laut. Ich wußte, daß der furchtbare Augenblick der höchsten Verzweiflung gekommen war. Geduldig und ruhig in ihrem eigenen Elende, blickten uns die Zunde an. Schweigend schauten wir alle bei dem sich verdunkelnden Himmel über die furchtbare, totstarrende Einöde gen Süden. Mit tränenüberströmtem, verhärtem Gesicht sagte Arwilah langsam, in herzbrechendem Jammer: „Unne-sinig-po — Oo-ah-tonie i-o-doria — Oo-ah-tonie — i-o-doria!“ (Laßt uns hier sterben — weiter ist unmöglich, weiter ist unmöglich!)

Zum Pol — die letzten 160 Kilometer

Der Pol ist erreicht

Niemals werde ich diese schreckliche Stunde vergessen, niemals die trostlose, traurige Umgebung, jene endlosen Strecken grauen und leichentuchweißen Eises, den trüben, düsteren Himmel, das immer schwerer aus Westen heraufziehende Unwetter, das uns zur Verzweiflung brachte, und den verhängnisvollen furchtbaren Wind, der einen vernichtenden, arktischen Orkan ankündigte. Immer werde ich an die traurige Gruppe da vor mir denken, die, schon an sich ein grauenvolles Bild der Verzweiflung, jetzt die einzige Sehnsucht eines Mannes, so nahe dem fast greifbaren Ziele, zu vernichten drohte. Arwilah lag, eine abgemagerte, halbverhungerte Gestalt in abgetragener Pelzkleidung, über dem Schlitten, schlaff, verzweifelt, gebrochen. In meinen Ohren höre ich noch seine leise geflüsterten Worte und sehe die Tränen auf seinem gelben, wundenbedeckten Gesicht. Ich sehe Itukischuk elend und finster dastehen und sehnsuchtsvoll nach Süden blickend, erschauernd vor Verlangen nach der Heimat, in der er Annadoa, die Seißgeliebte, zurückließ, die er nun nicht mehr wiederzusehen glaubte.

Es war ein kritischer Augenblick. Bis zu diesem Zeitpunkt, während der zweiten Aprilwoche, hatten wir nur unter Aufgebot aller Willenskraft uns auf unseren ermatteten Beinen bis zur Grenze der Erschöpfung weitergeschleppt. Den schneidenden Wind im Gesicht, fühlten wir Schritt für Schritt die Kälte immer mehr bis ins Mark dringen, die Körperkräfte und die Körperwärme wurden immer geringer, und wir marschierten unter entsetzlichen Schmerzen, die sich bei jedem Atemzug verschlimmerten. Trotz wachsender Verzweiflung hatte ich meine Gefährten getröstet, so gut ich konnte, immer wieder hatte ich ihnen die Nähe meines Ziels vorgehalten. Ich hatte sie ermutigt in ihrem Glauben an

die Nähe des Landes; jeden Tag war ich vorangegangen, fürchtend das, was jetzt gekommen war, den gänzlichen Zusammenbruch ihrer Kräfte.

„Unne-sinigpo-ashuka.“ (Ja, es ist das beste, zu sterben.)

„Awonga-up-dow-epukshah!“ (Gestern erging es mir auch so, ich fühlte das gleiche), sagte ich zu mir selbst. Das plötzliche Erlöschen des Bewußtseins, dachte ich, wäre wirklich eine segensvolle Erlösung. Aber solange noch Leben in uns war, solange menschliche Kraft noch angestrengt werden konnte, wollte ich vorwärts. Selbst im Zustande der Verzweiflung, und Höllequalen ausstehend, rüttelte mich der Anblick meiner verzweifeltsten Gefährten empor. Sollte alles fehlschlagen nach all den langen Strapazen, jetzt, wo wir dem Ziel so nahe waren?

Der Pol war nur noch 160 km entfernt, und sein Erreichen schien fast sicher.

„Accou-ou-o-toni-ah-youngutuk“ (Wenn morgen vorbei ist, wird es besser sein), redete ich zu, und machte den Versuch, zu lächeln. „Igluctu!“ (Nur Mut!)

Meine Hand erhebend und nach dem Pol zeigend, hielt ich nacheinander meine fünf Finger in die Höhe und versuchte so, ihnen die Vorstellung beizubringen, daß wir in fünf Tagen den „Großen Nagel“ erreicht haben und uns dann (mit dem Finger weisend) heimwärts wenden würden.

„Nuna-me-neulia-capahmisua“ (Denn daheim sind die Lieben und Essen im Überfluß), sagte ich.

„Nuna-terronga, neuliarongita, utah-peterongito“ (Das Land ist verschwunden, die Lieben verloren; alles Leben ist dahin).

„Tigi-i-lay-woangacedla-nellu-ikah-amisua“ (Ich will zurückkehren, Himmel und Wetter verstehe ich nicht; es ist sehr kalt), sagte Arwilah.

„Sukinut-nellu“ (Ich verstehe die Sonne nicht), sagte Irufischuk.

Das war seit einigen Tagen ihre ständige Klage gewesen, denn über die annähernde Gleichheit der Schattenlänge bei Tag und Nacht zerbrachen sie sich den Kopf. Da es keinen Sonnenuntergang gab, waren sie ohne Anhaltspunkt und völlig ratlos. Sie

sahen sich in einer land- und leblosen Welt verloren, in der ihnen Himmel, Wetter, Sonne und alles ein Rätsel war.

Ich kannte meine Begleiter als tapfer und war ihrer Treue gewiß. Ich war überzeugt, daß, wenn ihr Gemüt beruhigt war, sie sich noch einmal zu weiterer Anstrengung aufraffen würden. Ich sprach freundlich zu ihnen; ich stellte ihnen vor, was wir erreicht hatten, daß sie gut und tapfer seien, daß ihre Eltern und ihre Geliebten stolz auf sie sein würden, und daß es Ehrensache sei, nicht alles verlorenzugeben.

„Tigishu-conitu,“ sagte ich. (Der Pol ist nahe.)

„Sinipa tedliman dosa-uahtonie tomongma ah youngulok tigilay toy hoy.“ (Nach fünf Tagen sind wir am Ziel, dann ist alles gut, und wir kehren rasch zurück.)

„Seko shudi iokpok. Sounah ha-ha!“ erwiderten sie. (Auf dem Eis ist es nie gut, die Knochen schmerzen!)

Dann sagte ich: „Das Eis ist glatt, der Schnee ist gut, der Himmel klar, der Große Geist ist mit uns, der Pol ist nahe!“

Arwilah schüttelte traurig den Kopf, aber ich bemerkte, daß er sich die Augen wischte.

„Ka-bis huckto-emongwah“ (Komm, geh ein Stückchen weiter), begann ich wieder. „Accou uahtonie-ahningahna-mat-luk-tigilay-Inut-nun_a.“ (Morgen in zwei Monaten sind wir wieder im Esfimolande.)

„Kisah iglucto-tima-allahta-annona-neuliasing-wah,“ sagte Arwilah. (Schließlich wird eitel Freude sein, und wir werden Vater und Mutter wiederssehen und die Kleinen Frauen.)

„Ashuka-alingahna-matluk,“ erwiderte ich. (Ja, in zwei Monaten haben wir Wasser und Fleisch in Fülle.)

Itukischuk sah mich aufmerksam an, und seine Augen glänzten.

Als ich so sprach, richtete sich mein eigener Geist zu einer letzten Anstrengung auf, und meine Schlassheit wandelte sich in neuen Enthusiasmus. Ich fühlte das Feuer für viele Jahre in mir neu erglühen. Das Ziel war nahe; da war nur noch ein Schritt bis zum Gipfel meines Strebens. Ich sprach hastig auf sie ein, und

die beiden saßen und hörten zu. Allmählich wurden sie von meiner Begeisterung angesteckt; wohl nie sprach ich so überzeugend. —

Itukischuk griff nach seiner Peitsche. „Ka, aga!“ (Komm, vorwärts!), sagte er.

Arwilah entschloß sich widerwillig, reckte seine Glieder und rief den Hunden „Huk huk, huk!“ und sagte dann auch zu uns: „Aga, ka!“ (Geh, komm!)

Mit Peitschenknall gingen wir an die letzten 160 km.

Die Tiere spitzten ihre Ohren, erhoben ihre Schwänze und legten sich ins Geschirr. Aufjauchzend über den wiedergewonnenen Enthusiasmus, gingen wir vorwärts zum letzten Ziel. Eine Art wilder Genugtuung erfüllte mein Herz. Ich wußte, daß nur der Enthusiasmus uns jetzt vor der Vernichtung bewahren könne, wenn unser eigener Körper den Dienst versagen wolle. Die Begeisterung mußte den Körper anspornen. Zum Glück bildete der Gedanke des schließlichen Sieges einen ungewöhnlichen, seelischen Stachel.

Graue Eishügel umgaben uns. Meine Füße waren so müde, daß es mir schien, als schritte ich in der Luft. Mein Körper war vor Schwäche so abgemagert und leicht, daß ich kaum überrascht gewesen wäre, wenn ich durch einen Windstoß vom Eise gefegt worden wäre. Ich fühlte mein Blut durch die Adern rollen und nadelgleich in meinen Gliedern prickeln wie ein Neurastheniker. Ich schwang meine Art, und die Peitschen meiner Begleiter durchsausten die Luft. Die Hunde sprangen über das Eis, daß die Schlitten knirschten, und rannten über die Hügel wie etwa Katzen auf Bäume klettern. So schwand Strecke auf Strecke hinter uns.

Am 14. April ergaben meine Beobachtungen $88^{\circ} 21'$ Breite und $95^{\circ} 52'$ Länge. Der Wind blies höllisch schneidend aus Westen. Hier hatte eine geringe Drift stattgefunden, aber mit Verdruß sah ich, daß das Eis vor uns vereinzelte Anzeichen einer frischen Bewegung trug. Es war unregelmäßiger und hatte hier und dort offene Spalten, die wir vermeiden mußten, aber die Schlit-

ten glitten ohne sonderlichen Widerstand, und die ermatteten Hunde liefen mit größerer Geschwindigkeit.

Die Zähne zusammenbeißend und mit neugestählter Energie legten wir Kilometer um Kilometer zurück. Weitere Hunde waren in den Magen ihrer hungrigen Kollegen gewandert, aber es blieben noch genug übrig, um die beiden leichter gewordenen Schlitten genügend rasch vorwärtszubringen. Obgleich ihr lustiges Bellen auf dem langen, beschwerlichen Zuge allmählich verstummt war, ließen sie doch noch gelegentlich ihr Geulen durch das eisige Schweigen ertönen. Ein frischer Mut war rasch von den Treibern auf die Tiere übergegangen.

Wir waren gut imstande, die Strecken, haushälterisch mit unseren Kräften, zurückzulegen. Unsere Schlitten waren leicht, unsere Gestalten hager; nach dem Aussehen zu urteilen, hatten wir seit dem Verlassen des Winterlagers jeder 25 bis 50 Pfund abgenommen. Alles an uns war zusammengeschrumpft; erstaunlich war, daß die Hunde noch ihre volle Kraft behalten hatten.

Aus den Original-Marschnotizen. — Beobachtungen am 14. April 1908. Länge 95° 52'; Barometer 29,90 fallend. Temperatur — 42,2° C, Wolken 4. Wind 1—3. Mißweisung 0.

	Mittag 0 22—02— 5
$\begin{array}{r} 96 \\ 4 \\ \hline 60 \overline{)384} \\ \underline{6-24} \end{array}$	$\begin{array}{r} 0 \dots\dots\dots 22-56-20 \\ 2 \overline{)44-58-52} \\ \underline{22-29-12} \\ +2 \\ \hline 2 \overline{)22-31-12} \\ \underline{11-15-36} \\ -9 \\ \hline 11- 6-36 \\ \underline{90} \\ 78-53-24 \\ \underline{9-27-41} \\ 88-21- 5 \end{array}$
$\begin{array}{r} 54 \\ 6\frac{1}{2} \\ \hline 27 \\ \hline 324 \\ 60 \overline{)351} \\ \underline{5-51} \\ 9-21-50 \\ \hline 9-27-41 \end{array}$	

Schatten 30½ Fuß (der Zeltstange 6 Fuß über Schnee).

Bei den jetzt folgenden, unvermeidlichen Anstrengungen wurde uns oft übermäßig warm. Die Temperatur war beständig — 42,2° C. Das Schwitzen überkam uns leicht und mit einem gewissen Behagen. Dann folgte für einige Tage eine Reihe von Leiden. Es war ein Genuß, wenn ich das nasse, eisige Wollhemd mit einem solchen aus Vogelbälgen vertauschte. Unsere Köcke

und Hosen erstarrten zu eisigen Rüstungen. Es war unmöglich, sie nach der Nachtruhe anzuziehen, ohne die steifgefrorenen Pelze durch Wärme unserer nackten Haut aufzutauen. Handschuhe, Stiefel und Pelzstrümpfe waren unverwendbar, bevor sie ausgetrocknet waren.

Glücklicherweise hatten jetzt die Sonnenstrahlen Wärme genug, um unsere Pelze in etwa drei Tagen zu trocknen, sobald wir sie während des Marsches auf die Sonnenseite der Schlitten breiteten, und sie trockneten durch Ausfrieren, ohne aufzutauen. In diesen letzten Tagen fühlten wir die Atemnot heftiger als während des ganzen früheren Zuges. Beständig benutzten wir die bernsteinfarbigem Schutzbrillen, die unseren Augen wohltaten, aber trotz aller Vorsicht bildeten unsere entstellten, erfrorenen, verbrannten und verwetterten Gesichter eine Reliefkarte, auf der all die harten Strapazen unseres Zuges eingegraben waren.

Wir sahen wie eigenartige Wilde aus. Das fortwährende gleißende Flimmern des Schnees veranlaßte ein Schielen unserer Augen, das unsere Gesichter noch besonders entstellte. Das von der kristallinen Eisoberfläche zurückgestrahlte blendende Licht bewirkte eine dauernde Zusammenziehung des Sehnerven, so daß die Iris sich zu einem Nadelöhr verkleinerte.

Der starke Wind und treibender Schnee machten es zur Gewohnheit, nur aus den Augenwinkeln zu lugen. Um den Augapfel vor dem Gefrieren zu schützen, läßt die Natur ihn stets mit Blut durchströmen, und um die Sehfenster, die Augen, offen zu halten, bedarf es einer beständigen Willenskraft. Die Nachwirkung ist ein leidender Ausdruck und ein Zwinkern der Augen, das ich als „arktisches Schielen“ bezeichnen möchte. Dieses arktische Schielen ist ein Teil der dunkelbraun-bronzeartigen Gesichtszüge, die das Los jedes arktischen Forschers werden. Die Frühwinde mit ihrer schneidenden Kälte geben eine hochrote Farbe, und die zahlreichen Frostbeulen hinterlassen schwarze Stellen. Später bräunt die stechende Sonne die Haut; überdies saugen die scharfen Winde die Feuchtigkeit auf, machen die Haut spröde und hinterlassen offene Risse im Gesicht. Das menschliche Antlitz nimmt von selbst

die Struktur und Gestaltung dieser trostlosen, sturmdurchtobten Welt an, auf die es blickt.

Schwere Strapazen und verminderte Ernährung verkümmern die Muskeln, verzehren das Fett und verursachen dadurch das Zusammenschrumpfen der Haut. Der Abdruck der Schutzbrillen, der Niederschlag schwerer Zeiten und die geistige Ode der Umgebung entfernen jede Lebhaftigkeit. Unsere Gesichter nahmen die Farbe und Runzeln alter, schrumpeliger, rotbrauner Äpfel an und konnten leicht als die mumifizierten Antlitze menschlicher prähistorischer Vorfahren gelten.

Die unabweisliche Anstrengung unserer steifen Beine, noch auf den letzten Meilen, nahm uns alle Kräfte, und wir hatten nicht mehr so viel Energie, um zu unserem Schutze Iglus oder Schneeschutzwände zu bauen, weshalb wir unser Seidenzelt in Gebrauch nahmen. Obgleich die Temperatur noch immer sehr niedrig war, so drangen die Sonnenstrahlen doch störend durch das Seidenzeug und lagen sanft auf unseren in leichtem Halbschlaf geschlossenen Augenlidern. Bei starkem Wind wurde es aber doch notwendig, einen Schutzwall zu errichten, um das Zelt zu sichern. Während wir die letzten 160 km zurücklegten, waren meine Sinne frei von Lethargie. Unbewußt hatte ich mich selbst aufgerafft, und mein Denken war ein lebhafteres. Mit eingehender Sorgfalt beobachtete ich jetzt die Erscheinungen dieser fremden Welt, in die mich als Ersten das Geschick gedrängt hatte.

Schritt für Schritt drang ich in eine unbetretene, völlig unbekannte Welt ein. Wenn auch durch die Strapazen hart mitgenommen, empfand ich doch die Genugtuung des Forschers in einem neuen Lande, samt den Reizen des Entdecker- und Eroberertums. „Dann hatte ich“, wie Reats sagt, „das erhebende Gefühl des Astronomen, sobald ein neuer Planet in seinen Gesichtskreis tritt.“ In diesem Reiche des Eises war ich der Herr, ich war der Einzige, der es betreten. Ich schritt weiter, mit stolzem Siegesbewußtsein im Herzen.

Anzeichen von Land, mit denen ich meine Begleiter ermutigte, sahen wir jeden Tag, aber ich wußte sehr wohl, daß es täuschende

Gebilde waren. Mir schien es, als sollte sich jetzt etwas Außergewöhnliches ereignen, daß Merkzeichen am Horizont auftauchen müßten zur Markierung des wichtigen Gebietes, das wir betraten.

Durch einen Dunstschleier von Eiskristallen drangen meine Blicke über glänzende Wellen wechselnder Farbentöne bis zu den Luftspiegelungen des Horizonts, an dem ein Zaubergebilde das andere ablöste. Länder tauchten empor, und seltsame Gestalten erhoben sich und verschwanden fortwährend in geheimnisvollem Zauber. Alles dies entstand unter dem atmosphärischen Einflusse des ununterbrochenen Scheins der Mitternachtssonne, deren Lichtstrahlen durch das darüberlagernde Luftstratum mit seiner wechselnden Temperatur und Dichtigkeit dringen.

Aus täglichen, sorgfältigen Messungen ersah ich, daß unser Schatten nachts kürzer und während der Tagesstunden gleichmäßiger wurden, wie es der Schattenmesser anzeigte.

Nach einer Reihe glücklich ausgeführter astronomischer Beobachtungen wurde unser Standpunkt für jede Etappe unseres Vordringens festgestellt.

Je näher wir dem Pol kamen, um so mehr belebte sich meine Einbildungskraft. Eine ruhelose, fast hysterische Erregung bemächtigte sich unser aller. Meine beiden Burschen glaubten Bären und Seehunde zu erblicken, und ich beobachtete häufig neues Land, doch bei einem Wechsel der Lichtwirkung wurde der Horizont klar. Wir wurden immer begieriger, weiter in dies Zaubereich einzudringen. Während wir die hohe Leiter der Breitengrade erklimmen, wußten wir, daß jede Marschstunde uns dem Pol näher brachte — dem Pol, den die Menschen seit drei Jahrhunderten suchten, und der, wenn das Glück günstig war, mein sein sollte!

Doch ich war physisch oft ermüdet, so daß ich, sobald die momentane Begeisterung schwand, geistig stumpf wurde; aber die Gewohnheit, zu beobachten und, was ich gesehen hatte, aufzuzeichnen, verblieb mir. Ja, die Gewohnheit war es, einen Fuß vor den anderen zu setzen, Kilometer um Kilometer durch die eisige Einöde, und nur die Gewohnheit, selbst mit schmerzdem geschwäch-

tem Sehorgan Beobachtungen vorzunehmen und methodisch, wenn auch oberflächlich, aufzuzeichnen, was die müden Augen wahrgenommen hatten.

Vom 88. bis zum 89. Breitengrade lag das Eis in mächtigen Feldern, und seine Oberfläche war weniger unregelmäßig als vorher. In anderer Hinsicht war alles das gleiche wie unterm 87. Breitengrade. Ich beobachtete hier eine wachsende Zunahme der Weite des Gesichtsfeldes. Ich schien weitere Entfernungen zu übersehen, und das Eis unter dem Horizont zeigte eine weniger scharfe Umgrenzung. Die Färbung des Himmels und das Eis wechselten in tieferes Purpurblau. Ich hatte keine Gelegenheit, diese Eindrücke durch anderweitige Beobachtungen zu kontrollieren; die Begierde, etwas Außergewöhnliches zu finden, mag auf meine Einbildungskraft eingewirkt haben, aber weil die Erde am Pol abgeplattet ist, würde dort vielleicht ein erweitertes Gesichtsfeld naturgemäß zu entdecken sein.

Um 8 Uhr am Morgen des 19. April lagerten wir auf einem malerischen, alten Eisfeld mit den üblichen Säugeln, auf deren Höhe wir leicht hinaufkrochten, um einen weiten Überblick zu gewinnen. Wir schlugen unser Zelt auf und brachten die Sunde durch Blöcke von Pemmican zum Schweigen. Neue Begeisterung wurde durch einen gehörigen Topf voll Erbsensuppe und einige Bissen gefrorenen Fleisches erweckt. Dann badeten wir in den lebenspendenden Sonnenstrahlen, durch die seidnen Zeltwände gegen scharfe, schneidende Luft geschützt.

Der Tag war herrlich. Wären unsere Sinne nicht durch lange Ermüdung abgestumpft gewesen, so würden wir uns an dem ständig wechselnden Licht- und Farbenspiel lebhaft ergötzt haben. Aber bei unserem Zustande war es nur ein Anlaß, die Augen offen und das Interesse lange genug rege zu halten, um uns von den wachsenden Beschwerden der schmerzenden Gliedmaßen abzulenken.

Arwilah und Itukishuk lagen bald in tiefem Schlafe, die einzige Erholung von ihrem harten Dasein. Ich blieb, wie es meine Gewohnheit seit vielen Tagen war, wach, um nautische Beobach-

tungen vorzunehmen. Meine Berechnung der Länge ergab $94^{\circ} 3'$. Um Mittag maß ich die Sonnenhöhe sorgfältig mit dem Sextanten und berechnete die Breite auf $89^{\circ} 31'$. Die Drift hatte uns zu weit östlich geführt, aber unser Vorwärtskommen war ermutigend.

Ich legte das Instrument beiseite und trug die Berechnungen in mein Buch ein. Dann blickte ich, wie fasziniert, auf die gemachten Notizen. Mein Herz begann wild zu pulsen, und allmählich drang die freudige Erregung bis ins Hirn. Frohlockend sprang ich auf. Wir waren nur noch 46,5 km vom Nordpol entfernt!

Ich glaube, ich veranlaßte einen wahren Aufruhr in unserem Lager. Itukischuk erwachte bei meinem Lärm und rieb sich die Augen. Ich erzählte ihm, daß wir in zwei Normalmärschen den „tigi-shu“ (Großer Nagel) erreichen würden. Er sprang auf seine Füße und brüllte vor Freude; dann knuffte er Arwilah nicht gerade sanft und berichtete ihm die erfreuliche Neuigkeit.

Sie stiegen zusammen auf einen Hügel und suchten durch Feldstecher nach einem Merkmal, das die wichtige Stelle der Erdachse bezeichnen müßte! Noch einen Tag weiter, dann mußte es sichtbar sein, so erzählten sie mir, und ich lachte. Das Lachen war uns eine sensationelle Neuheit. Zuerst war ich selbst erstaunt darüber, denn seit langen, langen Tagen hatte ich nicht gelacht. Ihre Vorstellung war sehr drollig, aber sie war außerordentlich bezeichnend von ihrem Standpunkt und Wissen aus.

Ich versuchte ihnen auseinanderzusetzen, daß der Pol für das Auge nicht sichtbar sei, sondern daß seine Lage nur durch den wiederholten Gebrauch der verschiedenen Instrumente bestimmt werde. Aber obgleich diese Darlegung ganz außerhalb ihres Begriffsvermögens lag, war ihre Wißbegier vollauf befriedigt, und sie brachen in ein freudiges Surrageschrei aus. Zwei Stunden lang tanzten, sangen und jubelten sie wie die Wilden. Wie ich vermutete, war ihre Freude in dem Gedanken an eine rasche Heimkehr begründet.

Immerhin war dies der erste wirkliche Ausdruck der Freude

und inneren Erregung, die sie seit einigen Wochen zeigten. Manchmal hatte ich schon gefürchtet, daß wir nicht mehr genug Kraft besitzen würden, um an Land zurückzukommen, aber dieser zügellose Kraftausbruch zerstreute meine Bedenken. Eine Woge neuer Kraft schien mein Inneres zu durchfluten. Wenn ich überdachte, was wir durchgemacht hatten, dann war ich erstaunt über den ungeahnten Kraftvorrat in uns, und bisweilen meinte ich, ich solle nicht schreiben von menschlicher Gebrechlichkeit, sondern ein neues Evangelium von Stärke und Ausdauer des Menschen.

Bei nur noch 46,5 km Entfernung vom Pol war weiterer Schlaf ein Ding der Unmöglichkeit. Wir brauten einen Extratopf voll Tee, machten unsere Lieblingsuppe aus Pemmican, holten zur Überraschung Biskuit hervor und ppropften uns für unsere letzten Festtage bis zur Grenze des Erlaubten voll. Den Stunden, die in unser Freudengeheul eingestimmt hatten, gaben wir einen Extrahappen Pemmican. In unserem Zelt verbrachten wir einige angenehme Stunden, dann zogen wir, neubelebt, dem äußersten Punkt unserer Erde entgegen.

Mit freudig erregtem Sinn vorwärts marschierend, rief ich mir die ganze Reise in die Erinnerung zurück. Ein Hindernis nach dem anderen war überwunden worden. Jeder errungene Erfolg gab Ansporn und Mut, das nächste Gemmis zu nehmen. So war es immer, und so ist's noch heute; in dem ungleichen Kampfe zwischen menschlicher und lebloser Natur liegt der Ansporn, vorwärtszudringen, immer weiter, aufwärts die Stufenleiter zum endlichen Erfolge! Und jetzt, nach lebenentsagendem Kampfe in einer Welt, wo alle Elemente der Natur sich gegen Leben und Vordringen des Menschen verschwören, da kam nach 24 km täglichen Marsches der Sieg.

Wir waren erregt bis zur Fieberhitze, und unterwegs wurden wir ordentlich leichtfüßig. Auch die Hunde hatte die Begeisterung angesteckt. Sie rannten mit einer Geschwindigkeit, die es mir schwer machte, einen Vorsprung zu behalten und den Weg zu bestimmen. Der ganze Horizont wurde begierig abgesucht nach irgendeinem Merkmal der Annäherung an den Pol; doch wir ge-

wahrten nichts Ungewöhnliches. Die gleichen endlosen Flächen treibenden See-Eises, die wir nun 800 km hindurch gesehen hatten, schwammen rings um uns, während wir weitereilten.

Aber freudeglänzenden Auges vorausschauend, gewann auch unsere Umgebung ein anderes Aussehen. Dunkelblaue und purpurne Weiten wurden in Flächen Goldes gewandelt, auf denen saphirene Seen und rubinfarbene Rinnsale sich abhoben. Die Welt war von purpurnen Bergen mit goldigen Gipfeln umgeben. Dies war einer der wenigen Tage auf dem sturmumtobten Packeis, an dem die ganze Natur in herrlichem Lichtzauber zu lächeln schien.

Als der Tag über Mitternacht vorgerückt war und der Glanz der Sommernacht einem noch klareren Tage wich, gewannen die goldigen Strahlen auf der Oberfläche der Schneefelder eine noch glühendere Intensivität. Die Schatten der Hügel und Eispalten wurden von tieferen Purpurtönen gefärbt, und in orangefarben glühendem Schimmer vor uns malten sich schöner und schöner gigantische Schatten.

Von meinem Standpunkt, einige hundert Ellen den Schlitten voraus, wie gewöhnlich mit Art und Kompaß in der Hand, vermochte ich nicht der Versuchung zu widerstehen, mich öfters zurückzuwenden, um das Fortkommen der Hunde und Schlitten zu beobachten. Auch zurückblickend, sah ich die gleiche Farbenpracht. Über den Horizont glühten die Eiswälle wie flüssiges Gold, verbräunt mit gleißendem Edelgestein; die Flächen warfen jeden Schatten in Rot und Blau zurück, und darüber bewegten sich goldene Schwingen, wie riesige Engelsflügel ausgebreitet. Durch ein hin und her wogendes Farbenmeer kamen die Hunde heran in rascherem Lauf, die Schnauzen zu Boden, mit erhobenem Schwanz und die Schultern im Geschirr wie Kutschpferde. In der vergrößernden Beleuchtung erschienen sie vielfach über ihre wirkliche Größe hinausgewachsen. Die jungen Eskimos folgten, Liebeslieder singend, mit leichten, elastischen Schritten und schwenkten die Peitschen mit lautem Knall. Über allem erhob sich eine Wolke frierenden Atems, die wie Rauch am Lichte sich silbern

färbte, ein sicheres Zeichen wirksamer Triebkraft. Unser über gutes Eis erreichbares Endziel vor uns, pulste unser erstarrtes Blut während dieser leichteren Marschtage wieder lebhafter durch die Adern, und unsere Augen waren empfänglich für Schönheit und Farbe und eine richtige Würdigung der Wunder dieser neuen, eigenartigen und zauberhaften Welt.

Da wir die Mitternachtssonne für uns zur Mittagssonne erhoben hatten, so war die weite Polaröde mit dem funkelnden Glanze von Millionen von Diamanten überstrahlt, durch den wir uns den Weg zu dem kommenden großen Erfolge bahnten.

Unsere Beine wurden gelenkiger, die Füße leichter, je mehr unsere Stimmung freudig aufwallte. Purpurnglühende Eisfelder, umrahmt von flüssigem Golde, überstrahlt mit allen Farben des Regenbogens, lenkten uns ab von den schweren Strapazen und schufen uns Frohsinn. Das Eis wurde ständig besser, und wir bahnten uns den Weg über weite Flächen, geringe Stellen von Preßeis und schmale Risse; jedes Hindernis schien leichter überwindbar. Wir waren abgemagert, mit verbrannten, verwitterten, erfrorenen und rissigen Gesichtern und trugen durch die Strapazen arg mitgenommene, schmierige Kleidung, aber nie fühlten sich Männer stolzer als wir, als wir die letzten Schritte bis zu dem wirklichen Ende der Welt sieghaft zurücklegten.

Früh am Morgen des 20. April schlugen wir das Lager auf. Die Sonne stand im Nordosten, das Eis glühte in lilanem Schein, und der regelmäßige, westliche Wind fuhr rauh über unsere erfrorenen Gesichter. Der überraschende Ausbruch unserer Begeisterung wurde bis zum äußersten genährt, und dadurch waren wir rasch über das Eis vorwärts gekommen, jetzt nun aber, wie gewöhnlich, stark überanstrengt. Zu ermüdet und schläfrig, um auf eine Tasse Tee zu warten, tranken wir geschmolzenen Schnee und zertrümmerten mit der Axt das Pemmican, um die Arbeit unserer Kinnbacken zu erleichtern. Die Augen fielen uns zu, noch ehe die Mahlzeit beendet war, und auf acht Stunden war die Welt für uns verloren. Als ich erwachte, unternahm ich Beobachtungen, die 89° 46' Breite ergaben.

Spät in der Nacht, nach nochmaliger Rast, schirrtten wir die Zunde an und beluden die Schlitten. Als wir aufbrachen, hatten wir das Gefühl, daß keine Zeit zu verlieren sei; fieberhafte Ungeduld ergriff mich.

Unter Peitschenknall ging's voran; die Burschen sangen, und die Zunde heulten. Mitternacht des 21. April war gerade vorbei.

Über dem funkelnden Schnee glühte die Nach-Mitternachts-sonne wie am Mittag. Mir schien es, als wanderte ich im goldschimmernden Reiche des Traumlandes, und, vorwärts eilend, schwamm das Eis um mich in goldigen Kreisen.

Itufischuk und Arwilah, obwohl hager und abgearbeitet, hatten das Aussehen von Helden, die einen schweren Kampf siegreich durchfochten.

Wir alle fühlten uns in das Walhall der Sieger erhoben, als wir über den Schnee auf unser Ziel zuschritten, für das wir oft unser Leben eingesetzt und willig alle Folterqualen dieser eisigen Hölle erduldet hatten. Das Eis unter unseren Füßen, seit Jahrhunderten das Ziel tapferer Heroen, um dessen Erreichen sie furchtbar gelitten und grausig zugrunde gegangen waren, schien uns fast heilig. Fortwährend und sorgfältig beobachtete ich meine Instrumente mit Rücksicht auf das letzte Ziel; mehr und mehr verzeichneten sie unser Näherkommen. Schritt um Schritt fühlte ich in mir ein eigenartiges Entzücken der Eroberung.

Zuletzt wanderten wir über farbenleuchtende Flächen, erklimmen goldig-purpurn glänzende Hügel, und endlich: unter einem Flaren, blauen Himmel mit flammenden Wolken gelangten wir ans Ziel! Triumph erfüllte mein Herz! In uns war eitel Sonnenglanz, und die ganze Welt unsäglicher Leiden schwand dahin. Wir standen auf dem Gipfel der Welt! Unser Banner wehte im eisigen Windhauch des Nordpols! —

Am Nordpol

Voller und abschließender Beweis für die Eroberung des Pols

Nach der ersten befriedigenden Beobachtung blickte ich um mich, aber ich sah nichts als weite, öde Flächen. Die erste, tatsächliche Verwirklichung des Sieges, die Erreichung des Ziels, das ich mir mein Lebenlang gesteckt hatte, ließ mein Herz höher schlagen und benahm mein Denken. Ich empfand die Begeisterung des Propheten bei seinen Weisagungen und den Traum des Dichters von seiner Muse. Über die eisigen Flächen wob meine Einbildungskraft den Nimbus erhabener Großartigkeit. Ich erschaute silberne und kristallene Paläste, wie sie Menschenhand nie erbaut, mit funkelnden Türmen, gleich schimmernden, goldigen Sittichen. Die wechselnden Zauberbilder erschienen wie Geister eines Totenheeres, verherrlicht und verklärt, riesenhaft und gespenstig, sich über den Horizont bewegend und windverschliffene Setzen goldiger, blutgetränkter Banner tragend.

Als wir am Pol ankamen, so nah, wie diesen zu bestimmen möglich ist, lief unser Weg auf dem siebenundneunzigsten Meridian. Es war gerade am Mittag des 21. April 1908. Die Sonne stand $11,55^\circ$ über dem nördlichen, magnetischen Horizont. Mein Schatten, ein dunkler, blauroter Strich ohne ausgeprägte Konturen, maß 26 Fuß in der Länge. Die als Meßinstrument benutzte Zeltstange wurde so in den Schnee gesteckt, daß über der Oberfläche 6 Fuß verblieben; sie warf einen 28 Fuß langen Schatten.

Verschiedene Beobachtungen mit dem Sextanten ergaben eine Breite von wenigen Sekunden unter dem 90° , die wegen der unbekanntem Strahlenbrechung und der unsicheren genauen Zeit auf 90° festgesetzt wurde. (Weitere Beobachtungen am nächsten Tage

ergaben ähnliche Resultate, obgleich wir das Lager 6,5 km südlich verlegten.) Ein zerbrochenes Beil wurde am Ende einer Rettungsleine befestigt und dieses in eine frische Spalte des Eises hinuntergelassen, wobei der Winkel, den es zur Oberfläche annahm, eine Abdrift nach Grönland zu zeigte. Die mit einem Alkoholthermometer gemessene Lufttemperatur war $-38,5^{\circ}\text{C}$, während das Quecksilberthermometer $-37,75^{\circ}$ ergab. Der Luftdruck, nach dem Aneroidbarometer, war 29,83; es fiel und zeigte einen Umschwung in der Witterung an. Der Wind war sehr flau und hatte der Kompaßrose entsprechend rechts, von Nordost zu Süd, gedreht.

Der Himmel war beinahe klar, nur ein dunkles Rotblau mit hellem Eisblink oder silbriger Rückstrahlung dehnte sich gen Osten, und westlich ein dunstiger Wasserhorizont, in dunkeln, ungewissen Linien nach dem Beringmeer hin zusammenhängende Eisflächen oder Land andeutend, und bewegtes Packeis, mit einigen offenen Wasserrinnen gegen Spitzbergen zu. Im Norden und Süden standen tiefhängende, goldige Wolken, die wie wehende Banner mit zerfetzten Enden sich über den Horizont streckten. Das Eis ringsumher war nahezu das gleiche, wie wir es nach Verlassen des 88. Breitengrades gehabt hatten. Es war ein wenig bewegter und wies neue Risse mit Übergängen jungen Eises auf, Zeichen einer kürzlichen Störung.

Im geographischen Sinne waren wir hier an dem Punkte angelangt, an dem sich alle Meridiane treffen. Die Länge war daher gleich Null und die Zeit ein negatives Problem! Wo keine Länge ist, kann keine Zeit sein. Die Zeitberechnung von Greenwich, von Newyork oder Peking und der ganzen Welt trifft hier zusammen. Wenn dies, bildlich genommen, der Angelpunkt der Erdachse ist, dann ist es möglich, alle Längengrade unter dem Fuße zu haben, und deshalb wäre es auch angängig, von Mitternacht zu Mittag überzutreten, von der Zeit von San Francisco zu der von Paris, von einer Seite der Erdkugel zur anderen, wie man die Zeit mißt! —

Sier gibt es nur einen Tag und nur eine Nacht, aber die Nacht

von sechs Monaten wird durch hundert Tage Zwieliicht gemildert. Geographisch gab es hier nur eine Richtung: Süden, nach jeder Seite des Sonnenseigers; Norden, Osten und Westen war verschwunden. Wir waren an einen Punkt gekommen, wo die eigentliche Richtung ein Paradoxon und ein Rätsel wurde. Süden lag vor uns, war hinter uns und zu allen Seiten. Doch der Kompaß, auf den magnetischen Pol längs des 97. Längengrades weisend, war so brauchbar wie immer. (Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, sei bemerkt, daß alle unsere Angaben über den Pol nach dem Kompaß berechnet wurden, ohne Rücksicht auf die abweichende Annahme der Geographen, nach der in jeder Richtung Süden wäre!)

Meine ersten Mittag-Beobachtungen ergaben folgendes Resultat, das nach dem am Pol niedergeschriebenen Original kopiert und an anderer Stelle dieses Buches photographisch wiedergegeben ist. 21. April 1908: Länge 97°W; Barometer 29.83; Temperatur $-38,2^{\circ}$; Wolken 1; Wind 1; Mißweisung S; Eisblink 0; Wasserhimmel W.

Mittagshöhe 0	23—33—25
	+ 2
	2 23—35—25
	11—47—42 5
	15—56
	12— 3—38
	— 9
	11—54—38
	90
	78— 5—22
	11—54—23
	89—59—45
50	
6½	
25	
300	
60 325	
5—25	
11—48—58	
11—54—23	

Schatten 28 Fuß (der 6-Fuß-Stange.)

Gegen unsere sonstige Gewohnheit hatten wir die Hunde angeschirrt vor den Schlitten gelassen. Ihre übliche, hoshafte Wißbegierde war erloschen, und sie waren zu müde, um die Schlitten zu revidieren und Futter zu stehlen. Jetzt aber, wo das Jglu fertig war, wurden mit dem Messer Löcher in die Eisvorsprünge geschnitten, die Zügel durchgezogen und jedes Gespann an diesen Eisringen sicher festgemacht. Dann bekam jeder Hund eine

Doppelration Pemmican. Ihrer Befriedigung gaben die Tiere durch ein besonders freudiges Wedeln Ausdruck. Nach Beendigung des Fraßes rollten sie sich zusammen und wärmten den Schnee an, von dem sie ab und zu einen Lappen nahmen, um sich mit Flüssigkeit zu versorgen. Fast zwei Ruhetage folgten und waren für die Kunde die Feier der Eroberung des Nordpols!

Wir zogen uns in das Innere unseres Iglus zurück, rollten einen Schneeblock vor, um den Eingang zu schließen, breiteten unsere Schlafsäcke als Betten auf die Schnee-Erhöhung, zogen Stiefel und Hosens aus und schlüpfen zu halbem Körper in die weichen Renntierpelze. Dann besprachen wir, unter kameradschaftlicher Beglückwünschung, den Erfolg unserer langen Reise zum Ende der Welt.

Nach Schmelzen des Eises tranken wir mit äußerster Befriedigung eine große Menge Wassers, das uns besser schmeckte als jeder Wein. Eine Pemmicansuppe, mit Moschusochsenfleisch gewürzt und dampfend — ein uns im Lager selten erfreuender Luxus —, schlürften wir in langsamen Zügen befriedigt ein. Darauf folgten ein paar Bissen gefrorenen, frischen Fleisches und schließlich ein Klumpen Pemmican. Später beschloßen einige Würfel Moschusochsenfett, als Ersatz für Süßigkeiten, unser Mahl in würdiger Weise. Zu guter Letzt füllten noch drei Tassen Tee das letzte Loch im Magen, so daß wir nach einer seit vielen Wochen entbehrten ausreichenden Mahlzeit im Gefühl vollständiger Sättigung schwelgten.

Mit vollem Magen und der Genugtuung, eine verdienstvolle Aufgabe voll gelöst zu haben, gingen wir zur Ruhe.

Wir hatten den Zenit — die ultima Thule —, die man seit drei Jahrhunderten zu gewinnen versucht hatte, erreicht, und in bequemer Schneekoje versuchten wir zu schlafen, uns mit der Erde um ihre nördliche Achse drehend.

Zu schlafen war mir nicht möglich. Um 6 Uhr, oder sechs Stunden nach unserem Ankommen zu örtlicher Mittagszeit, stand ich auf, entfernte mich aus dem Iglu und veranstaltete eine zweifache Reihe von Beobachtungen. Zurückgekehrt, legte ich mich wieder

in meinen Schlaffack und machte mehrere Aufzeichnungen, aber um 10 Uhr, oder vier Stunden später, ließ ich Arwilah, um Lager und Sunde zu bewachen, zurück und ging mit Itukischuk, um ein Zeltlager, 6,5 km südwärts, aufzuschlagen. Meine Absicht war, eine etwas veränderte Position für die folgenden Beobachtungen zu haben.

Wir luden unser Zelt, Schlaffäcke und Lagerbedarf auf einen Schlitten, schoben ihn über das Schneefeld, überschritten einen nahen Wasserarm, der mit jungem Eis überzogen war, und gingen auf ein anderes Feld, das eine größere Ausdehnung zu haben schien. Nicht ganz zwei Stunden später, in der Zeit für eine Mitternachtsbeobachtung, schlugen wir das Zelt auf. Diese Verzeichnungen des Sextanten über die Sonnenhöhe wurden für die nächsten 24 Stunden fortgesetzt.

Während der Wartezeit, zwischen den einzelnen Beobachtungen, ging ich zu einem neuen Risse zwischen dem Eisfeld, auf dem wir uns befanden und dem, wo Arwilah die Sunde bewachte. Hier schoben sich die neugebildeten Eisflächen übereinander, sobald das große, schwere Feld sich auf und ab bewegte. Ein eigenartiges Geräusch wie das Schreien eines Kindes erscholl. Es kam anscheinend aus allen Richtungen, mit Unterbrechungen, und dann wieder ertönend. Ich legte mich nieder und hielt mein pelzgeschütztes Ohr an den Rand des alten Eises. Ich hörte ein entferntes Donnerrollen, den Widerhall des sich bewegenden, mahlen- den Eises, das, vom Winde bewegt, über unsichtbare, geheimnisvolle Seen trieb. Um den schreiartigen Laut festzustellen, suchte ich aufmerksam längs der Wasserrinne und kam zu einer Stelle, wo zwei dünne Eisstücke als Mundstück dienten. Ungefähr alle 15 Sekunden vernahm ich zwei oder drei scharfe, aufeinanderfolgende Schreie. Mit der Eisart schlug ich ein Stück ab, das Geräusch hörte auf, aber andere ertönten weiterhin längs des Eisrandes.

Die Zeit für die Beobachtungen war gekommen, und ich kehrte zu dem Sextanten zurück. Als ich später wiederkehrte, hatte das Geräusch aufgehört; die dünnen Eisblättchen waren zusammen-

gefroren, und an einer offenen Stelle nahebei hatte ich Gelegenheit, das Entstehen und Zertrümmern des Polareises zu studieren.

Diese dünne Eismembrane, die den Schrei eines Babys täuschend nachahmte, wächst sich zur unwiderstehlichsten Kraft auf der Erde aus. In ihrem Werden haben wir den Entstehungskeim des polaren Packeises, die große, bewegte Inkrustation der Erde, die Schiffe zerdrückt, Felsen zermalmt und ganze Gebirge in die See reißt. Mit einem mikroskopisch winzigen Kristall beginnend, setzen sich andere Kristalle daran und vereinigen sich bei ihrer gegenseitigen Verwandtschaft immer mehr, bis sich eine Scheibe gebildet hat. Nach dem gleichen Gesetz der Kohäsion vereinigen sich diese Scheiben, und dann ist eine dünne Fläche, das erste See-Eis, fertig, aus dem entweder die großen Felder entstehen oder das sich von einem Eisberge zum anderen, von einem Felde zum anderen ausbreitet und, so überbrückend, die großen Treibeismassen vervollständigt, die das mittlere Polarbecken bedecken.

Ein anderes Naturgesetz erklärt sich aus einem ähnlichen, unbedeutenden Vorgange. Wenn wir unsere Sachen zum Trocknen an der Luft ausbreiteten (denn selbst bei niedrigster Temperatur trocknen die Sachen durch Wind und Sonne), legten wir darunter zwei Stücke Leinen auf eine Erhöhung. Es waren dies ein weißer Schlittenpersenning und ein Stück dunklen Leinens, in das die Bootsteile eingeschlagen waren. Wenn diese Leinenstücke aufgenommen wurden, so fanden wir, daß unter dem dunklen Tuche, das auf dem Abhange im rechten Winkel zur Sonne gelegen hatte, der Schnee geschmolzen und wieder gefroren war. Unter dem weißen Persenning jedoch war der Schnee unverändert geblieben. Die Temperatur betrug -40°C ; wir hatten keinerlei Wärme empfunden, aber das dunkle Leinen hatte aus den schwachen Sonnenstrahlen genug Hitze aufgesogen, um den Schnee unter sich zu schmelzen. Diese kleine Physik-Lektion fing an, mich zu interessieren; und auf dem Rückwege wurden viele ähnliche Experimente vorgenommen. Auf den langen, öden Marschen legte ich mir selbst die Fragen vor: Warum ist der Schnee weiß?

Warum ist der Himmel blau? und Weshalb taut Schwarz den Schnee auf, Weiß aber nicht?

Auf dem weiten, eintönigen Marsche kam ich zu befriedigenden Antworten auf diese Fragen. Beim Suchen nach dieser abstrakten Erkenntnis zog ich das Gesetz der Strahlung eingehend zur Hilfe, und dadurch kam mir allmählich die Lösung der verschiedenen Probleme des Tierlebens, und schließlich fand ich, was bisher unbekannt, eine überraschende Entdeckung, die mich auf die Färbung der Tiere in der Arktis führte. Denn hier ersah ich, daß Pelze oder Federn der Tiere sich färbten, entsprechend ihrem Bedarf, Wärme von außen her aufzusaugen oder die eigene zu bewahren. Die hier angeführten Tatsachen werden später, wenn ich auf das Anpassungsvermögen der Tiere in der Eisregion näher eingehe, weiter ausgeführt werden.

Einer der Eindrücke, die mich auf diesem Nachtmarsch beschäftigten, war der, daß die Sonne niedrig erschien, niedriger tatsächlich als die am Mittag, was in Wirklichkeit nicht der Fall war, denn die Beobachtungen ergaben sie neun Minuten höher. Der Eindruck war durch die Macht der Gewohnheit hervorgerufen. Auf unserem Marsche nach Norden hatten wir einen relativ beträchtlichen Unterschied in der Höhe der Nacht- und der Tages- sonne bemerkt. Obgleich diese Differenz jetzt nicht mehr bestand, vermochten wir nicht, uns an diesen erheblichen Wechsel zu gewöhnen¹.

Am Pol fiel mir die Gleichmäßigkeit der Lufttemperatur während der 24 Stunden besonders auf und ebenso die befremdende Eintönigkeit von Farbe und Licht an Himmel und See. Ich hatte dies schon bemerkt, je mehr wir uns dem Mittelpunkt der Arktis

¹ Fünfzehn Monate später versuchte ich diesen Eindruck einem Schweizer Professor auseinanderzusetzen, der wenig Englisch verstand, worauf er dann die Behauptung aufstellte, daß die Sonne am Pol nachts viel niedriger stände als mittags. Eine so lachhafte Äußerung ist wohl kaum jemals gemacht worden. In Wirklichkeit entdeckte das Auge keinen Unterschied zwischen der Sonne und dem Horizont während der nächsten 24 Stunden. Es gab keinen sichtbaren Sonnenaufgang und -niedergang. Immerhin hatten wir noch mehrere Methoden, dieses wichtige Phänomen zu kontrollieren, worauf ich später zurückkommen werde.

näherten. Die merkwürdige Gleichmäßigkeit von Licht und Farbe, von Feuchtigkeit und Lufttemperatur, umfaßt ein Gebiet von etwa 160 km rings um den Nordpol. Das habe ich sowohl auf dem Hinweg wie bei der Rückkehr über diese Wegstrecke beobachtet.

Als wir uns dem Pol näherten und die Mitternachtssonne allmählich emporstieg, fand ein wachsender Ausgleich zwischen der Nacht- und Tagestemperatur statt. 500 km vom Pol stand das Thermometer nachts 10 bis 20 Grad niedriger als am Tage. Dort bildete der durchkältende Mitternachtsfrost einen krassen Gegensatz zu dem hellen, wärmelosen Schein der Mittagssonne. Am Pol stieg weder das Thermometer, noch fiel es merklich während bestimmter Tag- oder Nachtstunden, sondern blieb volle 24 Stunden hindurch fast auf dem gleichen Punkte.

Dies traf auch, bis auf ganz geringe Abweichung, auf das Barometer zu. Weiter südwärts war ein Unterschied zwischen dem Standpunkt des Wetterglases bei Tag und Nacht vorhanden. Obgleich hier die Winde nachts stärker waren als am Tage, variierte das Barometer weniger als sonst auf unserer ganzen Reise.

Während weiter südlich die Luftströmungen gegen Morgen und Abend eine starke Neigung zum Wechsel in Stärke und Richtung zeigten, konnten wir dieses am Pol nicht bemerken. Wenn aber starke Winde über das Packeis hinwegzogen, wick ein gutes Stück der polaren Gleichmäßigkeit dem radikalen Gegenteil und ließ zeitweilig hohe und niedere Temperaturen zu, doch standen diese Perioden mit den gewohnten Tag- und Nachtstunden in keiner Wechselbeziehung. Die Winde schienen vielmehr die subpolare Ungleichmäßigkeit atmosphärischer Schwankungen in Luftwärme und Luftdruck zu uns zu führen. Viele der sich auf dieses Problem beziehenden Tatsachen habe ich erst später zu erfassen gelernt. In der Folge lernte ich auch, daß schwere Stürme oft die polare atmosphärische Gleichmäßigkeit stören; doch ändert dies alles nichts an dem auffallenden Eindruck, den ich damals gewann.

In der Gegend um den Pol beobachtete ich, daß, obwohl Farbe

und Beleuchtung des Himmels wundervoll waren, doch die intensiven Gegensätze und die besonderen, wechselvollen Effekte der Wolkenbildungen, die wir in südlicheren Strichen gesehen hatten, fehlten.

Die ganze arktische Zone ist gewöhnlich ganz und gar von herrlicher Farbenpracht übergossen. Das Licht, das von der tiefstehenden Sonne ausgeht, wird von dem Eise in einem unbeschreiblichen Glanze zurückgestrahlt. Von Millionen von Eisabhängen mit Millionen und aber Millionen zarter, reflektierender Kristalle, deren jedes ein Spiegel, bald größer, bald kleiner als Körnchen von Diamantenstaub, wird dieses Licht nach allen Richtungen in leuchtenden Wellen zum Himmel zurückgestrahlt. Und flüssiges Licht scheint wieder vom Himmel her in jeden kleinen Riß dieses juwelenbedeckten Wunderlandes herabzufließen. Jeweilig herrscht eine Farbe unverändert vor. Zuweilen ist Eis, Luft und Horizont mit einem Sauche von Rosa übergossen, dann wieder mit Orange, dann von hellem Gelb oder Blau; je weiter wir aber nach Norden kommen, desto mehr überwiegt Purpur. Auf unserem Zuge nach Norden hatten wir, südlicher, tatsächlich unvergleichliche Farbeffekte gesehen, ungleich schöner als die in der Umgebung des Pols. Weiter im Süden ruft die Sonne im steten Wechsel von Auf- und Untergang durch Luftschichten von verschiedener Tiefe und Dichtigkeit kaleidoskopartige Bilder von glühender Farbenpracht hervor.

Die Reihe der hier alle sechs Stunden angestellten Beobachtungen — von Mittag des 21. bis Mitternacht des 22. April 1908 — bestimmten unsere Position mit aller denkbaren Genauigkeit.

Diese Berechnungen geben nicht die absolute Position für den normalen spiralen Aufgang der Sonne, der für jede Stunde etwa 50 Sekunden oder für alle sechs Stunden 5 Minuten beträgt, an, denn Irrtümer infolge von Strahlenbrechung und Abdrift gestatten eine größere Genauigkeit der Beobachtungen nicht. Diese Berechnungen sind daher nicht vorgelegt, um absolut unseren Standpunkt auf der Spitze der Erdochse festzustellen, sondern um zu zeigen, daß wir annähernd die Stelle erreichten, wo die Sonne

24 Stunden lang den Himmel in einer dem Horizont nahen Parallele umkreist.

Die wirkliche Mittelhöhe der Sonne am Pol
21. und 22. April 1908

Sieben aufeinanderfolgende, alle sechs Stunden vorgenommene Beobachtungen. Bei jeder Beobachtung sind für instrumentale Irrtümer + 2' berechnet; für den halben Durchmesser und auf Refraktion und Parallaxe - 9'. Die sieben Reduktionen sind jede nach zwei Sextantenlesungen berechnet worden, gewöhnlich nach einem höheren und niedrigeren Horizont. (Den Reiseaufzeichnungen entnommen.) 21. April 1908. 97. Längengrad, Ortszeit 12 Uhr mittags. 11° 54' 40" — 6 Uhr nachmittags (gleiches Feld) 12°—00'—10". Bewegtes Feld, 4 Meilen südlicher,

12 Uhr (Mitternacht)	12°—3'—50"
22. April, 6 Uhr vormittags	12°—9'—30"
12 Uhr mittags	12°—14'—20"
6 Uhr nachmittags	12°—18'—40"
12 Uhr (Mitternacht)	12°—25'—10"

Temperatur — 40,5° C. Barometer 30,05. Schatten 27 ½ Fuß (der 6-Fuß-Stange).

Mit Hilfe des Sextanten, des künstlichen Horizonts, des Taschenchronometers, der üblichen Instrumente und Forschungsmethoden wurden unsere Beobachtungen fortgesetzt und unsere Positionen mit der größtmöglichen Sorgfalt und Sicherung gegen Ungenauigkeiten festgestellt.

In den ersten Presseberichten über meinen Erfolg war kein Raum für eine bis ins kleinste gehende Schilderung, noch erlaubte die Darstellung des Stoffes eine Ausarbeitung aller gesammelten Daten. Jetzt aber, in besserer, perspektivischer Beleuchtung, scheint es mir geboten, daß jede erdenkliche Phase bis ins kleinste Detail dargeboten wird. Denn nur unter sorglichster Berücksichtigung jedes Vorkommnisses oder jeder irgendwie auffallenden Erscheinung auf dem Marsche kann ein wirkliches Urteil über das weidlich diskutierte Thema der Erreichung des Nordpols gewonnen werden.

Und jetzt bitte ich, gleich hier, eine Sache ernstlich mit mir zu erwägen, die für mich die Gewißheit birgt, daß wir den Pol erreicht haben. Dies ist das Thema der Schatten — unserer eigenen Schatten auf dem schneebedeckten Eise. Eine scheinbar nebensächliche Erscheinung, die oft den Gesprächsstoff bildete und so alltäglich war, daß ich nur selten darüber etwas in mein Notizbuch ein-

Apr. 21 '08. Est. Long 97 W.
 Bar. 29.83 Temp 37.7. (L. alt. St.)
 wind. i. day 8, direction. W. S. W.

Woon alt. = 23.33 - 25

54
 0 1/2
 25
 300
 60 | 325
 5 25
 11 48 58
 11 54 23

+ 2
 2 | 23 35 25
 11 47 42 5
 + 15 5.6
 10 5 38
 - 9
 11 54 38
 90
 78 5 22
 11 54 23
 89 59 45

3. 28/1

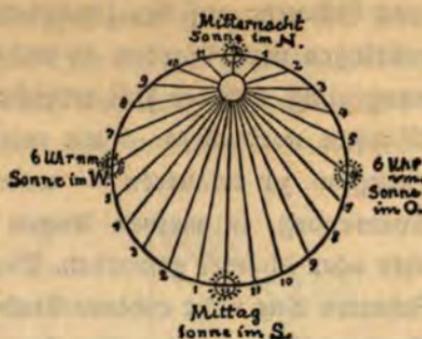
Copied of a note in Tule
Apr. 21, 1908 at the North Pole

Accompanied by the Eskimo boys
Wherelok and Stukishoope I searched at
noon to-day 90k, a spot on the pole
Star 520 miles N. of Southway.
We were 35 days enroute. hope to
return to my base on a line slightly
west of the arctic coast there
New land was discovered along
the 102-m. between 84 & 85. The
ice proved fairly good with few
open leads, hard snow and little
pressing trouble.

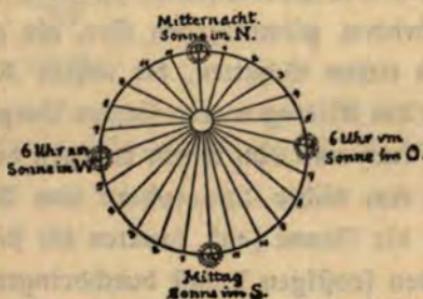
We are in good health and have
food for 40 days. This with the map
of the dogs to be sent up with
Kaspar, a line for 50 or 60 days

The water is deprosted with
a small air pump in a vacuum
tube on the drifting ice.

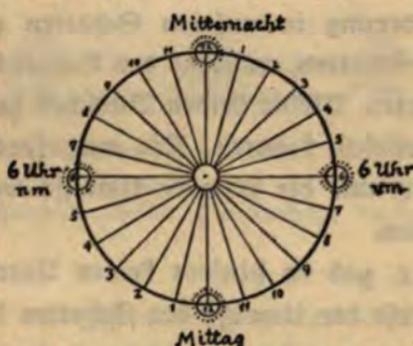
Its return will be offered
to the International Bureau of
Polar Research at the
Royal observatory Uccle Belgium
Frederick A. Cook



Schattenkreis etwa 400 km vom Pol. Der Kreis, von dem die Schattenlinie strahlenförmig ausgehen, bezeichnet den Standpunkt des Menschen.



Der Schatten zeigt, sobald er näher dem Pol, weniger Unterschied in der Länge während des Wechsels der Stunden.



Schattenkreis vom Pol; auf dem gleichen Fleck stehend, ist der Schatten eines Mannes zu jeder Stunde augenscheinlich immer von gleicher Länge.

Schattenkreise, die Annäherung an den Pol anzeigend.

Die Figuren zeigen annähernd die relative Länge eines Menschenschattens für jede Stunde des 24 stündigen Tages.

trug, unsere eigenen Schatten auf den schneebedeckten Eisfeldern zeigten unser Vordringen nach Norden an und bewiesen schließlich zu meiner Genugtuung, daß der Pol erreicht sei!

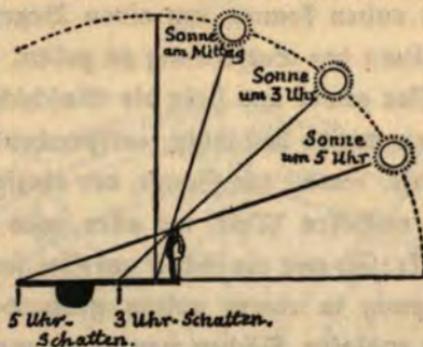
Auf unserem Marsche nordwärts — um meine Schattenbeobachtungen von Anbeginn zu erläutern — waren, nach unserem Aufbruch von Svartevoeg, in meinen Augen unsere Schatten nicht merklich kürzer oder schärfer geworden. Die Eskimos fanden jedoch in diesen Schatten eine nicht endenwollende Verschiedenheit ihres Gesprächsthemas. Sie prophezeiten daraus Stürme, das Vorhandensein von Wild oder lasen aus ihnen Ereignisse in der Heimat. Fern vom Lande, fern von jedem Zeichen der geliebten, festen Erde, zogen wir mit unseren Schatten über die trostlose Einöde der treibenden, glimmernden See, als auch ich ein reges Interesse an den tiefen Schatten, die unsere Körper warfen, zu nehmen begann. Am Mittag waren sie, im Vergleich mit späteren Stunden, scharf, kurz und von einem ruhigen dunklen Blau. Um diese Zeit ruhte eine dichte Atmosphäre von Kristallen auf dem Eise, und sobald die Sonne sank, konnten die stärksten purpurnen Strahlen nicht den frostigen Dunst durchdringen. Lange vor der Zeit des Sonnenuntergangs, selbst an klaren Tagen, verschwindet die Sonne in tiefliegenden Wolken von stöbernden Eisnadeln.

Nachdem wir den 88. Breitengrad passiert hatten, trat eine merkliche Veränderung in unseren Schatten ein. Nachts verlängerte sich der Schatten, während der Tages Schatten, vergleichsweise, sich verkürzte. Meine beiden Burschen sahen hierin etwas, was sie nicht verstehen konnten. Die ausgesprochen blaue Farbe wurde zu Purpur, und die scharfen Umrisse wurden unbestimmt und verschwommen.

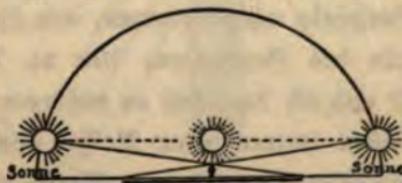
Jetzt, am Pole, gab es hinfort keinen Unterschied in Länge, Farbe oder Schärfe der Umrisse der Schatten bei Tage oder bei Nacht.

Die Schatten um Mitternacht und am Mittag waren die gleichen. Die Sonne beschreibt einen Kreis um den Himmel, bei dem das Auge keinen Unterschied in ihrer Höhe über dem Eise während der Nacht und des Tages bemerkt. Die 24 Stunden hin-

durch war kein Steigen oder Sinken in der Bewegung der Sonne wahrnehmbar. Am Mittag gab der Schatten in seiner Länge die Höhe der Sonne auf etwa 12 Grad an. Um 6 Uhr, um Mitternacht und um 6 Uhr morgens war es das gleiche.



Etwa auf der Breite von Newyork verlängert sich der Schatten eines Menschen Stunde für Stunde, sobald die Sonne sich zum Untergange gegen den Horizont neigt.



Am Nordpol ist der Schatten eines Mannes während voller 24 Stunden von gleicher Länge, da die Sonne sich rund um den Himmel auf einer (während 24 Stunden) scheinbar gleichen Horizonthöhe bewegt.

Eine Aufnahme des Iglus und von uns selbst, gleichzeitig ausgeführt und nach Jahresfrist entwickelt, ergaben die nämliche Länge des Schattens. Der Kompaß wies nach Süden. Das Fallen des Thermometers während der Nacht hatte aufgehört. Zum Zwecke der Beweisführung wollen wir annehmen, daß alle unsere instrumentellen Beobachtungen falsch wären. Hier ist ein Tat-

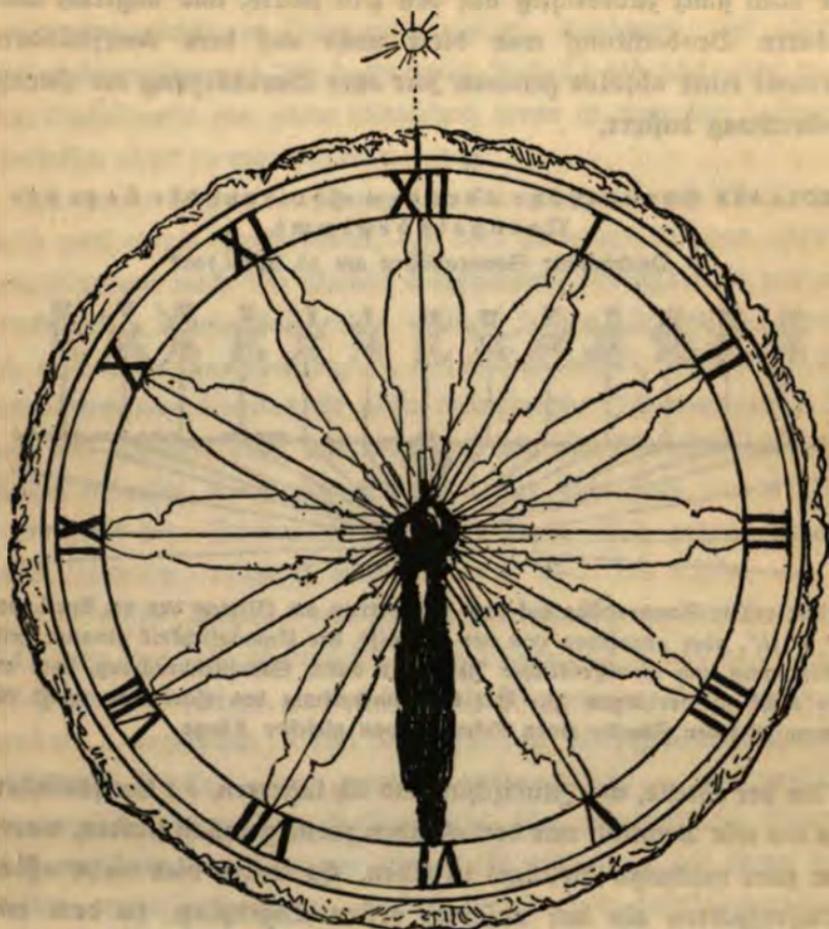
bestand, an den ich glaubte und noch glaube; das Auge sieht, ohne Zuhilfenahme von Instrumenten, die Sonne in gleicher Höhe während jeder Stunde von Tag und Nacht. Eine derartige Beobachtung ist nur auf der Erdoberfläche möglich!

Kings um uns war kein Land, kein fester Punkt; absolut nichts, worauf das Auge ruhen konnte, um einen Begriff der Stellung oder eine Beurteilung der Entfernung zu geben. Hier ist alles in Bewegung. Die See atmet und hebt die Eisschicht, die der Wind treibt. Das Packeis treibt beständig, entsprechend dem Luftdruck und der Wasserdrift. Selbst die Sonne, der einzige feste Punkt in dieser treibenden, rastlosen Welt, wo alles, was man sieht, ohne daß man es bemerkt, sich wie ein Schiff auf See fortbewegt, scheint in rascher Bewegung in einem goldig glühenden Kreise, nicht weit oberhalb der endlosen Flächen von purpurnem Kristall; aber diese Bahn ist niemals höher, niemals tiefer — immer in der gleichen, stabilen Richtung. Die Instrumente zeigen Tag für Tag einen geringen, geraden Aufstieg an, aber das Auge nimmt keinen Wechsel wahr.

Obwohl ich auf unserem Marsche nordwärts nur bisweilen die Schatten gemessen hatte, wurden am Nordpol diese Messungen mit der gleichen Sorgfalt vorgenommen, wie die Feststellung der Sonnenhöhe mittels des Sextanten. Am 22. April machte ich, nachdem Itukischuk und ich Arwilah an unserem ersten Lagerplatz am Pol zurückgelassen hatten, eine Reihe von Beobachtungen. Wir machten im Schnee einen kleinen Kreis als Fußpunkt, auf den sich Itukischuk stellte. Um Mitternacht wurde die erste Linie bis zum Ende seines Schattens in dem Schnee gezogen, wo ich dann ein tiefes Loch mit der Eisaxt schlug. Jede Stunde wurde, von seinem Fußpunkt aus, eine gleiche Linie gezogen. Zu Schluß der 24 Stunden wurde mit Hilfe von Arwilah um die Endpunkte der Linien ein Kreis geschlagen, der das Schattenende für jede Stunde markierte. Das Ergebnis ist in dem nachfolgenden Schneediagramm wiedergegeben.

Unterwegs blieben wir natürlich während der Schlafenszeit nicht auf, um uns mit diesen Schattenkreisen zu amüsieren. Jetzt

aber hatte die Sache für Itukischuk ein spiritistisches Interesse, während sie für mich einen Teil der Beweisführung für die Erreichung des Nordpols bildete, denn nur am Pol, sagte ich mir, können alle Schatten von gleicher Länge sein. Durch das beider-



Der Schattenzeiger am Pol

Am Pol ist der Schatten eines Mannes für jede Stunde des 24stündigen Doppeltages nahezu von gleicher Länge. Wenn eine Schattenlinie vom Fußpunkt eines Mannes auf ein in Schnee gezeichnetes Zifferblatt gezogen wird, so bildet der menschliche Schatten den Uhrzeiger und vermerkt die Zeit als Kompaß-Strich. Die relative Länge dieser Schatten gibt auch die Breite oder die Stellung des Mannes, Nord oder Süd, zum Äquator an.

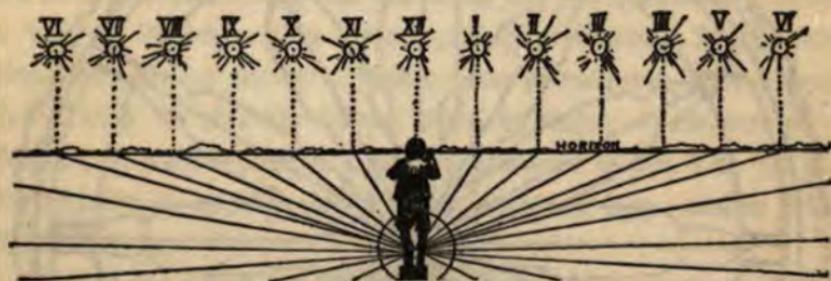
Wenn während zweimaligen herumgehens um das Zifferblatt die Schatten alle von gleicher Länge sind, dann muß der Endpunkt der Erdachse positiv erreicht sein — selbst dann, wenn alle anderen Beobachtungen trügen. Diese einfache Darlegung ist der unanfechtbare Beweis, am Nordpol gewesen zu sein.

seitige lebhaftere Interesse gelang es uns, einen triftigen Grund zu finden, auch während der Schlafenszeit eine Linie in unseren Schattenzirkel einzutragen.

Hierdurch hatte ich, wie ich wußte, eine wichtige Beobachtung, die mich ganz zuverlässig auf den Pol stellte, und ungleich aller anderen Beobachtung war diese nicht auf dem unerfüllbaren Traume einer absolut genauen Zeit oder Berichtigung der Strahlenbrechung basiert.

Wie die Sonnenhöhe über dem Horizont die Lage des Nordpols bestimmt.

Beobachtete Sonnenhöhen am 22. April 1908



Die exakte Sonnenhöhe auf dem Pol betrug am Mittag des 22. April 1908 $92^{\circ} 9' 36''$, aber abgesehen von der Eisdrift, der Unmöglichkeit genauer Zeitbestimmung und unwissentlicher Irrtümer durch Strahlenbrechung, was am Pol nicht zu verlangen ist. Bei der Umkreisung des Horizonts wirft die Sonne zu jeder Stunde einen Schatten von gleicher Länge.

An der Stelle, wo Itufischuk und ich lagerten, 6,5 km südlicher, als wo wir Arwilah mit den Sunden zurückgelassen hatten, waren nur zwei mächtige Eishügel zu sehen. Es waren hier mehr offene Wasserpalten als auf unserem ersten Lagerplatz, zu dem wir nach der Mitternachtsbeobachtung am 22. April zurückkehrten. Als die Sunde uns aus der Entfernung herankommen sahen, sprangen sie auf, und ihr Chorheul scholl über den Pol hin — über eine Region, in der nie zuvor Sundegebell ertönt war. Unsere wissenschaftliche Arbeit war beendet, und rasch begannen wir die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt zu treffen.

Zwei Tage hatten wir am Nordpol zugebracht. Nach dem ersten Siegesrausche war bei Raft und Arbeit der bestrickende Zauber

geschwunden. Obgleich ich versuchte, als wir die letzten Stücke auf die Schlitten luden, die Begeisterung festzuhalten, war sie dahin. Ich glaube, daß mächtigen Erregungen unvermeidlich die Reaktion folgt. Hungrig, geistig und körperlich erschöpft, kam mir der Gedanke der völligen Nutzlosigkeit dessen, was ich erreicht hatte, der nichtigen Belohnung meiner Ausdauer, und löschte meine Begeisterung. Ich hatte mein Irrelicht erhascht, aber es ist ein Verhängnis für jeden Menschen, wenn er dem ihn lockenden Irreisch nicht zu entweichen vermag.

Als meine Augen die silberglänzende und purpurne Einöde um mich nach einem Gegenstande, auf dem sie ruhen könnten, absuchten, überkam mich das Gefühl entsetzlicher Verlassenheit und unerträglicher Einsamkeit. Mit meinen beiden Begleitern konnte ich mich nicht unterhalten; an meinen Gedanken, an meiner Gemütsbewegung konnten sie nicht teilnehmen. Ich war allein, ich war ein Sieger, aber wie trostlos, wie fürchterlich war dieser Ruhm erkauft! Rings um uns kein Leben, kein Fleck, der die Einförmigkeit von Schnee und Eis unterbrach. Wir waren die einzigen lebenden Geschöpfe in dieser toten Welt des Eises.

Eine wilde Begier, zum Lande zurückzukehren, erfaßte mich. Es schien mir, als ob etwas Neues, Schreckliches aus den eisigen Wassern emporstiege, etwas Riesenhaftes, etwas Verderbenbringendes ... unsichtbar — und doch fühlte ich die schreckeinsößenden, glühenden Blicke ... des „genius loci“ vielleicht ... eine unklare, fürchterliche, körperlose Geistermacht, für unerdenkliche Sünden hier am Ende der Welt zur Einzelhaft verdammt, die ihren boshaften, unheilbringenden Zauber webte und jahrhundertlang Menschen in ihr Verderben gelockt hatte. Die Trostlosigkeit der Stätte war eine geradezu greifbare; es war ein Ding, das ich betasten und sehen konnte.

Dann drang auf mich mit aller Kraft der zwingende Gedanke ein, daß, wenn auch der Nordpol entdeckt wurde, er doch noch nicht in den Augen der Welt entdeckt war, bis wir in die Zivilisation zurückkehren und berichten konnten, was wir getan hatten. Wenn wir in dieser Einöde untergingen, wenn wir erfroren, im Schnee

begraben wurden oder in eine Eisspalte gerieten, würde es niemals bekannt werden, daß wir hier waren. Daher war es ebenso unbedingt notwendig, zurückzukehren zu dem Konnex mit menschlichem Leben samt unseren Berichten, wie es notwendig gewesen war, an den Pol zu gelangen.

Bevor wir den Pol verließen, schloß ich eine Nachricht, die ich tags zuvor niedergeschrieben hatte, in eine Metallbüchse ein, die ich an der Oberfläche des polaren Schnees vergrub. Ich wußte wohl, daß sie nicht lange auf diesem Fleck bleiben werde, denn das Eis war in langsam treibender Bewegung. Diese langsame Drift schien mir weit wichtiger, als wenn es festes Eis gewesen wäre, denn würde die Büchse einmal irgendwo südwärts aufgefunden werden, so bewies dies die Eisdrift vom Pol. Das Nachstehende ist eine genaue Kopie der Originalnote, die im Buche auch in photographischer Reproduktion wiedergegeben ist.

Kopie der Mitteilung in der Büchse

21. April — am Nordpol.

Begleitet von den jungen Eskimos Arwilah und Itukischuk, erreichte ich heute mittag 90° N., eine Stelle auf dem Polarmeer 520 Meilen nördlich von Svartevoeg. Wir waren 35 Tage auf dem Marsche. Goffe morgen auf einem Wege, etwas westlicher als wir gekommen, zurückzukehren.

Neues Land entdeckten wir längs des 102. Längengrades zwischen 84 und 85. Das Eis erwies sich als gut, mit wenigen offenen Rinnen, festem Schnee und geringen Preßeis-Schwierigkeiten. Wir sind bei guter Gesundheit und haben Proviant für 40 Tage. Dieser, mit dem Fleisch der zu opfernden Hunde, kann uns 50 bis 60 Tage am Leben erhalten.

Diese Mitteilung ist, nebst einer kleinen amerikanischen Flagge, in einer Metallbüchse auf dem treibenden Eise deponiert.

Ihre Rückgabe an das Internationale Bureau für Polarforschung am Königlichen Observatorium, Uccle, Belgien, wird sehr willkommen sein.

(gezeichnet) Frederick A. Cook.

Südwärts über die mittlere Polarsee

Die Rückkehr. — Ein Kampf ums Leben
gegen Hunger und Kälte

Mit ein paar Blicken zurück zum Pol eilten wir in Hast heimwärts, überschritten einige neue Eisrisse und nahmen unseren Kurs längs des 100. Längengrades.

Die Begierde, mit der wir das Geheimnis entschleiern wollten, hatte ihren Dienst erfüllt. Die Erinnerung an das Abenteuer blieb noch eine Zeitlang in unseren Gedanken als kühnes Wagnis lebendig. Als wir jetzt weiterzogen, kam uns mehr und mehr das Bewußtsein der uns bevorstehenden Schwierigkeiten des Rückmarsches. Obgleich das Quecksilber noch gefroren¹ war und der stetige Sonnenschein sich in frostigem Blau verlor, war die Zeit nahe, wo in den niedrigen Breiten das Eis aufgeht und die Drift südwärts eintritt.

Bei reiflicher Überlegung hatten alle früheren Expeditionen beschlossen, zu Land zurückzukehren auf einer sicheren Rückzugslinie bis 1. Mai. Wir konnten jedoch nicht hoffen, dies vor 1. Juni auszuführen. Es schien daher wahrscheinlich, daß das Eis längs der Grenze des Polarmeeres aufgebrochen sei und offenes Wasser, kleine Eisflächen und scharfe Drift bedenklich unserer Rückkehr auf den sicheren Uferboden am Fridtjof-Nansen-Sund entgegentreten würden. Diese und andere mögliche Gefahren waren sorgfältig vorher erwogen worden, doch war die Erreichung des Nordpols ohne solche Fährlichkeiten nicht möglich.

Wir waren früher aufgebrochen als alle anderen Polarexpeditionen, und unterwegs hatten wir keine Zeit verloren. Wenn uns ein Mißgeschick zustieß, so kam dies nicht wegen Vergeudung unserer Kräfte oder durch unnötigen Aufenthalt. In den letzten

¹ Das Quecksilber erstarrt bei -39° C.

Tagen des Vorwärtstürens zum Erfolge hatten wir weder Zeit noch Gelegenheit, an zukünftige Gefahren zu denken, aber jetzt, beim Anblick des südlichen Horizonts, hinter dem die Heimat lag, und alles das, wofür wir lebten, erschien der Rückweg endlos weit! In der Kälte, voll trüber Gedanken und bar des Reizes der Polar-Begeisterung malten sich uns die Schwierigkeiten in immer düsteren Farben. Wir sahen nun deutlich, daß nicht die Eroberung des Pols die Via dolorosa unseres Zuges war. Der Beweis für unsere Fähigkeit als Poleroberer konnte erst nach dem endgültigen Ausgang gegen Hunger und Kälte erbracht werden!

Während wir die Schwierigkeiten und Möglichkeiten unseres Rückwegs überdachten, kam ich zu dem Schluß, daß unser Bemühen, auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, zurückzukehren, keinen großen Vorteil bietet. Viel Zeit mußte schon durch das Suchen des Weges verlorengehen, den fast ununterbrochene, niedrige Schneetreiben während der letzten Tage verwischt hatten, und somit konnte uns der früher gebahnte Weg nichts mehr nützen. Auch der Vorteil der derzeit errichteten Schneehütten als Lager konnte uns nicht reizen.

Wenn man, wie wir, jede Nacht an einen neuen, reinen Schneedom gewöhnt war, so erschien die Rückkehr in solche Lagerstätten düster und niederdrückend. Diese Hütten werden fast immer in solchem Zustande verlassen, daß sie, schon aus hygienischen Gründen allein, nicht wieder zu benutzen sind. Ferner zerstörte der Einfluß von Sonne und Wind in wenigen Tagen zwei Drittel dieser Schutzbauten. Überdies kampierten wir jetzt in unserem Seidenzelt und verlangten nach keinem anderen Schutz. In der Jahreszeit, in der wir nun marschierten, machte die Drift des Packeises weiter im Süden den Rückweg durch die unregelmäßige, seitliche Abdrift einzelner Eisfelder unmöglich. Und für mich kam als wichtigster Grund ein brennendes Verlangen hinzu, zu ermitteln, ob man auf einem neuen Pfade weiter westlich etwas entdecken könne. Diese Wißbegierde war es, die uns dahin führte, daß wir weit abgetrieben und ein Jahr hindurch gefangengehalten wurden.

Die ersten Tage vergingen immerhin rasch. Die Eisfelder wur-

den weicher, und am 24. April überschritten wir fünf Eispalten. Bei gutem Wetter und günstigen Eisverhältnissen machten wir weite Märsche, und zwar am 24. $25\frac{3}{4}$, am 25. 24, am 26. 27. und 28. April $22\frac{1}{2}$ km pro Tag. Die Sehnsucht nach der Heimat fing an, unsere übermäßige Ermüdung zu überwinden. Die Hunde schnupperten in die Luft, und die Eskimos sangen Jagdlieder.

Auf unserem Rückwege längs des 100. Längengrades, etwas westlich von unserem Wege nach Norden, waren drei wichtige Vorteile zu gewinnen. Wir erlangten dadurch das Gegengewicht gegen die zunehmende Abdrift nach Osten; dann hofften wir, nahe genug an die neuen Landstrecken zu kommen, um einen Teil der Küste erkunden zu können, und ein großer Bogen des unbekanntes Gebiets würde abgekürzt werden. Am 30. April registrierte der Schrittmesser 194,7 km, und durch unser System der gegisteten Bestreckrechnung, die gewöhnlich richtig war, mußten wir auf $87^{\circ} 59'$ Breite und 100° Länge sein. Die nautischen Beobachtungen ergaben jedoch $88^{\circ} 1'$ Breite und $97^{\circ} 42'$ Länge. Wir trieben also mit wachsender Geschwindigkeit ostwärts. Um dieser Abdrift entgegenzuarbeiten, nahmen wir unseren südlichen Kurs mehr nach Westen.

Die nie wechselnde Einförmigkeit unseres Tagewerks wurde wieder fühlbarer. Die Neuheit des Erfolges und das leidenschaftliche Streben zum Ziele war nicht mehr wirksam. Die Bilder von frostigem Blau ermüdeten die Augen, und auf dem wogenden Eismeer war keine das Herz erquickende Anregung sichtbar. Das Thermometer stieg und fiel zwischen 33 und 40° C, bei unaufhörlichem Winde. Der 1. Mai war vor der Tür, der mich an das Blühen und Lächeln milder Breiten denken ließ, während hier die ganze Natur in Eis starrete.

Der 1. Mai kam und brachte zunehmende Färbung in den Sonnenschein, aber keine Wärme. Der Glanz des irdischen Feuers war Trug. Über dem Horizont zeigten sich launenhaft himmlische Wundergestalten. Die Sonne überzog den Himmel mit strahlendem Glanz, aber ihre Wärme war Lüge, ihr Licht eine Qual! Das Eis war weich und schwer gangbar. Am 2. Mai bezog sich

der Himmel mit Wolken, schwerer Nebel fiel über das Eis, und mit Mühe fanden wir unseren Weg, doch legten wir 30 km zurück. Am 3. Mai fiel Schnee, aber das Ende des Marsches brachte uns einen klaren Himmel und mit ihm die Sehnsucht nach der Heimat mit ihren blühenden Kirschen und Apfelbäumen.

Mit überreizten Nerven, den Kompaß in der Hand, setzte ich meinen einsamen Marsch, den Schlitten voraus, Tag für Tag fort. Das Vorwärtskommen war befriedigend, den 89. und 88. Breitengrad hatten wir hinter uns. Bald würden wir den 87. und 86. Grad passieren, und der Anblick des neuen Landes würde uns neuen Mut einflößen! Hieran dachte ich während der langen mühseligen Tage. Der Mangel geistiger Anregung und geistiger Nahrung ließ den Gedanken in diesen verhängnisvollen Stunden der Niedergeschlagenheit nicht zu Hilfe kommen.

Sehr schwieriges Eis hatten wir nahe dem 88. Breitengrade zu überschreiten, aber die endlosen, ungeborstenen Eisflächen unseres Weges nordwärts waren nicht mehr zu erspähen. Jetzt wechselte das Wetter sehr beträchtlich. Die leichten, schneidenden Westwinde gewannen an Kraft, und stoßartige Sturmböen fuhren in kurzen Zwischenräumen hernieder. Der klare Purpur und das Blau des Himmels wichen allmählich einem häßlichen Schimmer von Grau. Eisige Hagelschauer gingen täglich während mehrerer Stunden auf das Packeis nieder.

Die Verlockung, Schutz hinter wohlgefügtten Schneemauern zu suchen und besseres Wetter abzuwarten, war sehr groß, aber ein solcher Aufenthalt bedeutete den sicheren Hungertod. Unter günstigen Umständen hatten wir kaum Vorräte genug, um das Land zu erreichen, und selbst ein kurzer Aufenthalt mußte ernstlich unsere Rückkehr gefährden. Wir konnten also nichts weiter machen, als gegen Sturm und Schneetreiben mit größtmöglicher Eile ankämpfen und dem unvermeidlichen Ungemach keine Beachtung schenken. Da es keine Wahl gab, suchten wir uns selbst einzureden, daß es noch schlimmer kommen könne, als es war.

Das schwere Werk des Iglubauens gehörte der Vergangenheit an — nur ein einziges hatten wir seit Verlassen des Pols errichtet,

und in diesem ging uns ein wertvoller Tag verloren, während sich draußen die Wut des Wetters austobte. Das kleine Seidenzelt schützte uns ausreichend vor der eisigen Luft. Es waren noch -45°C , aber mit abgehärteter Haut und unempfindlichen Nervenfasern empfanden wir diese Marter nicht mehr so arg. Unsere ständige Kost von Pemmican, Tee und Biscuits war nicht befriedigend genug, wir verlangten nach mehr, um das Gefühl der Sättigung zu haben, doch die tägliche Ration mußte etwas verkürzt, anstatt vergrößert werden. Der Lebenswechsel von Winter zu Sommer, der eigentlich um diese Jahreszeit stattfinden sollte, stellte in unserem Falle nur einen Wechsel im Schutze — vom Iglu zum Zelt — dar, und unsere Betten wurden, anstatt auf die weiche Schnee-Erhöhung im Iglu, auf das harte, treibende Eis gelegt, über das der Sturm hinbrauste.

Während langer Zeit der Ruhepause lag ich wach, um gerade den richtigen Moment eines Sonnenblicks zu erhaschen. Zum Zeitvertreib wanderten meine Blicke von den schnaufenden Hunden zu den schnarchenden Menschen. In einem solchen müßigen Augenblick kam mir die Frage, welchen Zweck hat der Schwanz für die Hunde? Ein Thema, das mich schon mehrere Tage beschäftigt hatte. Auf die Gefahr hin, unliebsam kritisiert zu werden, werfe ich hier diese Frage auf, denn sie illustriert besser als irgend etwas anderes die typischen Wandlungen unseres Daseins. Offensichtliche Trivialitäten wurden als Gedankensfutter begierig aufgegriffen, und so fragte ich, weshalb hat der Hund überhaupt einen Schwanz? Der Bär, der Moschusochse, das Karibu und der Gase, jedes in seiner Art, kommen sehr gut nur mit einem Schwanzstummel aus. Weshalb verschwendet die Natur die Mühe und läßt den feinsten Pelz über den scheinbar unnützen Schwanzknochen des Hundes wachsen? Der Umstand ist bezeichnend, und man kann sich kaum das Geschöpf ohne dieses Beiwerk vorstellen, aber die arktische Natur verschwendet nicht leicht ihre Kraft in Rücksicht auf Schönheit und Temperament. Der Schwanz muß einen wichtigen Zweck haben, andernfalls wäre er bald der Kälte und Zeit zum Opfer gefallen. Ja, er war durch den Wolf, den Vorfahr des Hundes,

aus wärmeren Ländern, wo sein Wedel während der Fliegenzeit sehr nützlich war, in die Arktis gebracht worden. Eine Nase, die bestimmt war, warme Luft einzusaugen, verlangt im hohen Norden Schutz, und dies Bedürfnis erfüllt der Hund durch seinen Schwanz. Gerade als ich diese Entdeckung gemacht hatte, fauste ein Wind mit scharfen Hagelschlossen über das Packeis. Jeder Hund hatte seinen Rücken gegen den Sturm gekrümmt und sein Gesicht mit dem buschigen Schwanz überdeckt. So waren sie durch ihr für diesen Zweck sehr geeignetes Anhängsel gegen die marternde Kälte geschützt.

Bei dem langen Zuge durch die Schneewüsten fesselten neue Studien über den menschlichen Organismus unsere Aufmerksamkeit. Zunächst beschäftigte die Anstrengung, einen passierbaren Weg über die Hindernisse des Packeises zu schaffen, Gedanken und Körper vollauf, aber allmählich änderte sich dies. Wie durch eine Art unbewusster Eingebung machte das Auge jetzt leicht den besten Weg ausfindig, und wenn sich zuerst der ganze Körper beim Marschieren anstrengte, so wanderten jetzt nur die Beine mechanisch Meile um Meile, ohne daß wir es wahrten, während das Gehirn und der übrige Körper ruhten und die Last des Gehens so sehr erleichtert war.

Auf diese Weise ließen die zu automatischer Arbeit geschulten Muskeln die Gedanken ungehindert ihren eigenen Weg gehen. Das geisttötende tägliche Einerlei, gepaart mit der Aufbietung aller verfügbaren Körperkraft, ließ den Kopf leer und dumpf. Jrgend etwas mußte geschehen, um die Seele aus dieser arktischen Einöde zu erlösen.

Durch erzwungene Anstachelung des Geistes wurde die Ermüdung weniger empfindlich. Der 87. Breitengrad war überschritten und der 86. nicht mehr weit, nun aber kam eine Zeit, wo Geist und Körper zugleich des ganzen Problems erzwungenen Mutes überdrüssig wurden.

Am 6. Mai, 6 Uhr morgens, hielten wir beim Herannahen eines ungewöhnlich heftigen Sturmes an. Die ganze Nacht hindurch war der Wind von gleichmäßiger Stärke gewesen, doch hatten wir

nicht auf sein bedrohliches Anwachsen gerechnet, bis es zu spät war. Er kam wie gewöhnlich aus Westen und trieb mit grobem Schnee und nadelartigen Eischloffen. Das Eis ringsumher war alt und höckerig und schwer passierbar, bot aber einigen Schutz. Wenn der Sturm zu arg tobte, warfen wir uns hinter Sügeln auf die Schlitten, um neuen Atem zu schöpfen und einige Kilometer weiter zu erzwingen.

Endlich, als es nicht mehr möglich war, die Zunde weiter durch das Schneetreiben zu bringen, suchten wir den Schutz eines umgestürzten Eisblocks auf und fanden dort für ein Iglu geeigneten Schnee. Wir schnitten einige Blöcke aus und setzten sie aufeinander, doch der Sturm segte sie fort wie Späne. Wir versuchten das Zelt aufzuschlagen, aber vermochten es in dem Brausen des rasenden Sturmes nicht. In heller Verzweiflung schlüpfen wir unter das Zelt, ohne den Träger zu errichten. Als wir in unsere Schlaffäcke gekrochen waren, ließen wir die hin und her schlagende Seide vom Schnee begraben. Bald hörte das Geheul und Pfeifen des Sturmes auf, und wir erfreuten uns der Annehmlichkeit eines eisigen Grabes. Ein genügend großes Atemloch wurde offen gehalten, und der Wind war steif genug, um die Last einer gefahrvollen Schneedrift fortzufegen. So erhielten wir wieder eine neue Lektion im Kampf ums Leben, die uns später von Nutzen war.

Durch den tobenden Sturm und das Brausen des Windes waren unsere Ohren taub gegen das flagende Geheul der hungrigen Zunde, und wir eilten vorwärts in einem täglich sinnloser machenden Kampfe. Der Weg vorauf war unbekannt, wir befanden uns in den verhängnisvollen Klauen einer treibenden See von Eis. Ich vermochte nicht anzugeben, wo wir waren, und hatte zuweilen die Hoffnung aufgegeben, Land zu erreichen. Unsere Körper waren erschöpft, unsere Beine wie gelähmt. Wir waren fast unempfindlich gegen den bösen, nagenden Hunger, der in unseren Gedärmen wütete, wir erhielten uns nur mit halber Ration und wurden täglich schwächer¹.

¹ Das fallen der Körpertemperatur. Die Körperwärme wurde häufig festgestellt. Infolge Einatmung sehr kalter Luft zeigte das

Zurück zu Land und Leben

Mit dem Eise südwärts
in den amerikanischen Archipel

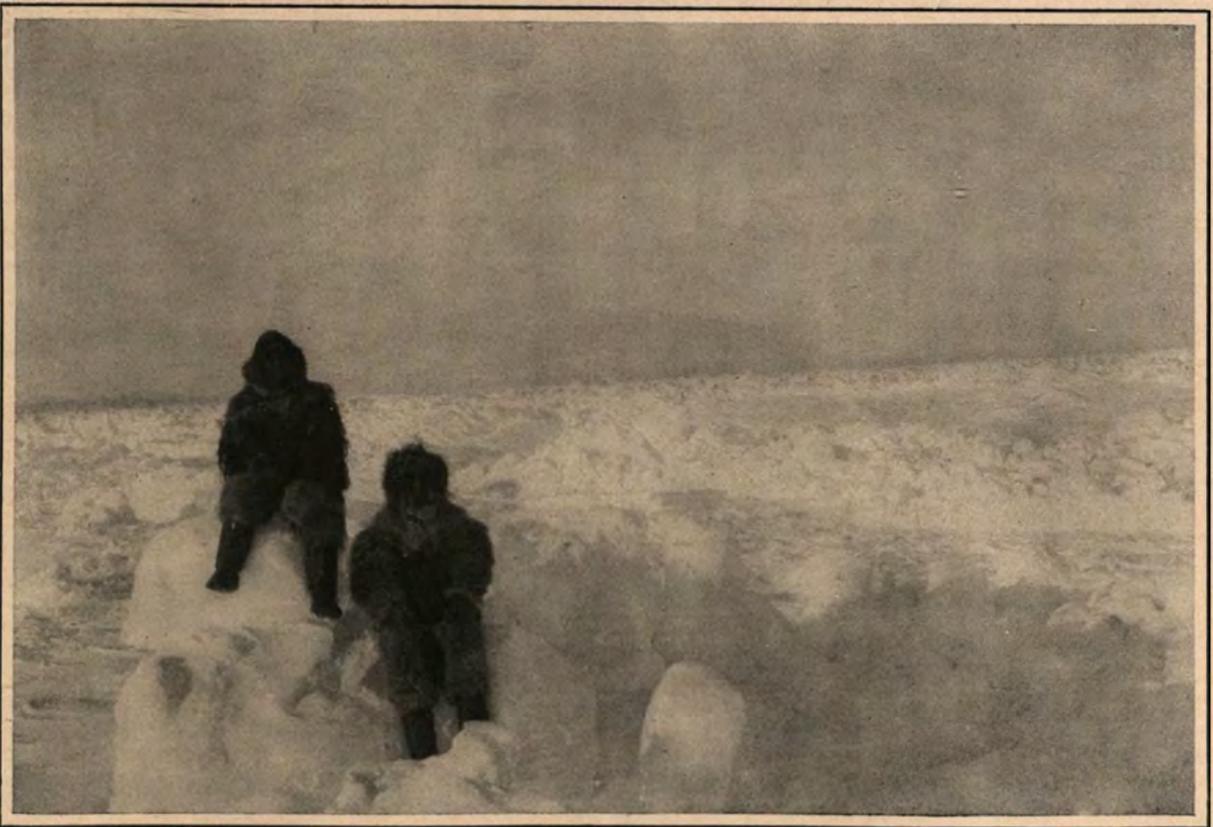
Am 24. Mai klarte der Himmel so weit auf, daß ich eine Reihe von Beobachtungen vornehmen konnte. Ich fand, daß wir auf dem 84. Breitengrade, nahe dem 97. Meridian, waren. Das neue Land, das ich auf meinem Zuge nach Norden bemerkt hatte, blieb in tiefem Nebel verborgen. Das Eis war vielfach gespalten und trieb ostwärts. Zahlreiche Stellen offenen Wassers wurden im Westen durch Dunstwolken angekündigt. Das Eis war in reichlicher Bewegung, die uns mit erheblicher Besorgnis erfüllte, obgleich zusammengeschobenes Eis und offenes Wasser damals unser Vorwärtskommen nicht ernstlich hinderten.

Kärglich genug waren die Lebensmittel, die wir noch auf unseren Schlitten hatten, um unsere Proviantverstecke zu erreichen, wenn wir nicht täglich 25 km zurücklegten. Auf der Rückkehr vom

Thermometer, wenn es in die Mundhöhle eingeführt wurde, unverlässliche Angaben, aber unter die Achselhöhle gesteckt, sobald wir im Schlafsack lagen, erhielten wir sehr genaue Resultate. Sie erbrachten den Beweis, daß die außergewöhnliche Kälte wenig Einfluß auf die Körperwärme ausübt; aber sobald langanhaltende Überarbeitung mit ungenügender Ernährung verbunden ist, sinkt die Temperatur allmählich. Auf dem Wege zum Pol schwankte die Körpertemperatur von 36,5 bis 37,5° C. Auf dem Rückwege sank die anomale Körperwärme noch tiefer. Als die Sorge immer größerer Abdrift und die Gefahr, nicht mehr zurückkommen zu können zur Gewisheit wurde, zeigte unser klinisches Thermometer die Seelenangst vereint mit langer Überanstrengung, dauerndem Durst und unzulänglicher Ernährung in augenfälliger Weise an. Während der letzten Wochen, bevor wir im Jahre 1909 das Land an der Grönländischen Küste erreichten, sank die anomale Temperatur auf das bemerkenswerte Minimum von 36° C. Die Eskimos blieben gewöhnlich etwa einen halben Grad wärmer. Die Atmungs- und Herzthätigkeit waren in dieser Zeit rasch und unregelmäßig.

Während der Sommerzeit, der Hungerperiode am Jones-Sund, war die Temperatur normal. Damals hatten wir Überfluß an Wasser und lebhaftes Interesse an der Wildfrage, doch fühlten wir die Kälte oft weit empfindlicher als zur kältesten Winterzeit.

Sehnsüchtig nach Land und Leben aussehend





Meilen um Meilen der Trostlosigkeit /
Südwärts

Pol bis hierher waren wir aber nur imstande, 19,5 km pro Tag zu machen. Jetzt schien es, daß auch unter günstigen Verhältnissen unsere Kraft zu nicht mehr als 16 km ausreichen würde. Diese Aussicht war bedenklich, ja sogar gefährvoll, aber Itukischuk und Arwilah bekamen durch den Anblick des aufklarenden Himmels neuen Mut.

Unser bester Kurs war, sobald als möglich Fridtjof-Nansen-Sund zu erreichen. Das neue Land im Westen war unsichtbar und bot keine Aussicht auf Nahrungsmittel. Der Versuch, es zu erforschen, hätte einen verhängnisvollen Aufenthalt verursacht.

Noch abhängig von der beständig östlichen Drift des Packeises, setzten wir unseren Kurs etwas westlich von Svartevoeg, der Nordspitze von Axel-Heiberg-Land. Als wir vorwärts eilten, überwogen leichte, wechselnde Winde und dicke Nebel; je weiter wir kamen, desto mehr änderte sich das Eis in kleinere Flächen. Die Temperatur stieg auf -17°C , und die Luft wurde wirklich warm. Unsere Frostschauer hörten auf. Mit leichten Schlitten und festem Wetter machten wir, selbst bei immer schwierigen Eisverhältnissen, günstige Fortschritte.

Als wir den 83. Grad überschritten, befanden wir uns westlich von einem großen Wasserlauf, der sich leicht von West zu Süd erstreckte. Ungeheure Massen geborstenen und zertrümmerten Eises säumten meilenweit seine Ufer. Die Schwierigkeiten dieser Eisflächen und nicht zusammengefrorene Risse bildeten große Hindernisse, über die weder Menschen noch Tiere einen Schlitten oder ein Boot hinüberbringen konnten. Wir waren gezwungen, den Weg mit den wenigsten Schwierigkeiten zu wählen, und setzten unseren Kurs längs der Eispalte südlich fort. Der Wind sprang jetzt um und kam von Osten, zerstreute aber nicht den schweren Nebel, der uns umgab.

Die folgenden Tage waren Tage der Verzweiflung. Die Nahrung für Menschen und Tiere wurde verringert, und die Schwierigkeiten der Wanderung über das Eis wuchsen zum Verzagen; so marschierten wir zwanzig Tage, ohne zu wissen, wo wir waren. Ein undurchdringliches Grau umhüllte uns. Schrecken folgte

unserer Spur. Unter uns wogte die See, wir aber wußten nicht, wohin sie uns führen würde. Daß wir selbst einer unbegrenzten, hoffnungslosen See entgegenreisten, wo wir einem langsamen Hungertod preisgegeben waren, erkannte ich als schreckliche Wahrscheinlichkeit. Jede Minute brachte uns neue Qual, Angst und Verzweiflung.

Nach der geistigen Folter des drohenden Hungertodes, die trotz meiner furchtbar schmerzenden Glieder mir jeden Schlaf raubte, nach unsäglichen Märschen, nach bitterem Hunger und quälendem Durst, wich eines Morgens der irreführende Nebel, und der Himmel klarte auf. Unsere Herzen jubelten. Ich fühlte mich befreit wie ein lebendig begrabener Salberstickter, dessen dunkles Grab plötzlich geöffnet wird. Im Süden und Westen sichteten wir Land.

Doch wir fanden, daß uns das Geschick übel mitgespielt hatte. Seit wir den 84. Breitengrad verlassen hatten, waren wir, ohne merkliche Bewegung durch die Ozeandrift getrieben, weit abgeirrt. Wir hatten uns mit der ganzen Eismasse, die das Polarmeer bedeckte, fortbewegt. Ich stellte Beobachtungen an, die $79^{\circ} 32'$ Breite und $101^{\circ} 22'$ Länge ergaben. Endlich hatte ich entdeckt, wo wir waren und fand uns weit entfernt von da, wo wir hätten sein sollen. Unsere Lage war tatsächlich nahezu hoffnungslos. Je mehr ich die Überzeugung gewann, wo wir uns wirklich befanden, entfachte sich wieder der unauslöschliche Schimmer der Hoffnung. Wir waren in der Kronprinz-Gustav-See. Im Osten lagen die niedrigen Berge und Hochtäler von Axel-Heiberg-Land, längs dessen fernerer Küste unsere vorbereitete Rückzugslinie war, mit ihren gefüllten Verstecken voll guter Dinge und reichlich vorhandenem Wilde. Wir aber waren von alledem tatsächlich entblößt.

Zwischen uns und dem Lande lagen fünfzig Meilen kleinen Trümmereises und unpassierbarer Wasserrinnen. Wollten wir mit Aufbietung aller Kräfte dieses überschreiten, so wären wir zu vielen Malen zurückgetrieben worden. Ich wußte, daß, wenn wir durch Zufall erfolgreich hinüberkämen, uns noch ein unbekannter Weg von etwa 120 km bis zum nächsten Proviantversteck an der Ostküste von Axel-Heiberg-Land übrigblieb.

Wir hatten keine begründete Aussicht, an der Westküste von Axel-Heiberg-Land irgendwelche Subsistenzmittel zu finden. Drei Wochen hindurch hatten wir von Dreiviertel-Rationen gelebt, und jetzt waren nur noch halbe Rationen für weitere zehn Tage vorhanden!

Das Land gen Süden war näher. Gerade südlich war eine weite Einbuchtung, von der wir annahmen, daß es Gassel-Sund sei. Zu beiden Seiten lag ein flaches, eisbedecktes Eiland, dahinter die größeren Inseln, die Sverdrup Ellef-Ringnes-Land und Amund-Ringnes-Land benannt hatte. Das Eis südwärts schien erträglich, und die Drift ging Süd-Südost.

In der Hoffnung, vielleicht junge Seehunde zu erblicken, gingen wir in dem Gassel-Sund auf das östliche Eiland zu. Die unmittelbare Qual des Hungers zu stillen, war unsere allerwichtigste Aufgabe.

Der Marsch am 14. Juni war leicht, bei hellem, warmem Sonnenschein und einer Temperatur von etwa -20° C. In bekannter Position, auf gutem Eise und mit vor uns aufsteigendem Lande, waren wir für eine kurze Zeit auch mit knurrendem Magen froh und rüstig. Begierig wurde der Gesichtskreis abgesehen nach Leben anzeigender Farbe, Form oder Bewegung. Wir waren südlich genug, um Bären oder Seehunde antreffen zu können, und, das übliche Glück des hungrigen Wilden voraussetzend, spähten wir eifrig umher. Unsere Stimmung hob sich mit der Beschäftigung der Augen, die durch das angestrengte Auslugen ermüdeten. Doch kein Lebewesen ließ sich blicken; die Gegend war öde und tot. Unsere pochenden Herzen schienen hier in der Tat das einzige pulsende Leben zu sein.

In den stechenden Strahlen der hochstehenden Sonne stellten wir das Zelt auf und suchten drinnen, nachdem wir 120 Gramm Pemmican und zwei Tassen Eiswasser verteilt hatten, die Ruhe. Die Hunde versfielen, nach ähnlich kleinen Rationen, aber ohne Wasser, in leichten Schlaf. Ich betrachtete die armen Geschöpfe mit Zärtlichkeit und Mitleid. Seit länger als vierzehn Tagen hatten sie keinen Laut mehr von sich gegeben, der das eisige

Schweigen unterbrochen hätte. Wenn ein Schlittenhund still ist und sich nicht mit seinem Nachbar beißt, dann ist er weit herunter. Endlich schlief auch ich ein.

Gegen 6 Uhr wurden wir durch einen fremdartigen Ton geweckt. Unsere überraschten Blicke schweiften von einer Seite zur andern, doch fiel kein Wort. Wieder kam ein Ton, eine Reihe sanfter, silberheller Töne, der Gesang eines Wesens, das vom Himmel zu kommen schien. Ich lauschte hingerissen und glaubte zu träumen. Der liebliche Gesang hielt an, ich lag wie verückt. Ich konnte nicht glauben, daß dieses göttliche Ding in unserer realen Welt wäre, bis unsere Zeltstange leicht erzitterte. Es war ein Vogel — eine Schneeammer trillerte ihr zartes Lied. — Es war der erste Ton des Lebens seit vielen Monaten.

Wir waren zurück zum Leben! Tränen der Freude rannen über unsere abgekehrten Wangen. Wenn ich die Auferstehung meiner Seele bei diesem ersten Vogelzwitschern schildern, das neue Interesse, das es in unser weiteres Leben brachte, beschreiben könnte, so müßte ich über eine übermenschliche Ausdrucksgabe verfügen.

Bei dem Gesang dieses wunderbaren Vogels überkam uns alle ein gewaltiges Gefühl des Heimwehs. Wir sprachen kein Wort, die Sehnsucht nach der Heimat erfüllte unsere Herzen.

Wir waren hungrig, aber es kam uns nicht in den Sinn, dies kleine gefiederte Geschöpf zu töten. Es schien uns ebenso gottgesandt wie jene Taube, die zu der Arche Noahs geflogen kam. Wir nahmen ein wenig von unseren letzten Krumen und streuten sie dem Vogel draußen als Futter. Das kleine, zwitschernde Ding hüpfte vergnügt auf den harten Schnee und war sichtlich ebenso erfreut, uns zu sehen, wie wir, es bei uns zu behalten. Erstaunt beobachtete ich es; wir waren wirklich zurück zum Leben! Ich fühlte wieder neue Kraft. Und als der kleine Vogel sich wieder in die Lüfte schwang und heimwärts flog, da hob sich unser Mut, unsere Augen folgten ihm, und als wäre er ein uns gesandtes Zeichen, nahmen wir sehnsüchtig und klopfenden Herzens die gleiche Richtung nach dem Lande zu.

Wir waren jetzt auf festem, am Lande hangenden Eise und

richteten unseren Kurs ununterbrochen aufs Land, denn nun gab es keinen Gedanken mehr an weitere Raft oder Schlaf, nachdem der Gesang des Vogels unseren Mut wieder neu belebt hatte. Unsere Aussichten, Fleisch zu bekommen, wären besser gewesen, wenn wir dicht am offenen Wasser geblieben wären, aber dort war das Eis so, daß es kein Vorwärtskommen gab. Überdies war die Versuchung, unseren Fuß bald auf Land zu setzen, zu groß, als daß wir ihr hätten widerstehen können. Am Ende eines mühsamen Marsches — die letzten paar Stunden ging's durch tiefen Schnee — betraten wir die Eiskante und erreichten endlich eine kleine Insel, einen nackten Fleck wirklichen Landes. Als mein Fuß es berührte, hob sich mein Mut; wir setzten uns, und die Freude eines Kindes, das im Strandsande schaufelt, überkam uns.

Ich würde mich wundern, wenn ein so kahler Punkt in einer Einöde des Todes jemals zuvor auf Menschen den Eindruck eines vollendeten Paradieses gemacht hätte. Auf diesem unfruchtbaren Saufen von Sand und Lehm waren wir wenigstens befreit von der Gefahr, der Verzweiflung und der kahlen, trostlosen, monotonen Umgebung einer wogenden Welt von Eis und eisiger Kälte.

Wir machten die Lunde an einem Felsen fest und schlugen unser Zelt auf einem erdfußenden Schneefeld auf. In meiner Freude vergaß ich nicht, daß der Pol unser war, damals aber war ich bereit, freiwillig jedem anderen die Genüsse seiner kristallinen Welt und ihren Glanz zu schenken. Unser Kelch war zu oft bis zum Rande mit allen ihren Bitternissen gefüllt worden, aber zu wenig mit ihren Freuden, um uns noch fernerhin nach arktischen Eroberungen gelüsten zu lassen.

Wir beschloßen nun, uns in Zukunft von den Einöden der furchtbaren Polarsee fernzuhalten und das Land unseren Weg bestimmen zu lassen. Denn mochten wir längs der Felsenkette durch Hunger leiden, so waren wir doch nicht länger wie hilflose Schiffe auf der Ozeandrift, und wenn wir auch kein anderes Leben erblicken sollten, so würden doch gelegentlich Garneelen unser Herz erfreuen.

Unsere Freude, wieder am Lande zu sein, wurde durch das

Knurren des Magens wesentlich beeinträchtigt; das Feuer der Freude konnte die Qual des Hungers nicht vertreiben. Ein ungeeigneter Hund, der seit mehreren Tagen erfolglos gepflegt worden, wurde auf dem Altar zwingender Not geopfert, und die anderen Hunde erhielten dadurch ein reichliches Mahl, an dem wir uns beteiligten. Unserem Baumen war das Hundefleisch nicht unangenehm, obwohl das Tier viele Monate hindurch unser Gefährte gewesen war; unser gewissenloser Magen verlangte gebieterisch nach warmem, blutdurchströmten Fleisch, doch mich überrieselte ein Gefühl der Schuld. Wir hatten ein lebendes Geschöpf, das uns getreulich gedient, getötet und verspeist.

Damals waren wir trostlos aussehende Menschengestalten. Unsere Pelzkleidung war an Ellbogen und Knien durchgetragen, und die Fetzen flatterten im Winde. Die Stiefel waren bloße Häutchen, wie Papier, mit manchen Löchern. Unsere Strümpfe waren in Lumpen; unsere Hemden aus Vogelbälgen hatten wir an die Hunde verfüttert, und auch Streifen von unseren Schlaffäcken waren nach und nach den Hundemahlzeiten beigefügt worden. Alle unsere freie Zeit mußte zum flicken unserer Kleidung verwendet werden. In Lumpen gekleidet, mit häßlichen, braunen Gesichtern voller Risse und Narben, hatte unsere Erscheinung die äußerste Grenze der Verkommenheit erreicht.

Als wir aus Hessel-Sund herauskamen, trieb das Eis südwärts; wir bemerkten viele neue Risse, und Stellen offenen Wassers wurden sichtbar. Da gewahrten wir die Spuren einer Ratte — das erste Zeichen eines Vierfüßlers — und hielten an, um die feinen Eindrücke mit großem Interesse zu prüfen. Dann entdeckten wir einige alte Bärenfährten. Diese einfachen Erscheinungen machten auf uns einen tiefen Eindruck, da wir ja aus einer Welt ohne jedes Leben kamen, und obendrein wiesen diese Anzeichen auf die Möglichkeit hin, Nahrung zu finden, ein Gedanke, der uns zu wilder Gier erregte.

Wir setzten unseren Weg südwärts fort, wie Wölfe den Fußtapfen der Bären folgend. Die Schlitten sausten über die Unebenheiten des Eises, wie es seit Monaten nicht der Fall gewesen war.

Jeder Riß im Eise wurde nach Seehunden abgestreift, und durch die Kieker musterten wir Zügel um Zügel, das ganze Gesichtsfeld nach Bären absuchend.

Wir waren etwa 15 km über Land, als Arwilah leewärts einen auffälligen Punkt bemerkte. Nach einem Blick durch den Kieker schrie er auf. Die Sunde verstanden ihn, spitzten die Ohren und jagten ihm nach. Wir rasten ostwärts, um den Bären von unserer Spur abzubringen, aber bald merkten wir, daß er ebenso hungrig war wie wir, denn er rannte in gerader Luftlinie auf uns zu. Wir machten auf den Bären Jagd, er aber auch auf uns.

Sinter einer Erhebung erwarteten wir die Entwicklung der Dinge. Meister Petz näherte sich beständig und erhob sich auch öfters auf die Sinterpranken, um Itukischuk, der sich als Lockspeise wie ein Seehund hinlegte, besser sehen zu können. Als die Sunde einige hundert Meter heranwaren, wurden sie losgemacht. Wie Soldaten hinter einer Schanze, hatten sie auf die Gelegenheit zum Angriff gewartet. In wenigen Augenblicken hatten die abgekehrten Tiere den erstaunten Bären eingekreist. Fast ohne jeden Laut stürmten sie auf die mächtige Bestie los und schlugen die Fänge in ihre Sinterschenkel; Arwilah feuerte, und der Bär fiel.

Ein Lager aufzuschlagen und Feuer zu machen, hielten wir für nicht notwendig, das Fleisch wurde roh hinabgeschlungen, mit wölfischer Bier, und kein Bissen sorglich gerösteten Ochsenfleisches hat mir jemals besser gemundet, so grimmig war unser Hunger.

Dann schliefen wir, und als wir nach langer Ruhe wieder die Augen aufschlugen, erschien uns die Welt in neuem Hoffnungs-schimmer. Der unmittelbar drohende Hungertod war abgewendet, und wir opferten einen Tag, um uns mit Essen gehörig voll-zustopfen. Selbst dann blieb uns noch ein ansehnlicher Vorrat frischen Fleisches, den wir für kommende Fastentage auf den Schlitten luden. In den nächsten Tagen kamen andere Bären, in der Absicht, unsere Mundvorräte zu prüfen, nahe genug heran, um es uns zu ermöglichen, einen reichlichen Vorrat an frischem Fleisch zu sammeln.

Mit genügendem Proviant versehen, setzten wir einen Kurs,

um in den Wellington-Kanal zu gelangen und am Lancaster-Sund entlangzugehen, wo wir hoffen konnten, im Juli oder August einen schottischen Walfischfänger anzutreffen. Auf diesem Wege schien es möglich, die heimatliche Küste noch während des laufenden Jahres zu erreichen.

Den Entschluß, auf Lancaster-Sund zu marschieren, faßten wir am 19. Juni. Wir befanden uns westlich von Nord-Cornwall-Eiland, aber andauernder Nebel erlaubte uns nur gelegentlich einen Ausblick auf seine höheren, eisbedeckten Abhänge. Der Westen dagegen war klar, und König-Christian-Land erschien wie ein niedriger blauer Streifen. Das Eis um uns war klein, aber ohne sonderliche Hindernisse, und als wir entlangzogen, bemerkten wir häufig Bärenspuren. Die See war klar, und die Luft köstlich warm bei einem Thermometerstande von -12° C.

Bei jedem Anhalten tummelten und rollten sich die keuchenden Hunde vor Vergnügen im Schnee und steckten ihre erhitzten Schnauzen in den weißen Reif. Wenn sie Zeit hatten, machten sie sich rasch ein bequemes Lager und streckten sich, wie tot, lang hin zu erquickendem Schlummer. Beim Wecksignal der Leine waren sie mit raschem Sprunge fertig und knurrten laut, aber die Zügel mußten straffgehalten werden, um ihren neuerwachten Jagdeifer zu unterdrücken. Die Tiere hatten Kräfte und Temperament mit außerordentlicher Schnelligkeit wiedergewonnen. Noch vor zwei Tagen taumelten sie mit ungleichen Schritten schlaff einher und ließen die Ruten hängen, aber nachdem sie sich mit saftigem Bärenfleisch vollgefressen hatten, erhoben sich ihre buschigen Anhängsel, stolz gerollt — ein Vorteil, der nach mehreren Kilometern pro Tagesmarsch rechnete.

Die Drift trieb uns in die Penny-Straße, mitten hinein zwischen Bathurst-Land und die Grinnell-Halbinsel. Die kleinen Inseln, an beiden Gestaden entlang, hoben das Eis und türmten es zu mächtigen Haufen an. Es entstand hier eine gewaltige Stauung, als die schwimmenden Eismassen in die engen Kanäle hineingepreßt wurden. Für uns war es nur möglich, in der Mitte, und auch nur wenige Meilen am Tage, vorwärts zu kommen, aber die

Süddrift des mahlenden, krachenden Eises war eine rapide. Beständiger Nebel verhüllte die Hauptküste auf beiden Seiten, aber die vorgelagerten Inseln sahen wir und erkannten sie genug, um zu wissen, wo wir waren. Bei Dundas-Eiland stockte die Drift, und wir suchten die Küste der Grinnell-Halbinsel zu erreichen. Ostwärts, dicht am Lande vordringend, fanden wir ungemein schwierige Eisverhältnisse, doch das Wetter war prachtvoll. Zwischen Schneeschanzen blühten auf warmem, neu entstandenem Moosgrunde rote und lila Blumen, die ersten, die wir nach langer, furchtbarer Zeit sahen, und der Anblick der Blüten- und Farbenpracht ergriff uns mächtig. Von nebligen Höhen ertönte das Geheul des weißen Wolfes, und überall sahen wir Spuren von Füchsen und Lemmingsen. Eidergänse und Silbermöwen traten wieder in unser Bereich.

Die ganze Natur erstrahlte in Mittsommerschönheit. Hier war das Feenland, nach dem sich unsere Herzen so lange gesehnt hatten, und seine Laute drangen sanft zu unserem langentwöhnten Ohr. Das Land war eine Oase mit wetterhartem Pflanzenwuchs. Die See bot ein wechselvolles Bild starrenden Frostes und blauen Schimmers; aus ihren Fesseln befreit, genossen wir mit Behagen die weiche, sonnige Luft, und in träumerischer Ruhe blickten wir hinaus und hörten das ächzende Geräusch des Packeises, das von den heimischen Gestaden erzählte. Wassertropfen des schmelzenden Schnees machten den Qualen des Durstes ein Ende. Das Schnaufen der Wale und Kobben versprach Überfluß an Feuer und Brennöl, während der Schrei der Eidergans unseren Gaumen auf einen schmackhaften Nachtisch vorbereitete.

Als wir uns mit der Süddrift einer kleinen, moosbewachsenen Insel näherten, gewahrten wir voll Interesse im Schnee die Spuren des Schneehuhns. Die Zunde spitzten die Ohren und erhoben die Schnauzen, und wir suchten mit Auge und Ohr den klaren Himmel ab nach dem plötzlichen Niederstoßen dieses arktischen Rückens. Mein Verlangen nach diesem köstlichen Geflügel war so heiß wie das des Niggers nach Rücken, und mein Gewissen war durch Kälte und Hunger so abgestumpft, daß ich tags oder nachts

in einen Hühnerstall eingebrochen hätte, um einen Braten zur Befriedigung meines Gaumens zu stehlen.

Ich huldigte einer gastronomischen Begierde, aber das Schneehuhn war mit einer anderen Art von Schuldigung beschäftigt. Zwei Hähne gurrten einem schüchternen Hühnchen Liebeswerbungen zu, doch plötzlich entschieden sie sich dafür, daß hier nicht Raum für zwei sei, und begannen nun einen Kampf mit Flügelschlagen und Schnabelhieben. In dieser Aufregung gerieten sie in eine Eispalte, der sie ohne unser Schrot sicher zum Opfer gefallen wären. Aber auch bei leerem Magen spricht das Herz mit und überwindet die Eßgier.

Später, am gleichen Tage, sahen wir in weiter ferne etwas, das wie zwei sich bewegende Menschen aussah, und im Verlangen nach Geselligkeit eilten wir ihnen entgegen. Bald erschienen sie groß, bald nur wie Punkte am Horizont; ich glaubte, dies käme daher, daß sie Unregelmäßigkeiten des Eises zu überschreiten hätten, aber die arktische Optik hielt Augen und Sinn für Perspektive zum Narren. Als wir auf einen Hügel kletterten, um einen deutlichen Überblick zu haben, erhoben sich die Beobachteten auf Flügeln. Es waren Raben, die durch die rückstrahlende, lichtbrechende Eisfläche und die sich verändernde Atmosphäre vergrößert und verkürzt wurden, in gleicher Weise wie ein Konvex-Spiegel eine Karikatur von uns gibt. Ich lachte bitter auf. Obgleich bestürzt und befremdet, war es uns doch eine Freude, lebende Geschöpfe zu sehen, Bewohner des Landes, dem wir uns näherten.

Bären kamen unserem Lager nicht mehr nahe, aber Seehunde sahen wir vereinzelt längs unseres Weges. Eine gütige Natur hatte unsere Gürtel wieder auf normalen Umfang gebracht, und der Gaumen begann sich wieder in Geschmacksunterschieden zu üben. Geflügel und Landtiere suchten wir mit großer Begierde. In dieser Stimmung erlegten wir drei weiße Karibus. Es waren schöne Tiere, dem Auge wie dem Gaumen gleich wohlgefällig, aber mit Rücksicht auf das Eis war es völlig unmöglich, Vorräte für mehr als wenige Tage fortzuschaffen. Gewöhnlich nahmen wir

nur die ausgesuchtesten Stücke des Wildes, aber vom Renntier wurde jeder nur genießbare Lappen auf die Schlitten gepackt.

Mit einem Reichtum an Lebensmitteln und Brennöl marschier-
ten wir längs der Küste des Wellington-Kanals nach der Pionier-
Bucht. Wir fühlten, daß wir beständig auf dem Wege heimwärts
waren. Es kam uns keine Warnung vor der furchtbaren Ent-
täuschung, die unser wartete, vor der kommenden, unentrinn-
baren Gefangenschaft während des langen, arktischen Winters
und der Tage des nahen Hungertodes.

Über Land nach dem Jones-Sund

Abdrift auf einem Eisberg

Als wir uns längs der Küste von Nord-Devon der Pionier-Bucht näherten, wurde es uns klar, daß ein weiteres Vordringen mit Schlitten ganz unmöglich war. Ein beständiger Südwind hatte den Kanal mit einem Schlamm von Trümmereis vollgestaut, über den mit Schlitten hinüberzukommen ein aussichtsloses Beginnen war. Die Jahreszeit war zu weit vorgeschritten, um noch den Vorteil eines Eisfaumes längs der Küstenlinie zu bieten. Dort war weder offenes Wasser noch irgendein Wild, um unseren Vorrat zu ergänzen. Das Karibufleisch war fast gänzlich aufgezehrt, und wir begannen die Qual verkürzter Rationen zu spüren.

Obgleich die Entfernung bis Lancaster-Sund gering war, konnten wir eine Reise über Land nicht ausführen und ohne Nahrung nicht auf die zweifelhafte Ankunft eines Schiffes warten. Wenn sich Wild zeigte, konnten wir allenfalls auf dem Eise bleiben und inzwischen Vorrat an Fleisch sammeln, um später, mit dem zusammenlegbaren Boot aus Segelleinen, die Reise fortzusetzen.

Dies Boot war auf dem Marsche nach Süden unsere Hoffnung gewesen, aber, so weit fort, konnte es uns nichts nützen. Gezwungen, uns hauptsächlich von Geflügel zu nähren, verringerte sich unsere Munition rasch, und es mußte einmal etwas geschehen, der Hungersnot vorzubeugen.

Wir hätten nach den wildreichen Jagdgründen der Grinnell-Halbinsel zurückkehren können, aber es schien klüger, das Land nach dem Jones-Sund hin zu überschreiten. Hier hatten wir, nach Sverdrups Erfahrungen, guten Grund, Wild reichlich anzutreffen. Falls wir ostwärts gingen, waren wir vor die Alternative gestellt, wenn wir keinem Walfischfänger begegneten, wieder nach Norden zu ziehen. Die Temperatur blieb jetzt regel-

mäßig um -20° C, doch mit den ersten Julitagen wurde das Barometer unbeständig.

Am 4. Juli fingen wir an, das Hochland von Nord-Devon zu ersteigen und wanden uns an den Klippen von Devon hinauf nach dem jenseitigen Land der Verheißung. Der Morgen war, wie seit einigen Tagen, grau, aber noch vor dem Mittag senkten sich düstere Wolken über die schneebedeckten Höhen und ergossen eisige Wasser über uns. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt und schlotterten auf den steilen Höhen vor Frost. Bald darauf kam ein saufender, atemraubender Wind aus Nordwest und ließ unsere nassen Pelze zu Eispanzern erstarren. Noch später nötigte uns ein schweres Schneegestöber, zu lagern. Der Schneesturm dauerte zwei Tage an und hielt uns in dem vom Schnee begrabenen Zelt bei wenig Nahrung und ohne Brennöl fest.

Obwohl der Sturm viel Ungemach mit sich brachte, so hatte er doch einen Vorteil. Das Land war nur stellenweise mit Schnee bedeckt gewesen, und wir waren gezwungen, von Schneefläche zu Schneefläche über nackten Boden zu fahren, um einen gangbaren Weg zu finden; jetzt aber war alles mit einer Decke von Schnee genügend überzogen. Bald endeten die fahlen, dunklen Klippen von Nord-Devon die Monotonie der Schneefelder im Innern, und jenseits wurde das freundliche Blau des Jones-Sundes sichtbar.

Längs der Nordküste bis jenseits des Moschusochsenfjords dehnten sich weite Strecken offenen Wassers, während sich am Südrande Wälle von Packeis auf hundertfünfzig Kilometer und weiter hinzogen. Bei Klarem, kaltem Wetter unternahmen wir am 7. Juli den Abstieg nach Eidsbotn, wo wir eifrig, aber vergeblich auf Wild pirschten. Das Geulen der Wölfe und das Schreien der Vögel erschallten täglich als Antwort auf das Anurren unseres Magens wieder. Ein kärglicher Vorrat von Eidergänsen für uns Menschen war, unter Hergabe fast der letzten Munition, geschossen, aber kein Walross, kein Seehund oder anderes Großwild ließ sich blicken, und es erschien aussichtslos, Futter für die Sunde zu beschaffen.

Jetzt kam für uns das traurigste Ereignis in einer langen Reihe von Leiden. Soweit das Auge reichte, lag offenes Wasser vor uns, eine weitere Schlittensfahrt war unmöglich, und unsere Munition war bis auf wenige Patronen verbraucht. Unser zukünftiges Geschick mußten wir in dem Leinenboot versuchen. Was sollten wir mit den treuen, überlebenden Sunden anfangen? In dem kleinen Boot konnten wir sie nicht mitnehmen, bei ihnen bleiben und leben konnten wir auch nicht, wir mußten fort. Zwei Sunde hatten uns bereits verlassen, um sich ihren Vorfahren, den Wölfen, anzuschließen; wir gaben den anderen die gleiche Möglichkeit. Der eine Schlitten wurde auseinandergenommen und in das Boot verstaут, das wir zum Pol hin und wieder zurück mitgeführt hatten. Unsere Schlafsäcke und alten Winterkleider gaben wir den Sunden zum Fraße. Alles übrige wurde so gut als möglich in wasserdichte Säcken gepackt und im Boot untergebracht. Trauernden Blickes verließen wir die Küste. Die Sunde heulten wie schreiende Kinder, und 10 km vom Strande entfernt hörten wir sie noch.

In großer Sorge eilten wir, das Land bei Kap Sparbo zu erreichen, bevor uns ein Sturm überraschte. Nach Norden war das Wasser auf einige sechzig Kilometer, so weit wie die Küsten von Ellesmere-Land, von Eis frei. Um das Blendens der Mittagssonne zu vermeiden, wählten wir den Nachtmarsch, doch näherten wir uns bereits dem Ende der Jahreszeit der arktischen Doppeltage und der Mitternachtssonne, wo Winde plötzlich und oft losbrechen.

Bald nach Mitternacht kam der Wind in kurzen Stößen vom Pazifik herüber, mit so plötzlichen Ruhepausen, daß wir uns umschauten, was sich nun ereignen würde. Fast zur selben Zeit kamen lang ausrollende Wogen aus Nordwest; wir ahnten einen Sturm voraus, obgleich keine besonderen Anzeichen dafür vorhanden waren. Wir prüften das Eis auf die Möglichkeit einer Rückzugslinie zum Lande, aber bei den Rissen, Erhebungen und Spalten war das unausführbar. Gleich aussichtslos war es, auf so trügerischem Eise zu kampieren. Einen Eisberg hatten wir tags

zuvor passiert, aber dieser war fast ebenso weit hinter uns wie das Land vor uns.

So ruderten wir verzweifelt weiter, während die Wellen uns hin und her warfen. Die Luft war dick und grau. Die Klippen von Ellesmere-Land verschwanden, während sich immer dichtere Wolken vom Hochlande auf die See herabsenkten.

Es blieb uns keine Wahl, als den Schutz des zertrümmerten Packeises aufzusuchen und uns landwärts treiben zu lassen. Das war das Beste, was wir tun konnten. Kaum waren wir auf dem Eise gelandet und hatten unser Boot nachgezogen, als der Wind mit solcher Gewalt losbrach, daß wir ihm kaum standzuhalten vermochten. Gleich darauf trieb das Eis in westlicher Richtung, sich etwas vom Lande abhaltend und offene Wasserläufe zurücklassend. Diese Wasserrinnen waren, wie wir jetzt sahen, unsere einzige Rettung, denn in ihnen war das Wasser ruhig, während der Wind durch die Wälle und Erhebungen des Staueises abgehalten wurde. Außerdem boten sie hier und da schräge Böschungen, die uns das Land ermöglichen.

Das Boot wurde auf den Schlitten gesetzt und festgezurrt. Alle unsere Sachen wurden auf das Holzgestell des Bootes geschnürt, damit Wind oder See sie nicht entführen konnten. Wir überschritten mehrere kleinere Eischollen und übersprangen das sie trennende Wasser, den Schlitten und das Boot hinterherziehend. Das Staueis bot ernste Hindernisse; um hinüberzukommen, waren wir gezwungen, das Boot vom Schlitten zu nehmen und das Gepäck zu entfernen, was viel Zeit erforderte und mich verzagen ließ. Inzwischen drehte der Wind nach Osten und wehte so heftig, daß wir hilflos waren. Wir suchten auf der Leeseite einer Erhebung Schutz, in der Hoffnung, daß die Gewalt des Sturmes sich bald ausgetobt haben würde, aber es traten keine Ruhepausen ein, und er schien nicht aufhören zu wollen. Das Eis um uns trieb rasch gen Westen und langsam seewärts.

In einiger Entfernung, nach der Windseite hin, bemerkten wir einen niedrigen Eisberg, der langsam auf unsere Scholle zutrieb. Das war ein willkommener Anblick, denn auf diesem Eisberg

waren wir hoch genug über dem furchtbaren Toben der eisigen Flut.

Seine völlig ultramarinblaue Farbe versprach ein Eis von ausreichender Stärke, um der Gewalt des Sturmes zu widerstehen. Wohl nie hatten Menschen auf einem sinkenden Schiffe angstvoller einen rettenden Felsen zu erreichen gesucht, wie wir dieses blaue Eis. Es bot einige niedrige Erhebungen, auf die wir uns aus dem auf dem Eise stehenden Wasser retten konnten. Mit angstvollen Blicken aber sahen wir, daß der Eisberg sich drehte und das andere Eis beiseiteschob.

Er kam gerade auf uns los und schien unsere Scholle zertrümmern zu wollen. Wir machten uns daher bereit, rasch an Deck dieses demnächstigen Fahrzeuges zu springen.

Unsere Scholle niederdrückend, berührte der Eisberg ein benachbartes Eisstück und stieß uns fort. Wir liefen schnell auf die andere Scholle, fanden da aber zu unserem Bedauern eine große Fläche weichen Schneeschlammes, auf der wir ebensowenig wie etwa auf Flugsand Fuß fassen konnten. Als der Eisberg passiert war, ließ er, wie gewöhnlich, einen Streifen offenen Wassers hinter sich, in das wir schnell Boot und Schlitten schoben, hinterherpaddelten und ihn erreichten, um uns darauf in Sicherheit zu bringen. Welche Erlösung, über dem zerbröckelnden Packeis zu sein und, wohlgeborgen, das Donnern und Krachen der Elemente zu beobachten!

Die Eisfläche, auf der wir gelandet, war ein Viereck mit abgestumpften Ecken; der höchste Punkt lag etwa 6 m, die übrige Fläche ungefähr 3 m über dem Wasser. Das Eis war gegen 4,5 m stark, und seine Ausdehnung betrug etwa 30 m. Diese Größenverhältnisse sicherten eine gewisse Stabilität, doch wenn sich dies Ding, wie es Eisberge häufig tun, überschlug, dann konnten wir zusehen, zwischen den Walen zu Atem zu kommen.

Dieses Eisstück war das alte Überbleibsel eines viel größeren Eisberges, der den arktischen Stürmen lange Jahre widerstanden hatte. Das berechneten wir nach der Größe des blauen Eises, seinen vielen Aushöhlungen und Zacken. Wir befanden uns also

auf einer sicheren Eismasse, die von einem einzelnen Sturme wohl nicht viel zu leiden haben würde. So schön auch sein Aussehen mit den zahllosen blauen Schatten war, bot er doch keinen angenehmen Ruheplatz. Da waren drei Zacken, aber zu schlüpfrig und steil, um sie zu erklettern, da die Abhänge nach allen Seiten jäh abfielen. Längs diesen liefen von den Seen gespülte Furchen zu einem mit Wasser gefüllten Loch in der Mitte. Der einzige Platz, den wir einnehmen konnten, war der kraterartige Rand um dieses Wasserloch. Dort hatten wir nur die wilden Spritzer der See und den schneidenden Zug des Sturmes zu ertragen. —

Das kleine Eis ringsum hielt das Überspülen der Wellen ab. Um vorzubeugen, daß wir nicht von der glitschigen Oberfläche herabglitten, hackten wir Löcher in die Eiszacken und zogen durch sie Leinen, an die wir uns klammerten. Das Boot wurde auf ähnliche Weise sorgfältig befestigt, indem wir einen Vorbehelf für einen Ringbolzen in die Eisfläche schnitten. Dann schoben wir uns, längs des Taues, von einer Seite zur anderen, um uns zu ermutigen und den Blutumlauf anzuregen. Obgleich die Temperatur auf nur -17°C stand, war es bitterlich kalt und wir in zu übler Verfassung, um einen Sturm auszuhalten. —

Die See hatte uns von Kopf zu Fuß durchnäßt, nur unsere Hemden waren noch trocken. Uns mit den Händen fest an dem Tau und den Einschnitten haltend, bekamen wir die Spritzer der eisigen Brecher, während der Eisberg das zertrümmerte Packeis durchpflügte und seewärts schaukelte. Die Kälte durchdrang unsere eisüberzogenen Pelze und brachte schlimmere Frostschauer als der tiefste Thermometerstand. So gingen unter körperlichen Qualen und innerer Angst die Stunden hin, während unser Eisberg sich gegen die traurigen, schwarzen Klippen des Söllentors hin bewegte. Hier flarte der östliche Himmel auf, und im Süden wurde es blau, aber die sinkende Temperatur ließ unsere Kleider zu einer eisigen Rüstung erstarren. Wir waren zum Teil noch in unser Winterzeug gekleidet.

Der Rock war von Seehundsfell mit daranhängender Kapuze; das Hemd bestand aus Kamelhaaren, ebenfalls mit einer Kapuze;

die Hosen waren von Bärenfell, die Stiefel von Seehundsleder, von dem die Haare entfernt waren, und die Strümpfe aus Hasenfell. Die Fausthandschuhe bestanden aus Seehundsfell und waren für Sandteller und rücken mit Gras gefüttert. Unsere Kleidung, obgleich nicht wasserdicht, ließ das Wasser ablaufen und den Wind nicht durchdringen, aber dennoch machte die Kälte bei nassen Kleidern und steifem Winde die Zähne klappern und die Haut schauern.

Als wir auf dem Eisberg alles festgemacht und gesichert hatten, begannen wir ein größeres Interesse am Wind und Vorwärtssteuern dieses Fahrzeuges zu nehmen. Über seine kahle Oberfläche segten die Winde, während sein unterseeischer Teil von den Gezeiten und Strömungen getrieben wurde, was eine Doppelbewegung, im Gegensatz zu der des Packeises verursachte. Meilenweit pflügte er das See-Eis auf, es zertrümmernd und zur Seite schiebend.

Nach einigen Stunden dieser sonderbaren Schiffahrt — die für uns sehr bequem war, denn die Bewegung der auf und niederwogenden See verursachte keine Unannehmlichkeit —, nahm der Eisberg plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, einen Kurs im rechten Winkel zum Winde und trieb bedächtig aus dem Packeis heraus in die wogende See. Dieser rasche Wechsel vom Behagen zu der lebhaften Bewegung auf den dunklen Wassern nahm uns den Atem. Mit Eisstücken rollten die Seen über den Gochrand und in das Wasserloch unseres Eisberges, keinen sicheren Platz lassend. Wir griffen zu unseren Axten und schlugen noch viele Verhollöcher ins Eis, um unsere Rettungsleine doppelt zu versichern, und zogen unser Boot zur Luvseite des Eisberges. Die Stunden folternder Ungewißheit schienen so lang wie der Winter der Eskimos. Das Eis bekam gegen den trüben Himmel eine mehr graue Farbe. Wir rasten durch ein wogendes Schwarz, das noch unheimlicher durch das Graublau des Eisberges und seinen weißen, eisgesäumten Rand wirkte.

Was konnten wir tun, daß in dieser verzweifelten Lage unser Lebenslicht nicht erlosch? Glücklicherweise hatten wir zu viel zu tun, den sturmgepeitschten Wasser- und Eismassen auszuweichen,

um über unser Geschick nachzudenken; sonst hätten wir diese infernalische Anspannung der Sinne nicht ausgehalten.

Vierundzwanzig Stunden vergingen, ohne daß eine Änderung eintrat. Natürliche Regungen, wie Hunger, Durst und Schlaf, blieben unbeachtet. Wir hatten furchtbare Anstrengungen auszuhalten, um nicht in See gerissen zu werden. Endlich klarte der Osten auf, im Süden blaute es, und das Land zu beiden Seiten kam in Sicht. Der Wind wehte beständig, aber wenn auch mit verringerter Gewalt, doch eisig kalt, so daß unsere nassen Kleider zu Eis erstarrten.

Wir waren nicht weit von den Doppelfanälen, der Cardignan-Straße und dem „Söllentor“, entfernt, wo sich die Fluten des Großen und des Atlantischen Ozeans vereinen. Wir trieben auf die Cardignan-Straße zu und passierten die Fjorde, in die wir vor vierzehn Tagen, als wir aus den westlichen Gewässern kamen, hinabgestiegen waren. So hatten wir den Vorsprung zweier Wochen an einem Tage verloren, und damit wahrscheinlich auch das Ziel, beizeiten die lebensfristenden Jagdgründe der Eskimos zu erreichen.

Aber noch lag uns dieser Gedanke fern. Nicht weitab waren steil aufragende Klippen, von denen Vögel auf das wogende Wasser niederstießen. Bei diesem Anblick hob sich mein Mut. Hier empfanden wir die befriedigende Aussicht auf ein gutes Frühstück, sobald die Wellen sich ihrer weißen Schaumkronen begaben. Lange Züge schweren Eises kamen mit Schnellzugsgeschwindigkeit durch die Wasserstraßen. Die Temperatur fiel, wie wir feststellten, fortgesetzt, und bald bezog sich der Himmel mit dunstartigen, fliegenden Wolken. Der Wind grollte wie Geschützdonner vom Söllentor her! Was sollte nun aus uns werden? fragte ich mich.

Wir nahmen südwestlichen Kurs. Eisige Seen wuschen über unseren Eisberg, und unsere Füße froren auf dem Eise fest, auf dem sicheren Salt zu gewinnen sehr schwierig war. Abgetrieben in einen unendlichen, eistreibenden und sturmdurchtobten Ozean, stand ich schweigend, von Schrecken gelähmt. Nach einigen Stunden kamen Vorläufer des Packeises langsam uns entgegen, und

wir wurden unwiderstehlich in das Bereich des alles einschließenden schweren Polareises gedrängt.

Der Eisberg ließ von seinem ziellosen Umhertreiben ab und nahm bald eine feste Lage ein. Der Wind fuhr fortgesetzt mit rasender Gewalt einher, wir aber suchten nun Schutz in unserem Boote, um einige Augenblicke zu schlafen, während einer als Wache auf dem Eise auf und ab ging. Langsam entstand eine schmale Gasse ruhigen, offenen Wassers zwischen den Schollen. Wir vernahmen einen merkwürdig bekannten Laut, der unsere Herzen höher schlagen ließ. Walroß und Seehund, einer nach dem andern, kamen, um Atem zu schöpfen, an die Oberfläche. Hier, gerade vor uns, war riesiges Wild mit Unmengen von Fleisch und Fett. Wir waren dem Verhungern nahe, aber fast hilflos starrten wir auf diese Fülle, denn ihre Erbeutung war für uns schwierig.

Wir hatten nur noch wenige Patronen und vier Büchsen Pemmican in unserem Vorrat, die für den alleräußersten Notfall aufbewahrt waren; aber die Zeit war noch nicht gekommen. Vor Hunger verzweifelnd, begannen wir nach kurzer Rast die Suche nach Nahrung. Vom Lande herkommende Vögel wurden jetzt unsere Speise. Wir konnten diese mit von den Eskimos angefertigten Wurfschlingen erbeuten, und später fingen wir sie in aufgestellten Schlingen und auf jede andere Weise, die uns der Hunter lehrte.

Eine Mäwe setzte sich auf die Spitze unseres Eisberges. Ruhig, aber schnell legten wir einen Köder und stellten eine Schlinge auf, mit verhaltenem Atem wartend. Der Vogel äugte umher, erspähte die Lockspeise, flatterte herab und pickte nach dem Pemmican. Ein schnappendes Geräusch — und der Vogel war unser. Wir sprangen hinzu und schnitten das Tier in Stücke, die wir mit Heißhunger roh verschlangen. Selten hat mir etwas so gut gemundet wie dieses Fleisch, das den Geschmack von Lebertran hatte.

Bald wurde das Eis mürbe und gegen Land zertrümmert, während der Wind seine Kraft vergebens aufbot. Wir hielten unseren Posten, und zwei von uns schliefen nach dem Vogelessen, während einer Wache stand. Um Mitternacht flaute der Wind

ab, und das Eis begann seine Drift, seewärts und ostwärts, mit den Gezeiten.

Das war für uns der gegebene Augenblick, zu entrinnen. Wir waren etwa 16 km von Kap Vera entfernt. Wenn wir unser Leinenboot durch die Wasserrinnen, die sich aufstauten, rudern konnten, war es möglich, das Land zu erreichen. Mit Zittern und Zagen brachten wir das Boot auf das düstere, eisige Wasser, und zögerten, den schützenden Eisberg, der unser Leben gerettet hatte, zu verlassen. Doch er hatte seinen Zweck erfüllt; blieben wir länger, so konnten wir leicht in See getrieben werden. Der letzte Augenblick war da, eine sichere Zuflucht auf festem Lande zu suchen.

So sprangen wir in das zerbrechliche, schwankende Boot und ruderten verzweifelt durch einige lange Kanäle, um weites, offenes Wasser nach dem Lande hin zu erreichen. Wir paddelten wie toll, unser Kurs wandte und schlängelte sich durch die offenen Rinnen, Eis zu beiden Seiten, sichtbare Eisberge kamen an uns vorbei, und unsichtbare mit scharfen Ecken und Kanten trieben unter dem Wasserspiegel. Wir eilten mit raschen Ruderschlägen weiter. Plötzlich stieß zu unserem Schrecken ein unsichtbares Eisstück ein Loch in die Bordwand, und das Wasser stürzte in das schwache Fahrzeug. In wenigen Minuten mußte es volllaufen und wir in das eisige Grab sinken. Glücklicherweise sah ich eine Eisscholle in der Nähe, und da das Boot viel Wasser machte, ruderten wir darauf zu und erreichten sie keinen Augenblick zu früh.

Ein Stiefel wurde geopfert, um unser Kanu auszubessern, dann schoben wir es wieder in See und eilten weiter.

Das mittlere Packeis war von dem Landeise durch breites, offenes Wasser getrennt, aber nun sprang eine ablandige Brise auf und bereitete uns neue Sorge. Wir konnten nicht gegen Wind und See aufkommen und nahmen seitlichen Kurs, um hinter dem vom Lande hertreibenden Eise Schutz zu suchen.

Unser kleines, schwerbeladenes Boot nahm die Wellen ausgezeichnet, und wir hatten nichts zu gewinnen und nur zu verlieren, wenn wir zurückgingen. Wieder wurden wir von Spritzwellen durchnäßt, und das Boot war über der Wasserlinie von

Eis überzogen. Die Sonne sank über dem Höllentor, und lange dunkle Schatten reckten sich über die graue See, woraus wir, auch ohne Kompaß, wußten, daß es gegen Mitternacht sei.

Als wir uns dem Landeise näherten, wurden die Vögel zahlreicher. Das Wasser ging in leichten Wogen. Noch näher, bemerkten wir, daß die ganze Masse des Landeises in Bewegung war, doch öffnete sich glücklicherweise ein geeigneter Kanal und gab uns Gelegenheit, durchzuschlüpfen. Wir hielten auf Kap Vera zu, eilten über das Wasser und landeten bald zu unserer Freude auf dem Vorsprung eines niedrigen Felsens. Ich kann nicht die Erleichterung beschreiben, die ich beim Erreichen des Landes empfand, nach all der Angst, die wir ausgestanden hatten. Obgleich diese kahlen Felsen weder Nahrung noch Schutz boten, waren wir doch so erfreut, als wäre unser Todesurteil aufgehoben worden.

Unweit waren Wasserlöcher, die wir zuerst auffuchten, um unseren brennenden Durst zu löschen. Dann suchten wir mit gierigen Blicken umher, ob nicht ein Frühstück zu bekommen sei. Bald sahen wir einen Hasen über die Felsen huschen, und als er anhielt und die Löffel spitzte, erlegte ihn einer der Burschen mit der Wurfschlinge. Er war saftig, und wir zerlegten ihn mit unseren Messern; auch fanden wir etwas Moos zwischen den Felsen, Das war ein fürstliches Frühstück. Ich kehrte zurück, um es zu bereiten. Mit dem Moos als Brennmaterial machten wir Feuer, taten das triefende Fleisch in einen Topf und beobachteten mit glänzenden Augen sein Aufkochen. Es war doch eine Freude zu leben, wenn man den Hunger mit gekochtem Fleische stillen konnte.

Noch ehe der Hase fertig war, kamen die Burschen mit zwei Widergänsen herbei, die sie mit aufgestellten Schlingen erbeutet hatten. Dadurch hatten wir auch gleich ein Mittagessen, und nach erfrischendem Trunk legten wir mit vollem Magen unsere Häupter zu langem Schlafe auf die sicheren Felsen nieder. Diese soliden Felsen dünkten uns köstlicher und sicherer als Daunenkissen. Jetzt sahen wir die Welt wieder mit anderen Augen an. In Wahrheit aber waren unsere Aussichten, dem Hungertode endgültig zu entinnen, trüber als je zuvor.

Unter der Geißel des Hungers

Durch Kälte gefangen gehalten

Sür unsere Weiterreise wurde keine Zeit verloren, und wir waren bestrebt, die Entfernung wieder einzubringen, die wir durch das Treiben auf dem Eisberg eingebüßt hatten, so daß wir uns einen Weg längs der Küste suchten. Über Eis, kleine Wasserlöcher und Eischlamm zogen wir unseren Schlitten samt dem Boot, das stets zur Benutzung bereit war. Flächen offenen Wassers zwangen uns häufig zum Übersetzen. Wir fanden, daß die meisten offenen Stellen mit dem Schlitten auf dem Boot überschritten werden konnten, wodurch viel Zeit gespart wurde.

Wir kamen jeden Tag 16 bis 24 km vorwärts, schlugen unser Zelt auf dem Lande auf oder schlofen im Boote auf den Wasserlöchern, je nachdem sich Gelegenheit fand. Das Land erhob sich jetzt in senkrechten Klippen von 700 m Höhe und zeigte außer einigen Mörwen und Lummern kein Leben. Wir erlegten die Tiere unterwegs, und es war ein kärgliches Leben von der Hand in den Mund.

Zu Anfang August erreichten wir, etwa 48 km von Kap Sparbo östlich, das Ende des Landeises. Jenseits stand ein Wasserhimmel, und gen Norden war die See vollständig eisfrei. Das Wetter war klar, und neues Hoffen und Streben, uns zu befreien, erwachte.

Zu Ende des letzten Tages der Schlittenreise schlugen wir unser Lager auf einer kleinen Insel auf. Hier sahen wir die ersten Zeichen einer Eskimosiedlung, alte Zeltkreise, auch Steine und Fuchsfallen in Menge, die ein altes Dorf von beträchtlicher Größe andeuteten. Auf dem Hauptland entdeckten wir Gras und Moos im Überfluß mit Spuren von Moschusochsen, Schneehühnern und Hasen, doch kein lebendes Wesen war zu entdecken. Nach sorgfältiger Suche nahmen wir den Schlitten, besonders, um ihn als Untergestell für das Boot zu benutzen. Alle unsere Sachen wurden

gut verpackt. Zum Frühstück hatten wir nur eine Möwe, die unter uns geteilt wurde, ohne daß wir erst den langwierigen Prozeß des Kochens vorgenommen hätten.

Als wir die Sachen am Rande des Eises zusammenpackten, erspähten wir einen feisten Seehund. Das war ein Tier, das unsere verschiedenen Bedürfnisse eine Zeitlang befriedigen konnte, und eine unserer letzten Patronen wurde für seine Erlegung verwendet. Der Seehund fiel, und sein mächtiger Leib wurde an Land gezogen. Jeder Fetzen seines Fells wurde voll Freude verwahrt, denn davon wollten wir Harpunenleinen machen zu dem Jagdgerät der Eskimos, das an Stelle der Gewehre treten sollte, die uns ohne Munition nichts nutzen konnten. Auch unsere Stiefel konnten damit ausgebessert und neue Sohlen angefertigt werden. Doch von den riesigen Mengen Fleisch und Tran konnten wir nur einen kleinen Teil mitnehmen, denn mit drei Mann, unserem Gepäck und dem Schlitten war das kleine Boot bereits überlastet.

Das Fleisch wurde verborgen für den äußersten Fall, damit, wenn wir zur Rückkehr gezwungen waren, wir hier unser Leben einige Wochen länger fristen könnten. Es herrschte nur leichter Wind, und die Nacht war herrlich klar. Die Sonne stand nachts sehr nahe dem Horizont, aber der Glanz des schimmernden Wassers gab unserem traurigen Dasein eine lichte Seite. Auf den hohen, rauhen Felsen der Ostspitze von Kap Sparbo fanden wir einen günstigen Lagerplatz und vergönnten uns ein langes Mahl von Seehundfleisch. Bei der warmen Sonne und vollem Magen war das Zelt überflüssig. Unter einem der Felsen fanden wir Schutz und schliefen mit unbändigem Genuß neun Stunden hindurch.

Eine nochmalige Durchsuchung des zugänglichen Landes ergab kein Wild, ausgenommen Eidergänse und Möwen fernab von der Küste. Hier waren Ebbe und Flut und Strömungen sehr stark, so daß wir unseren Aufbruch auf die ausgehende Tide setzten.

Spät am Nachmittag brachen wir auf und gelangten schnell über Kap Sparbo hinaus in eine hochlaufende See. Doch hinter dem Kap lag noch eine lange Linie Landeis. Als wir eine kleine Bucht abschnitten, um das Eis zu erreichen, tauchte hinter dem

Boote plötzlich ein Walroß auf und schlug einen Fangzahn durch das Segeltuch. Itukischuk stopfte sofort das Loch, während wir mit aller Kraft zu einer wenige Meter entfernten Treibeissholle ruderten. Schnell zogen wir das Boot, in dem schon drei Zoll Wasser stand, mitsamt der Ladung aufs Eis. Wir waren mit genauer Not dem Verderben entgangen. Teile eines Stiefels wurden zum flicken des Bootes geopfert.

Während wir noch mit der Nadel dabei waren, trieb uns eine starke Gezeitenströmung nach See hin, und der auffrischende Wind warf Brechseen über den Rand des Eises. Glücklicherweise drückte dieser Wind das Eis landwärts, und ein Schlittenpersenning, der als Segel diente, hielt das Treiben nach See auf. Nachdem das Leck sorgfältig abgedichtet war, ruderten wir auf das Landeis los. Mit unseren von dem Spritzwasser hart mitgenommenen Augen steuerten wir das Boot unter erheblicher Besorgnis weiter, während viel Wasser überkam, das ständig ausgeschöpft werden mußte. 12 km paddelten wir am Eise entlang, und wenn die Wasserrinnen sich schlossen, sprangen wir auf die Schollen und zogen das Boot hinter uns her. Schließlich waren wir gezwungen, auf dem Eise Schutz zu suchen.

Bei heftigem Winde und nassem Schneefall war das Lagern auf dem Eise nichts weniger als angenehm. Mit dem Wechsel der Tide kam der Wind von Westen mit groben, stoßenden Seen. Es war nicht möglich, weiter vorwärts zu kommen. Nur wenige Minuten ab und zu schlafend und dann wie ein Seehund nach etwa nahender Gefahr umherspähend, bemerkte ich mit wachsendem Unbehagen eine Trennung zwischen Land- und See-Eis. Wir wurden mit rasender Geschwindigkeit abgetrieben, mit nur vereinzelt Flächen von See-Eis am Horizont.

Kingsum waren viele Risse, die das Eis schnell zertrümmerten und neue Wasserrinnen bildeten. Wir steuerten das Boot landwärts; schlossen sich die Wasserrinnen, so zogen wir das Boot aufs Eis, öffneten sich neue Spalten, so ließen wir es wieder zu Wasser. Von Spalte zu Spalte das Boot ziehend, erreichten wir endlich das Wasser vor dem Lande, auf dem es uns gelang, 8 km vor-

wärts zu kommen. Auf dem Uferkies des ersten Flusses, den wir gewahrten, lagerten wir und wurden dort durch den Sturm zwei Tage festgehalten. Nicht weit ab lagen mehrere Wasserlöcher, und in geringer Entfernung von ihnen waren viele Eidergänse, von denen wir einige mit Hilfe der Wurfschlinge erbeuteten. Inmitten aller Besorgnisse hatten wir doch guten Appetit und aßen weidlich, um zukünftig unsere Kräfte wieder hergeben zu können.

Bei der von Eis freien Klüfte konnten wir es mit schwerer See aufnehmen und ruderten davon, ehe die Dünung nachließ. Aus Braebugten mit ihren wandernden Gletschern und zahlreichen Rissen kommend, tobte die Flut gegen die senkrechten Eismauern, ein grausiges, entmutigendes Schauspiel. Diese Risse konnten nur bei ruhiger See passiert werden, und wir hielten nach einem halben Tagemarsch auf.

Als wir uns dem in Aussicht genommenen Punkte auf dem festen Eise an der Innenseite einer Klippe näherten, wurden wir von einem erfreulichen Anblick begrüßt, weil wir eine Herde von Moschusochsen vor uns zu haben glaubten. Etwa noch drei Meilen langes Wintereis hing noch auf dem Lande zusammen. Auf diesem landeten wir und packten alles aus dem Boot, um in ihm schlafen zu können. Ich blieb als Wache bei unseren wenigen Sabeligkeiten, während die beiden Eskimos fortschlichen, um zu versuchen, einen Moschusochsen mit der Lanze zu erlegen. Es war eine kritische Epoche in unserem Dasein, denn wir waren dabei, neue Jagdmethoden zu erproben, die wir halbwegs, nach vielen Sungen Tagen, erfanden.

Ich verfolgte die Burschen durch den Rieker, wie sie über die Eisspalten sprangen und sich, gleich hungrigen Wölfen, heimlich und geschickt dem Festlande näherten. Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne stand tief im Nordwesten und warf goldene Strahlen über das Eis, was einen freundlichen Eindruck hervorrief. Durch die äußerst sichtige Luft erschienen die 24 km entfernten Klippen von Nord-Devon sehr nahe. Als ich mich so an der Szenerie erfreute, bemerkte ich im Schatten eines Eisberges einen verdächtigen dunklen Punkt, der sich in der Richtung zu mir bewegte. Als

er vom Schatten ins Sonnenlicht kam, änderte sich das Dunkel in ein gelbliches Weiß, und ich ersah, daß es ein Eisbär war, den wir 48 Stunden vorher angegriffen hatten.

Der Anblick entfachte in mir ein Gefühl des Übermuts. Meister Pez kam heran, und während ich über die Art der Verteidigung nachsann, überließ mich allmählich ein kalter Schauer. Hund und Büchse, mit denen wir früher dem Bären begegnet waren, fehlten. Fortzulaufen und das letzte bißchen Nahrung und Tran im Stich zu lassen, war ebenso gefährlich wie ruhig zu bleiben. Der Eisbär greift ein flüchtendes Geschöpf stets an, während er sich dem in seiner Stellung verharrenden sehr vorsichtig nähert. Überdies brummte der Bär aus irgendeinem Grunde fortwährend das Boot an. Wie, wenn er, um das Material zu prüfen, es mit seinen Zähnen oder einem Schlage seiner Pranken versuchen wollte. Bei unserer kritischen Lage war das Boot für unser Schicksal von größerer Wichtigkeit als unsere Kleider auf dem Leibe. Deshalb beschloß ich, zu bleiben und die Rolle des Angreifers zu spielen, obgleich ich nichts hatte — nicht einmal eine Lanze —, um damit zu kämpfen.

Da blitzte ein Gedanke durch mein Hirn. Ich band ein Messer an das Steuerruder und stellte das Boot auf eine Erhebung des Eises, um dieses und mich selbst so gewaltig wie möglich erscheinen zu lassen. Dann sammelte ich ringsum alle Holzreste, Eisstücke und sonstiges, womit ich nach der Bestie, bevor sie ganz nahe kam, werfen konnte, während ich Messer und Eisart als letzte Hilfe versparte. Als alles fertig war, stellte ich mich neben das Boot und ergriff eine Schlittenkufe, die ich rasch hin und her schwenkte.

Der Bär war keine 200 m mehr entfernt. Er näherte sich vorsichtig hinter einer Reihe von Hügeln, so daß nur sein Kopf ab und zu sichtbar wurde. Als er auf etwa hundert Schritt heran war, erhob er sich öfters auf seine Hinterpranken, ließ die Vorderpatzen herabhängen, reckte seinen Hals vor und hob den Kopf, um in dieser Stellung mehrere Sekunden unbeweglich zu verharren. Dann sah er riesenhaft und prächtig aus.

Als er näher kam, beschleunigte sich seine Gangart, und ich be-

gann meine Wurfgeschosse zu schleudern. Jedesmal traf ich den Bär, und jedesmal hielt er an, drehte sich um und musterte den Gegenstand. Da ihm aber hiervon nichts vertilgbar erschien, wandte er sich auf die andere Seite des Bootes, stand einen Augenblick still und beäugte mich. Seine Schnauze witterte ein Stück Seehundspeck ein paar Schritte hinter mir. Ich erhob die Schlittenkufe und ließ sie mit der Kraft der Verzweiflung auf die Schnauze der Bestie niedersausen. Sie brummte und wandte sich zum Rückzuge, und ich verfolgte das Tier, bis es eilig davonrannte.

Jedesmal, wenn der Bär sich umwandte, um die Situation zu überblicken, tat ich, als wenn ich auf ihn Jagd mache, was die Wirkung hatte, daß er seine Flucht beschleunigte. Er lief davon, aber nur auf kurze Entfernung, dann setzte er sich, witterte in die Luft und bewachte meine Bewegungen. Als ich mich umwandte, um das Treiben der Eskimos zu beobachten, gewahrte ich sie ganz nahe, wie sie sich dem Bären näherten. Ihr Rudel Moschusochsen hatte sich als felsblöcke erwiesen, und sie hatten dann meine bedenkliche Lage bemerkt und waren herbeigeeilt, um an dem Kampfe teilzunehmen, indem sie sich hinter Hügel und aufgeschobenem Preßeis entlangschlichen. Sie gingen bis auf wenige Schritte auf die Bestie los und schleuderten zugleich ihre beiden, mit Leine versehenen Lanzen. Der Bär stürzte, raffte sich aber schnell auf und rannte dem Lande zu. Er ging an den Wunden ein, denn einen Monat später fanden wir in der Nähe des Lagers seinen Kadaver.

Während zweier Tage kamen wir, vom Mißgeschick verfolgt, nur langsam vorwärts. Um Mitternacht des 7. August passierten wir Belcher Spitze, gerade als die Sonne zum erstenmal unter den Horizont sank. Jenseits war eine unbenannte Bucht, in der zahlreiche Eisberge gestrandet waren. Der Rand der Bucht bestand aus hohen, sich loslösenden Gletschermauern. Eine schwere See warf unser Boot, wie ein Blatt im Winde, hin und her. Aber wir suchten Schutz hinter Eisbergen, und es gelang uns, eine Insel als Lagerplatz zu erreichen.

Bei den wandernden Gletschern am Lande und der stürmischen,

donnernden See war zu schlafen unmöglich. Eisberge in großer Zahl folgten uns in die Bucht, und später wurde sie mit vom Sturm zertrümmertem See-Eis angefüllt. Am 8. August brachen wir nach Osten auf und folgten einer Wasserrinne längs der Küste.

Ein steifer achterlicher Wind und ruhiges Wasser brachten uns in dem kleinen Boote rasch vorwärts. Nach einer Strecke von 16 km kam, von Osten her, eine große Masse Eis, das die Bucht mit kleinen Trümmern füllte und uns einschloß.

Jetzt war die Bucht voll Schlammeis, über das zu gehen so schwierig war wie über Triebfand. Wir waren hoffnungslos eingeschlossen. Das Land wurde abgesucht, aber es bot keinen Schutz, kein Leben und keine Stelle, flach genug, um darauf zu liegen. Wir warteten darauf, daß das Eis brechen würde, aber das geschah nicht, sondern statt dessen bildete sich rasch neues Wintereis.

Die untergehende Sonne brachte die Winterstürme und die Vorboten der langen, fürchterlichen Nacht. Indessen schlugen wir uns kümmerlich durch, indem wir gelegentlich Vögel fingen und sie roh vertilgten.

Gegen Ende August steuerten wir aus den uns umschnürenden Eismassen heraus auf eine kleine, aber feste Scholle. Ich rechnete damit, auf dieser irgendwohin getrieben zu werden, an einen Platz, fernab diesem von Barren und Gletschern umschlossenen Gefängnisse. Dann konnten wir uns nach Osten oder Westen wenden, um Nahrung zu suchen. Unser letztes Fleisch war aufgezehrt, und unseren Lebensunterhalt bildete, je nach Gelegenheit, eine Eidergans oder eine Lumme. Die Eisscholle trieb hin und her und brachte uns langsam nach Belcher Spitze, wo wir landeten, um unser Geschick zu erfüllen. Gegen Osten war der ganze Horizont vom Eis umsäumt. Belcher Spitze bot weder Wild noch Schutz. Weitere Versuche, nach Baffins Bai zu gelangen, waren aussichtslos. Die sinkende Temperatur, das sich rasch bildende junge Eis und der Niedergang der Sonne zeigten uns, daß wir schon allzu lange gewartet hatten, ohne einen Unterschlupf für den Winter zu finden.

Die einzige Möglichkeit für uns, dem Tode durch Hunger und Kälte zu entgehen, war, nach Kap Sparbo zurückzukehren und das

Walroß zu erlegen, das unser Boot aufriß, uns seinen Speck zu gewinnen und dann in der Umgegend weiter unser Seil zu versuchen. Dies war der einzige, erreichbare Ort, der ausah, als ob dort Wild wäre. Mit leeren Magen steuerten wir über eine schwere See westwärts, unser Glück zu versuchen, aber die Aussicht war nicht ermutigend.

Während aller uns aufgezwungenen Gefangenschaft vergaßen wir nie, daß es die erste Pflicht im Leben ist, für den Magen zu sorgen. Unsere Muskeln blieben kräftig, aber für den Geschmack war es ein ewiges Einerlei.

Wir waren dem Lande nahe, in dem Franklin und seine Gefährten verhungerten, aber sie hatten Munition gehabt, wir jedoch keine. Ein ähnliches Schicksal stand uns in Aussicht. Wir hatten nichts gesehen, was uns Unterhalt für den Winter versprach, aber diese trostlose Aussicht hinderte uns nicht daran, alle Vorbereitungen für einen letzten Kampf zu treffen, so gut es anging. In unserer verzweifelten Lage planten wir, Bären, wenn wir sie trafen, auch ohne Gewehr anzugreifen. Das Leben ist nie verlockender, als wenn seine Tage gezählt sind.

Die volle Entwicklung einer neuen Jagdmethode mit geeigneten Waffen blieb der zwingenden Not späterer Abenteuer vorbehalten. Jetzt begannen die Versuche. Durch ein Versehen waren unsere Eskimogeräte auf den von Svartevoeg heimkehrenden Schlitten liegengeblieben.

Daher waren wir nicht nur ohne Munition, sondern auch ohne Sarpunen und Lanzen. Glücklicherweise aber hatten wir das Material, aus dem sie hergestellt werden konnten, und die Burschen besaßen die Schlaueit der Wilden, neue Waffen anzufertigen. Wurfschlingen und Schnirreleine, die bei der Erbeutung von Vögeln so vortreffliche Dienste geleistet hatten, blieben auch ferner von größter Bedeutung. Im Schlitten war ausgezeichnetes Sikkoryholz, was auf verschiedene Weise nutzbar gemacht wurde; aus ihm konnten Bogen und Pfeile angefertigt werden. In Verbindung mit Wurfschlinge und Schnirreleine benutzten wir Netze, so daß unsere Jagd auf Vögel eine erfolgreichere werden

mußte, und wir rechneten darauf, in ähnlicher Weise und mit entsprechenden Waffen auch unsere erhofften Angriffe gegen Landtiere ausführen zu können.

Das Schlittenholz wurde ferner aufgeteilt zur Herstellung von Sarpunenschäften und Lanzen. Aber weil wir uns sagten, daß unsere schließliche Rückkehr nach Grönland und zu unseren Freunden von der Erhaltung des Schlittens abhinge, wurde das Holz sehr ökonomisch verbraucht; auch ist das Sikkory an und für sich sparsam. Es biegt und dreht sich, aber es bricht selten so, daß es nicht wiederhergestellt werden kann. Wir hatten nicht mehr viel von diesem wertvollen Stoff, aber genug für unsere augenblicklichen Zwecke. Längs der Küste hatten wir Moschusochsenhörner und Bein von Walen gefunden, aus denen wir Lanzen- und Sarpunenspitzen machten. Ein Teil des Kufenbeschlages wurde geopfert, um Eisenspitzen für die Waffen anzufertigen, und Nägel der Kochkiste dienten als Niete. Das Seehundfell, das wir vor einem Monat erbeutet hatten, wurde sorgfältig geteilt und zu geeigneten Sarpunen- und Schlingeleinen geschnitten. Diese Leinen hofften wir zum Fang von Bären und Moschusochsen zu verwenden. Unser zusammenlegbares Boot wurde mit dem Leder unserer alten Stiefel verstärkt und mit dem zu allem dienenden Sikkoryholz versteift. Gerüstet zum Kampfe gegen kleineres und großes Getier, das in unseren Bereich kommen mochte, brachen wir westwärts nach Kap Sparbo auf. Nie auf unserer Fahrt schien der Tod so nahe!

Im Kampfe mit Bär und Walroß

Entdeckung von Jagdgründen

Das sturmgepeitschte Meer rollte in schweren Seen; nach dem Ozean zu liefen sie tosend gegen den Horizont. Auf unserer vergeblichen Suche nach Nahrung längs der Südküste von Jones-Sund zu Anfang September hatten wir Felsenhöhlen und Abhänge umfahren, wo wir Schutz suchen konnten, wenn unserem gebrechlichen Fahrzeuge, auf dem wir den Stürmen des Ozeans und unsichtbaren, unterseeischen Eisriffen trotzen, ein Mißgeschick zustossen sollte.

Wir hatten uns rohe Waffen gemacht und waren bereit, das Wild anzugreifen. Wir waren dem Hungertode nahe, denn weder Land noch See zeigten irgendein Lebewesen.

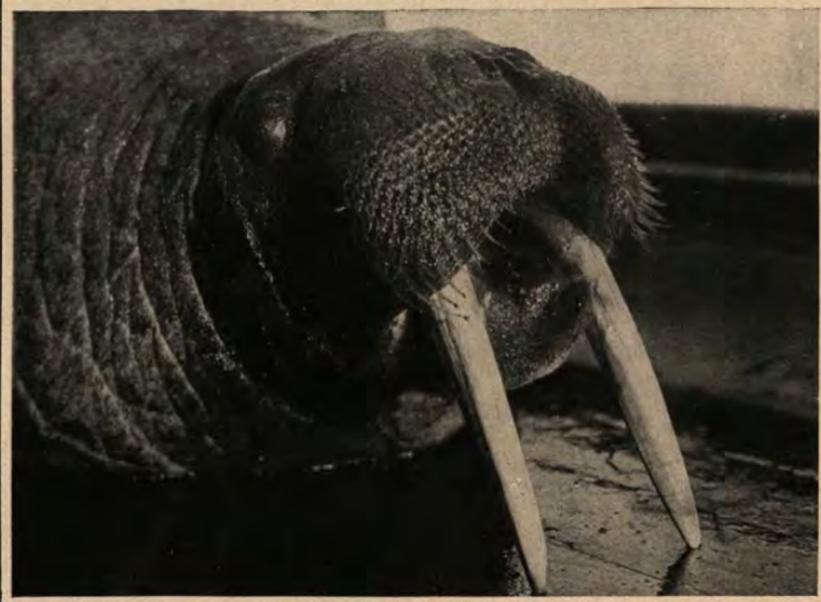
Unsere Lage war verzweifelt. Auf unserer Fahrt war es oft notwendig, wie auch jetzt, von dem nahen Zufluchtsort auf niedrigem Strande fortzurudern und steile Klippen und drohend seawärts wandernde Gletscher zu passieren. Nirgends war ein schützender Vorsprung, und, unsere Angst bezwingend, fuhren wir vorüber. Ein plötzlicher Sturm oder sonstiges Mißgeschick würde den Tod in der eisigen See bedeutet haben, und obgleich verdrossen und von Hunger geplagt, hingen wir doch sehnsüchtig am Leben.

Wir passierten einen Gletscher, der wenige hundert Meter sich aus der grünen See hob, und mächtige Wogenberge rollten vom fernen Ozean heran. Riesige Eisberge hoben und senkten sich gegen den fernen Horizont, wie verderbenbringende, titanische Schiffe. Die Wellen rollten gegen die grünen Mauern des weichen Eises, das, den Säulen des Herkules gleich, aufragte, mit donnern-dem Getöse. Unser gebrechliches Boot wurde von den Wogen hin und her geworfen, daß uns aller Mut sank.

Plötzlich durchstieß ein weißes, glitzerndes Etwas den Boden



Zurück zu Land und Leben /
Erwachen beim Schlag der Schneekammer



Im Segelleinenboot nach Kap Sparbo /
Der Preis eines 15stündigen Kampfes

unseres Bootes! Es war der gefährlich blitzende Stoßzahn eines Walrosses. Bevor wir noch die Situation zu überschauen vermochten, war es verschwunden, und das Wasser schoß in unser Fahrzeug. Es war das erste Walroß, das wir seit einigen Wochen gesehen hatten. Ein unter diesen Umständen sinnloser Gedanke, Jagd auf das Walroß zu machen, durchschloß uns; es war die instinktive Eingebung des nahrungsgierigen Körpers. Aber mit jeder Sekunde stieg das Wasser höher, jede Minute wurde gefahrvoller. Instinktiv drückte sich Arwilah auf den Boden des Bootes und stemmte sein Knie in das Leck, dieses beinahe gegen das Eindringen des Wassers schließend. Schweigend sah er mich an und erwartete weitere Befehle, doch der Gletscher bot keine Haltestelle. Als ich, fast von Sinnen, eifrig suchte, bemerkte ich seewärts, einige hundert Meter entfernt, eine kleine Scholle Treibeis. Mit dem Verlangen zum Leben in unseren Armen, steuerten wir mit aller Kraft drauflos, doch bevor wir unser Boot auf seinen glatten Landungsplatz ziehen konnten, standen in ihm mehrere Zoll Wasser. Noch einige Ruderschläge, und wir atmeten erleichtert auf. Mit dem Stück eines Stiefels wurde das Leck abgedichtet. Obgleich wir vorgezogen hätten, zu warten, um dem Walroß einen größeren Spielraum zu geben, zwangen uns die höher werdenden Wogen der stürmischen See und die seewärts gehende Drift, die gefährvollen Eisklippen zu verlassen.

Nachdem wir das Boot zu Wasser gebracht hatten, steuerten wir dem Lande zu. Wir hatten noch eine Strecke von etwa 5 km zurückzulegen, ehe wir aller Fährlichkeiten überhoben waren. Eine Schar Walrosse folgte uns in dem bewegten Wasser in halber Entfernung. Schließlich wurden wir von dem weißen Kamm einer hohen Woge auf festes Land gesetzt. Das Boot hinter uns herziehend, liefen wir, um dem Bereich der gierigen Wellen zu entgehen, und sanken auf das Gras, verzweifelt, hoffnungslos, aufs äußerste ermattet, aber in Sicherheit.

Jetzt folgte ein langer Weg voll Hungerleiden. Wir suchten Land und Wasser nach einem Vogel oder Fisch ab. Wir hatten zu Boot eine wüste Küste erreicht und lagen nun auf Fahlen

felsen, ohne jeden Schutz, und löschten unseren Durst mit Eiswasser, bis der Magen nicht mehr wollte. Überall grinste uns der Hungertod entgegen, ob wir in eine unbekannte Bucht steuerten, ob wir unser Boot auf grasbewachsenen Strand zogen oder uns darin zum Schlafe niederlegten, der vielleicht unser letzter war.

Wir erwachten durch das erfreuliche Geräusch ferner Walroßlaute, und durch die Kiefer gewahrten wir weitab vom Strande ein Rudel mitten auf dem Packeise. Unser Herz hüpfte vor Freude, ein Blutstrom schoß uns zu Kopf, und unser Körper wurde von neuer Lebenskraft angefeuert, wie wir es seit Monaten nicht kannten. Ein halbverhungertes Wolf konnte nicht rascher dem Schrei des Wildes folgen, als wir es taten. Schnell ließen wir das Boot mit den Gerätschaften ins Wasser und steuerten fort von dieser Hungerküste, im Vorgesmack frischen Fleisches.

Der Tag war herrlich, und die im Westen stehende Sonne überflutete alles mit goldigem Lichte. Nur ab und zu störte ein gischtiger Wogenkamm das durchsichtige Blau, das unser Boot durchfurchte. Das Eis war etwa 8 km nordwärts; in unserem Verlangen, es zu erreichen, erschien die Entfernung vervielfacht. Meilenweit im Umkreis war keine Eisscholle, die wir im Falle eines Angriffs hätten als Zufluchtsstätte aufsuchen können. Doch das beunruhigte uns jetzt nicht, denn wir waren gegen alles abgestumpft, außer gegen die Forderungen unseres knurrenden Magens.

Als wir näher herankamen, setzten wir unseren Feldzugsplan endgültig fest. Die Tiere lagerten auf einer niedrigen Scholle, die allmählich zwischen das Hauptpackeis geraten zu sein schien. Wir trachteten nach einem kleinen Einschnitt des Eises entgegen der Windrichtung, wo wir zu landen und uns hinter Eiserrhebungen heranzuschleichen hofften. Unser Ruderschlag ging in dem Geräusch des Trümmereises und dem Schreien der Walrosse verloren.

Die Eskimos waren in solcher Aufregung, daß sie kaum die Riemen handhaben konnten. Es waren die ersten Laute der Einöde, die wir seit vielen Monaten gehört hatten, und wir wußten

ihre Bedeutung genügend zu schätzen. Endlich war das Boot aufs Eis geschoben, und wir suchten zwischen den Eisblöcken nach günstiger Stellung. Alles lag zu unseren Gunsten. Nicht einen Augenblick dachten wir an ein Mißlingen, obgleich in Wahrheit unser Plan, mit diesen Jagdgeräten in der Sand, dem Angriff auf einen Elefanten mit dem Taschenmesser gleichbedeutend war. Hinter einer ungewöhnlich hohen Eiszacke, nur einige hundert Meter von der Herde entfernt, kamen wir zusammen. Zehn riesige Tiere lagen hingestreckt im warmen Sonnenschein. Einige lebhaftere, junge Tiere quälten ihre schlafenden Mütter. Hier war gerade eine günstige Reihe von Eiserhebungen, hinter denen wir in guter Deckung vordringen konnten. Harpune und Leine in festem Griff, gingen wir vor, als Itukischuk plötzlich rief: „Nannuk!“ (Bär!).

Wir hielten an. Unsere Jagdgeräte waren für den Angriff auf einen Bären nicht geeignet, doch wir waren zu hungrig, um umzukehren. Der Bär schenkte uns keine Beachtung. Seine Schnauze witterte etwas, was ihm besser gefiel. Langsam und bedächtig schlich er auf die schnarchende Herde zu, während wir ihn voll Wut und Neid beobachteten. Unsere Lage war aussichtslos. Der Bär reckte seinen langen Hals vor, die gleißenden Tatzen schlossen sich, und ein junges Walroß zappelte in der Luft. Alle Tiere erwachten, aber zu spät, um sich zu verteidigen. Mit Bedauern und Wut sahen wir die Walrosse im Wasser untertauchen, und der Bär schlich in sicherer Entfernung fort, wo er sich zu leckerem Mahle niederließ. Wir waren zu unwichtig, um den Bären oder die erschrockene Herde der Riesentiere zu interessieren.

Unsere Glieder waren wie zerschlagen, als wir zu unserem Boot zurückkehrten. Der lichte Sonnenschein auf dem Wasser war durch die Gefahr, die von seiten der erregten Tiere drohte, getrübt. In weitem Bogen steuerten wir zu der fahlen Küste, von der aus wir stets Eisschollen als Zufluchtsort im Bereich hatten.

Die Nacht an Land war unfreundlich und kalt, und wir konnten nicht schlafen. In einer Wasseransammlung bemerkten wir sich etwas bewegen, und nach kurzem Beobachten des schnellen Hin-

undher schienen es Fische zu sein. Nach eifrigem Suchen unter den Steinen brachten wir einige Hände voll dieser kleinen Tiere hervor. Dankerfüllt sah ich, daß hier ein Abendessen winkte. Wir griffen zu und vertilgten die kleinen, zappelnden Dinger roh, denn sie zu kochen war nicht möglich, da wir weder Öl noch Holz hatten.

Am nächsten Tage brannte um Mittag die Sonne mit richtiger Hitze, nicht mit jenem trügerischen, wärmelosen Schein, der seit Wochen Tag und Nacht in gleichem Glanze gestrahlt hatte. Kein Lufthauch kräuselte den blauen Flimmer des Meeres, auf dem verstreute Eisstücke trieben. Das Mitteleis war weitab, aber auf ihm lagen mehrere verdächtige dunkle Punkte, die wir mit Hilfe der Rieker als eine Gruppe von Walrossen feststellten, die augenscheinlich schliefen, da wir nichts von ihrem Schreien hörten. Sie lagerten so weit voneinander, daß auf sie eine Jagd unbeeinträchtigt, sowohl von Bären wie von Menschen ausgeführt werden konnte.

Mit wilder Begierde zogen wir zu diesem Abenteuer aus, die durch Genuß der rohen Fische noch gesteigert wurde. Als wir weiterkamen, bemerkten wir noch mehrere andere Rudel im Wasser, die uns große Sorge machten. Die Tiere schienen nicht übelgelaunt, aber gefährlich neugierig. Unser Boot war von dunkler Farbe und nicht größer als der Körper eines ausgewachsenen Walrossmännchens. Außerdem glich es, wie ich vermute, einem von ihresgleichen, das krank war oder schlief. Der Anblick des Bootes erweckte ihre Neugier, und sie näherten sich uns mit der peinlichen Absicht, mit ihren Stoßzähnen die Festigkeit des Segeltuchs zu prüfen. Solche liebenswürdigen Tölpelereien kannten wir bereits zur Genüge und waren kaum dem Ertrinken entronnen, so daß wir kein Verlangen nach weiteren Walross-Höflichkeiten empfanden.

Zum Glück konnten wir ebenso rasch vorwärtskommen wie die Tiere, und ringsherum waren so viele Eischollen, bei denen wir warten konnten, während ihre Neugier durch das Platschen eines gelegentlichen Steinwurfs befriedigt wurde.

Von einem Eisberge aus beobachteten wir die verschiedenen Rudel der Walrosse, welches etwa von ihnen für unsere primitive Angriffsart das geeignetste wäre. Wir suchten alles nach uns störend dazwischen kommenden Bären ab, konnten aber keinen entdecken. Insgesamt zählten wir mehr als hundert pustende, schnar-chende Tiere, die sich, wie düstere Flügel, längs des niedrigen Eises abhoben. Hier gab es keine Flügel oder Preßeiserhebungen, unter deren Schutze wir hätten vorgehen können bis zu dem kurzen Abstände, den unsere Sarpunen erforderten. Alle Eisschollen, auf denen die Walrosse lagerten, trieben und waren ohne Verbindung mit dem Hauptpackeise. Einander entgegengesetzte Strömungen gaben jedem Rudel eine etwas verschiedene Bewegung, die wir kurze Zeit beobachteten.

Wir hofften, wenn möglich, unseren Angriff vom Eise aus zu machen. Mit der Sicherheit eines festen Fußpunktes war keine Gefahr vorhanden, wohl aber eine größere Gewißheit des Erfolges. Aber die Schnelligkeit der Eisdrift an diesem Tage gestattete uns diesen Vorteil nicht, und wir mußten einen Wasserangriff riskieren. Das ist keine ungewöhnliche Jagdmethode des Eskimos, aber er folgt dann im Kajak, und Sarpune und Leine sind mit einem Holzklotz und einem Aufzug für das Leinenende versehen. Unser Gerät war nur ein Notbehelf und konnte nicht in gleicher Weise gehandhabt werden.

Hier waren Nahrungsmittel in riesiger Menge; seit vielen Wochen hatten wir kein Frühstück und keine Vollmahlzeit gehabt. Es mußte also etwas geschehen. Die allgemeine Eisdrift lief ostwärts, aber die Eisschollen, auf denen die Walrosse lagerten, trieben etwas rascher als die Hauptmasse des Eises. Längs des Packeises waren einige hohe Punkte, die sich erheblich seewärts erstreckten. Wir nahmen hinter diesen wogenden Vorgebirgen unsere Stellung mit dem Leinenboot und erwarteten das Herantreiben der schlafenden Ungetüme.

Die Bewegung war langsam genug, um uns reichlich Zeit zur Vorbereitung unseres Schlachtplanes zu lassen. Den weitaus wichtigsten Teil unseres Jagdgeräts bildete die Leine, ging sie

verloren, so konnten wir nicht mehr hoffen, den Winter zu überleben. Sie konnte nicht wieder ersetzt werden, und ohne sie konnten wir uns nicht mit den Tieren in See oder auf dem Lande messen. Es war eine neue, ungegerbte, starke Leine aus Seehundleder von stattlicher Länge, die besonders für solche Zwecke aufbewahrt worden war. An die Harpune befestigt und mit einem sorgfältig angebrachten Schwimmer versehen, geht sie selten verloren, denn dieser bewegt sich und gestattet kein plötzliches Losreißen.

Zur Sicherung der Leine wählten wir eine Eischolle, die nur wenige Ellen im Durchmesser hatte, damit sie als Schwimmer und Winde zugleich dienen könne. Mit dem Messer hatten wir zwei Ringe ins Eis geschnitten und die Leine nahe seiner Mitte befestigt. Das Harpunenende nahmen wir ins Boot, während das andere Ende aufgerollt auf dem Eise blieb, so daß wir es vom Boote aus später leicht aufholen konnten. Durch diese Anordnung waren drei wichtige Bedingungen erfüllt, und die Leine war vor einem plötzlichen Anreißen geschützt; riß sie dennoch, so war nur die Hälfte verloren, und das unbeschädigte Ende konnte als Verbindung mit anderen Eischollen dienen, sobald sich die Jagd ihrem Ende näherte.

Nun setzten wir die Harpune auf den Schaft und machten unser kleines Vier-Meter-Boot zum Kampfe klar. Als wir dann über den Eiswall lugten, sahen wir die Eischollen mit den darauflagernden Tieren langsam auf uns zukommen. Unsere Aufregung steigerte sich bis aufs äußerste, aber unsere Nerven wurden vom Jünger in Zucht gehalten. Die Scholle mußte, das war klar, in einer Entfernung von etwa fünfzehn Fuß an uns vorbeitreiben.

Diese erste Gesellschaft von Walrossen ließen wir vorüber, denn sie erwies sich als eine Herde von einundzwanzig mammutartigen Geschöpfen, und wenn auch weit entfernt von der Gefahr ihres Angriffs, würde doch ihr unerwarteter Sprung ins Wasser die See so erregt haben, daß sie uns überflutet hätte.

Auf der nächsten Scholle waren nur drei Flecke. Aus der Entfernung, so redeten wir uns ein, waren die Tiere nur klein, denn

wir legten keinen besonderen Wert auf einen heroischen Angriff. Tausend Pfund Fleisch genügten uns vollkommen. Als wir genauer zusahen, schienen es die größten Männchen der Herde zu sein. Bei ihrem Herankommen griffen wir zu den Sikkoryemen und schossen hervor. Alle erhoben sich, um auf uns loszugehen, und ihre elfenbeinartigen Stoßzähne glänzten aus dem kleinen Kopf mit dem riesigen, fettwulstigen Nacken heraus. Sie fauchten und schnoben fürchterlich, aber die Geschwindigkeit des Bootes ließ nicht nach. Itukischuk sprang auf, und mit furchtbarem Stoß senkte er die Sarpune tief in den feisten Nacken.

Die Walrosse überschlugen sich gegenseitig und tauchten auf der entgegengesetzten Seite der Scholle ins Wasser. Wir drängten auf die leer gewordene Eisscholle, ohne das Boot zurückzulassen, und riskierten lieber, daß dieses vom Eis als von einem Walroststoß durchlöchert würde. Im Nu kam die kurze Leine herauf, die Eisscholle fing an, die See zu durchfurchen, aber nach dem Lande zu. Welch ein Glück! Ich war gespannt, ob das Walroß uns und seinen eigenen Leib zum Ufer schleppen würde. Wir hatten nicht übel Lust, diese Bewegung landwärts zu unterstützen, aber wir trauten uns nicht an das Wagnis. Andere Tiere waren durch den Kampf ruhe erwacht, und nun begann die See zu wallen und zu wogen von wütenden, springenden rotäugigen Ungetümen.

Die Eisscholle nahm einen Zickzackkurs nach der offenen See hin, eine Bewegung, die wir angstvoll verfolgten. Unsere nächste Mahlzeit und letzte Lebenshoffnung standen auf dem Spiel, doch dabei konnten wir jetzt nichts ändern.

Die drei Tiere blieben beieinander, zwei hielten das verwundete mit keuchendem Atem oben. Trotz ihrer Aufregung vergaßen sie nicht, ihre Last zu tragen oder sich bedächtig zu einem Angriff zu entschließen. Jetzt richteten sich drei schreckliche Rachen gegen uns, was sehr zu unserem Vorteil war, denn auf dem Eise waren wir die Herren der Situation.

Unbemerkt nahmen wir unsere Stellung ein und erwarteten den Angriff, die Eskimos mit Lanzen, ich mit der Bergart. Die Walrosse kamen wie Torpedos aus der Tiefe geschossen und er-

hoben sich, fast vor unseren Nasen, mit einem Lärm, daß wir beiseitesprangen. In einer Sekunde bohrten sich zwei Lanzen in den Leib des harpunierten Tieres. Die Wellen spritzten auf, und die drei gingen in die Tiefe, während die Lanzen mit den daran befestigten Leinen zurückgerissen wurden. Im nächsten Augenblick waren wir für einen Angriff von der anderen Seite gerüstet. Aber sie kamen herauf und stießen die Eisscholle, auf der wir gewesen waren, mit lautem Krachen gegen die, auf der wir standen.

Sier hatten wir zunächst den Vorteil, das unbenutzte Ende der Leine, die an der anderen Scholle befestigt war, in Sicherheit zu bringen. Arwilah sprang hinüber und warf mir die Leine zu; das spitze Ende der Bergart wurde mit der daran befestigten Leine ins Eis getrieben, so daß jetzt die beiden Schollen zusammenhielten. Die Fläche, auf der wir hantierten, war so vergrößert, und wir hatten den Vorteil, von den Tieren, mit denen wir kämpften, geschleppt zu werden.

Nun war der gemächliche Sport des Fisches mit der wilden Aufregung des Kampffeldes in einer neuen Art von Jagd vereinigt. Der aussichtsvolle Kampf zog sich in die Länge, doch die Zeit verging rasch. In sechs Stunden, während derer die Sonne ein Viertel ihres Kreislaufes vollendete, wurde unsere Doppelscholle mit der Schnelligkeit eines Kanonenbootes durch das Wasser gezogen. Die Schlepplleine, die unser wütender Lotse mit sich führte, ließ uns einen Lebenstrieb empfinden, der unsere Herzen freudig klopfen ließ. Die Lanzen wurden bereit gehalten, die Leine verkürzt, eine Kanonade mit Eisstücken aufgenommen, aber das Tier zeigte keine Zeichen der Ermattung. Als wir sahen, daß wir ihm keine gefährlichen Wunden beibringen konnten, veränderten wir unsere Taktik in einen Belagerungszustand und versuchten, das Tier nicht mehr zum Atmen kommen zu lassen.

Bis Mitternacht begann die Leine nicht nachzugeben, obgleich der Kampf schon fast zwölf Stunden dauerte. Doch wir fühlten weder die Anstrengung unserer Tätigkeit, noch störte uns unser chronischer Hunger. Eisstückchen löschten unseren Durst, und die

Kälte der Nacht bewahrte uns vor dem Schwitzen. Mit jedem Aufkommen des Ungetüms, um von neuem Atem zu schöpfen, lockerte sich die Leine und wurde rasch eingeholt und versichert. Dann hagelte ein Regen von Eisstücken in rascher Folge nieder und trieb die fauchenden Tiere in die Tiefe zurück. Bald war die Leine kurz genug, um auf das gefangene Walroß aus nächster Nähe mit Lanzen eindringen zu können. Das verwundete Tier war jetzt wenig gefährlich, aber die anderen tobten unter uns wie Unterseeboote und schossen gerade im unerwarteten Augenblick wild empor.

Immerhin wollten wir einen Angriff nicht versuchen, und all unsere Aufmerksamkeit war auf das Ende unserer Leine gerichtet. Bei jeder Gelegenheit wurden die Lanzen geschleudert, und nur selten verfehlten sie ihr Ziel, aber der Effekt war wie der der Sporen beim Pferde: sie wandelten einen auf uns beabsichtigten Angriff in ein verzagtes Hinabtauchen in die Tiefe und beraubten das Walroß des Sauerstoffs.

Endlich, nach einem geradezu krampfhaften Zweikampf von fünfzehn Stunden, wurde der wütende Rachen blau, die feurigen Augen matt, und der Sieg war unser — nicht ein Erfolg des Stahls allein, nicht der brutalen Gewalt, sondern ein Ergebnis des höheren Könnens der vom Hunger getriebenen Bestie Mensch.

Während dieser ganzen Zeit trieben wir, und jetzt, wo der Kampf beendet war, befanden wir uns an einer Stelle, die etwa 5 km von unserem Lager südlich lag. Sicheres Packeis war massenhaft in der Nähe. Eine primitive Winde wurde hergestellt, indem wir die Leine durch die Nasenlöcher des Walrosses und die Ringlöcher im Eise fierten. Der riesige Körper, der vielleicht dreitausend Pfund wog, wurde auf das Eis gezogen und in handliche Stücke zerlegt. Bevor die Morgensonne ihre Strahlen hernieder sandte, war alles sicher an Land gebracht.

Reichlich mit Tran versehen, machten wir jetzt zwischen zwei Felsen ein Lagerfeuer an, bei dem Moos als Docht diente. Bald wurde ein Topf saftigen Fleisches nach dem anderen gierig verteilt. Wir aßen mit einem unsinnigen, gemeinen und unstillbaren

Zeißhunger und sprachen kaum. Die letzten Bissen hinunter-schlingend, versteckten wir die riesigen Haufen von Fleisch und Speck unter schweren Felsblöcken, so daß sie — wie wir meinten — gegen Bären, Wölfe und Füchse wohl verwahrt seien.

Als wir nicht mehr imstande waren, weiter zu essen, machten wir uns in dem Boote Lagerplätze, gleich anderen gefräßigen Tieren, nachdem sie sich vollgeschlungen haben, und schlossen unsere Augen zu einem langen Verdauungsschlaf. Für den Augenblick wenigstens hatten wir unsere gastronomischen Tiefen ausgefüllt, wir waren mit uns selbst und einer Welt bitteren, unmenschlichen Daseinskampfes zufrieden.

Nach ungefähr fünfzehn Stunden weckte uns plötzlich ein Geräusch in der Nähe des Lagers. Wir sahen einen riesigen Bären um unsere Feuerstelle schnüffeln, wo wir einen ausgesuchten Walroßbraten im Gewicht von etwa hundert Pfund für unser nächstes Mahl liegengelassen hatten. Wir alle sprangen rasch auf unter lautem Geschrei, als wollten wir einen Angriff machen. Der Bär nahm das Fleisch in seine Vorderpranken und ging, wie ein Mensch, auf zwei Beinen unter bedrohlichem Brummen davon. Er bewegte sich langsam und bedächtig, doch hielt er das Fleisch fest umschlungen; ab und zu drehte er sich um, mit einer nickenden Wendung seines Kopfes und wildem Gebrumme. Wir aber nahmen diese Herausforderung nicht an. Nachdem er sich etwa dreihundert Ellen auf dem See-Eise entfernt hatte, setzte er sich gemächlich nieder und vertilgte die uns zustehende Mahlzeit.

Mit Lanzen, Pfeilen und Bogen und Steinen in der Hand überschritten wir einen niedrigen Hügel, hinter dem unser Versteck wertvollen Fleisches lag. Hier sahen wir zu unserem großen Schmerz zwei andere Bären, die Köpfe zu Boden gesenkt und mit den Tatzen eifrig in unserem Versteck grabend. Wir waren nicht gerüstet, um bei einem Überfall handgemein zu werden. Aber unser Leben stand ebenso auf dem Spiel, wenn wir sie angriffen oder wenn der Angriff mißlang. Einige Verteidigung mußten wir ergreifen. Durch Geschrei und wildes Vorstürmen lenkten wir die Aufmerksamkeit der geschäftigen Bestien auf uns

Sie erhoben die Köpfe, drehten sich um und trotteten, zu unserer Freude und Erleichterung, brummend seewärts auf das Eis. Jeder Bär hatte ein großes Stück von unserem Fleischvorrat mitgenommen.

Als wir zu dem Versteck gelangten, fanden wir es gänzlich ausgeraubt. Viele andere Bären hatten hier gehaust, und Schnee und Sand waren von ungezählten Bärenkrallen zertrampelt. Unser herrliches Versteck vom Tage zuvor war gänzlich verloren; vor Wut und Enttäuschung hätten wir weinen mögen. Eine Sache aber wurde uns klar, daß das Leben hier jetzt ein Kampf mit den Bären um die Oberherrschaft sein mußte. Mit unseren paar Patronen waren wir absolut nicht imstande, uns in Kämpfe mit den Bären einzulassen. So verhöhnt und nicht fähig, den Raub zu rächen, hatten wir wieder den Hungertod vor Augen; wir packten unsere wenigen Gabseligkeiten zusammen und zogen westlich über Braebugten nach Kap Sparbo.

Stiergefechte mit Moschusochsen

Das Winterlager bei Kap Sparbo

Als wir die große Bucht im Osten von Kap Sparbo kreuzten, waren unsere Blicke auf die beiden riesenhaften Urgesteinfelsen gerichtet, die eine hervorragende Landmarke bilden, da sie sich plötzlich zu einer Höhe von über 2000 m erheben. Sie erscheinen wie zwei Gebirgsinseln, die aus dem Wasser emporsteigen. Näher herankommend, fanden wir jedoch, daß die Inseln mit dem Hauptland durch niedrige, grasbedeckte Flächen in Verbindung stehen, also eine Halbinsel bilden. Das grasbedeckte Land schien so recht als Weideplatz für Karibus und Moschusochsen geschaffen. Die See davor war, wie wir bemerkten, seicht, weshalb ich vermutete, daß es eine anziehende Gegend für Walrosse und Seehunde sein müßte.

Als wir uns langsam über kristallklares Wasser dem Lande näherten, entdeckten wir bald, daß unsere Annahme richtig war.

Wir ruderten auf eine große Herde Walrosse los und rüsteten uns für den Kampf. Plötzlich aber wurde die See erregt, der Wind wuchs, und wir sahen uns gezwungen, die Jagd aufzugeben und am nahen Lande Schutz zu suchen.

Wir erreichten Kap Sparbo am Jones-Sund früh im September. Unsere Zunde waren fort, und unsere Munition bis auf vier Patronen dahin, die ich heimlich für den alleräußersten Notfall verwahrte. Unsere Ausrüstung bestand aus einem halben Schlitten, dem Leinenboot, einem verbrauchten Seidenzelt, einigen Feldkesseln, Zinntellern, Messern und Zündhölzern, während unsere Kleidung in Fetzen hing.

Kap Sparbo mit seinen riesigen Granitmauern lag leewärts. Wir bemerkten eine kleine Bucht, in der wir bei ruhigem Wetter die Felsen zu erreichen vermochten, auf denen ein kleiner, grüner Streifen war, den wir als günstigen Rastort für uns und unser

Boot in Aussicht nahmen, damit wir unsere Pelze hineinlegen und sicheren Schutz vor dem scharfen Winde finden konnten.

Als wir gelandet waren, fanden wir zu unserer Überraschung, daß an dieser Stelle ein Eskimodorf gestanden hatte. Eine Reihe alter Iglus lag teilweise unter Wasser, was auf eine recht alte Zeit der Ansiedlung schließen ließ, denn seit dem Fortzug der Erbauer dieser Iglus war die Küste um mindestens fünfzehn Fuß zurückgetreten. Etwas höher hinauf waren einige weitere Ruinen.

Kurz nach unserer Ankunft suchten wir einen günstigen Platz, vor Wind und Kälte geschützt, um dort später das Winterlager aufzuschlagen. Bei unserem Suchen fanden wir eine Kellerartige Höhle, deren einer Teil aus der Erde herausgegraben war, und über dem aus Steinen und Rippen ein jetzt eingestürztes Dach errichtet gewesen war.

Der lange Winter stand vor der Tür. Wir waren etwa 500 km von Annoatok entfernt, und die kommende lange Polarnacht machte es notwendig, hier haltzumachen, denn wir mußten Nahrung und Kleidung haben. Wir kamen jetzt auf Moschusochsen, die wir mit Felsstücken zu erlegen versuchten oder mit Pfeil und Bogen, die wir aus dem Sickerholz unseres Schlittens angefertigt hatten. Tag für Tag war die Verfolgung vergeblich gewesen, und hätten wir nicht ab und zu Eidergänse mit Wurf- oder Stell-schlingen gefangen, so wären wir gänzlich ohne Nahrung geblieben.

Mitte September setzten Schnee und Kälte mit einer Säufigkeit ein, daß wir die Jagd für einen Tag verschoben und zunächst die Kellerhöhle ausgruben und Rasensoden stachen, bevor andauernder Frost diese Arbeit unmöglich machte. Knochengeräte wurden zum Graben aus den am Strande aufgefundenen Skeletten angefertigt. Zusammengewehrter Sand und Kies nebst einigem Gras und Moos wurden allmählich aus der Höhle entfernt. Wir fanden darunter zu unserer größten Freude gerade den Untergrund, den wir suchten; eine erhöhte Plattform, etwa sechs Fuß lang und acht Fuß breit, mit passendem Haken für die Lampe, und der Fußboden lag fertig da. Die Höhle war augenscheinlich für eine kleine Familie berechnet gewesen. Die Mauern von etwa zwei Fuß

Höhe bedurften geringer Veränderung. Ein weiterer Fuß wurde hinzugefügt, der den Boden hiermit verband. Wir stachen eine Menge Soden aus und ließen diese an der Sonne trocknen, um sie für das Dach zu verwenden.

Als wir damit beschäftigt waren, die Steine herauszunehmen und die kerkerartige Höhle zu säubern, überfiel mich plötzlich ein lähmender Schreck, denn als ich einige Überbleibsel wegräumte, sah ich aus dem schwarzen Erdreich den hohläugigen Schädel eines Menschen mich angrinsen. Dieses Zeichen des Todes, dieses unheimliche Ding, war mir ungemein fatal; dieses Omen bedeutete nichts Gutes. Aber die Tatsache, daß diese vergessene Höhle von Menschenhand als Zufluchtsstätte oder als Grab für dieses Skelett angelegt war, gaben dem Ganzen wieder einen versöhnlichen Zug. Nicht weitab vom Ufer fanden wir frische Walrippen, mit denen wir das Sparrenwerk des Daches herstellten, das dann später mit Grassoden und Moos gedeckt wurde. Dann errichteten wir eine Mauer aus Felsstücken ringsherum als Schutz gegen Stürme und Bären, und so war unser Winterquartier fertig. Jetzt war es dringend nötig, Nahrungsmittel zu beschaffen. Ringsumher war Wild im Überfluß, doch meistens Großwild. Auf dem Lande gab es Bären und Moschusochsen, in See Walrosse und Wale. Was aber konnten wir, ohne Sunde und Gewehre, anfangen?

Die erste Waffe, die wir ersannen, waren Pfeile und Bogen, mit deren Hilfe wir uns wenigstens einiges Kleinwild beschaffen konnten. Durch unseren Schlitten hatten wir Hickoryholz von bester Qualität, und welche Holzart hätte geeigneter sein können? Wir hatten Sehnen und Riemen von Seehundsleder für Stricke, aber kein Metall für Pfeilspitzen. Wir versuchten Knochen, Horn und Elfenbein, aber alles war praktisch nicht verwendbar. —

Eines Tages betrachtete Itukischuk sein Taschenmesser und gab den Rat, die Seitenklingen als Pfeilspitzen zu benutzen. Dies taten wir, und die Klingen wurden mit der Feder in ein knöchernes Gefäß gesteckt. So wurden zwei Pfeile mit Spitzen versehen, und mit den fertigen Waffen gingen die beiden Eskimos auf die Jagd. Nach Verlauf von wenigen Stunden kehrten sie mit einer

Widergans und einem Hasen zurück. Freude herrschte im Lager, als wir das Fleisch zerteilten und, ohne es zuvor zu kochen, verpeisten.

Am Tage darauf sahen wir zwei Moschusochsen längs der Moräne eines zerstörten Gletschers grasen. Der Moschusochse ist ein friedliebendes Tier und vermeidet Streit, wenn er aber zum Kampf gezwungen wird, so ist er einer der verzweifeltsten und gefährlichsten Kämpen der arktischen Einöden. Er versteht und verteilt die verderblichsten Stöße aller gehörnten Tiere. Kein spanischer Stier der Pampas, kein Büffel der Ebene hat weder ein so aufragendes Horn noch die Intelligenz, seine Feinde aufzuspießen, wie dieser harmlos dreinschauende Stier der Eiswelt. Die Intelligenz ist eben der wesentliche Faktor, denn wer die Moschusochsen eine Zeitlang unter den verschiedensten Verhältnissen beobachtet hat, kommt dazu, ihren fast menschlichen Intellekt und die Anwendung ihrer übermenschlichen Kraft zu bewundern.

Unsere einzigen Angriffsmittel waren Bogen und Pfeil. Die Burschen schlichen hinter den Felsen bis auf wenige Schritte von den ahnungslosen Tieren heran, dann spannten sie die Bogen, und die Pfeile schossen mit einer Gewalt und Treffsicherheit, wie sie nur der hungrige Wilde meistern kann. Aber Pelz und Haut der Tiere waren zu dick. Die Moschusochsen sprangen auf und stellten ihre Angreifer. Jeder Pfeil, wie er kam, wurde mit Füßen und Zähnen in Splitter zernichtet.

Als die Pfeile sämtlich verbraucht waren, versuchten wir es mit einem noch primitiveren Jagdgerät, denn wir nahmen die Wurfgeschlinge, mit großen Steinen, in Gebrauch. Doch diese Wurfgeschosse nahmen die Moschusochsen als natürliche Abbröckelungen auf und gingen einige Schritte auf einen Granitfelsen zu, an dem sie ihre Hörner schärften und die weitere Entwicklung der Dinge abwarteten. Sie hatten keinerlei schwere Verletzungen davongetragen und machten keine Anstrengung, davonzulaufen.

Dann kam eine Veränderung. Als wir begannen, die Jagd aufzugeben, wandten sich die Tiere mit wildem Anlauf gegen uns.

Zum Glück lagen viele Felsblöcke ringsumher, hinter die wir mit großen Steinen in den Händen sprangen, um diese aus nächster Nähe zu schleudern. Bei einem wilden Ansturm kann sich der Moschusochse nicht leicht wenden, und man kann ihm unschwer entrinnen. Zwischen den Felsstücken sind zwei Beine besser als vier. Den Trick, dem Moschusochsen auszuweichen, hatte ich von den Junden gelernt, und das rettete unser Leben.

Nach einer Weile waren die Tiere der Sache überdrüssig, und wir nahmen schleunigst unseren Rückzug, mit einer neuen Lektion für das Memorial unserer Jagderlebnisse. Pfeil und Bogen waren nicht das Jagdgerät, um Moschusochsen zur Strecke zu bringen.

Der Moschusochse des Jones-Sundes ist, im Gegensatz zu seinesgleichen weiter nördlich, stets zum Kampfe bereit. Er ist oft gezwungen, Bär und Wolf in wütendem Kampfe entgegenzutreten, und seine Taktik ist so gründlich entwickelt, wie es die Notwendigkeit heischt. Selten fällt er als das Opfer seiner Feinde. Es dauerte lange Zeit, bis wir mit seiner Kampfweise Bescheid wußten, und hätten wir inzwischen kein anderes Wild erlegt, so wäre es um uns schlecht bestellt gewesen.

Sarpunen und Lanzen wurden nun zunächst fertiggestellt, und mit ihnen eilten wir, unsere Ehre in der „ah-ming-ma“-Jagd wiederherzustellen. Denn bei allem konnte der Moschusochse allein nicht unsere Bedürfnisse befriedigen. Schon nahten die Winterstürme, und wir waren nicht nur ohne Fleisch und Brennöl, sondern auch ohne Kleidung. Bei unserer verzweifelten Anstrengung, aus der Hungerregion heraus an den Atlantischen Ozean zu kommen, hatten wir alle unsere Winterpelze nebst den Schlaffäcken zurückgelassen; unsere Sommergewänder aber waren aufgetragen. Wir brauchten Tran, Sehnen, Fett und Horn.

Eines Tages sahen wir eine Herde von 21 Moschusochsen friedlich auf einer nebligen Wiese grasen, wie die Herden der westlichen Ebenen. Es war ein freundlicher Anblick, zu beobachten, wie sie sich in Familien und kleinere Rudel verteilt hatten. Die Männchen hatten einen hellbraunen Pelz, während die Weibchen und das Jungvieh mit prächtigen schwarzen Pelzen geschmückt waren.



Moschusochsen und Jagd bei Kap Sparbo



Segelleinenboot, in dem wir 1600 km zurücklegten /
Jagdbeute /
Die Höhle der 100 Doppelnächte

Es schien aussichtslos, eines der Tier zu erlegen, aber die bittere Not trieb uns vorwärts. Felsblöcke waren nicht in der Nähe, aber jeder von uns sammelte einen Armvoll Steine, mit denen wir ein plötzliches Bombardement eröffnen wollten, um sie dadurch in Unordnung auseinanderzutreiben und zwischen den Felsen zu zerstreuen.

Wir näherten uns im Schutze eines niedrigen, grasbewachsenen Sügels. Als sie uns gewahrten, gab ein Stier einen lauten Ton von sich und rannte zu seinen nächsten Gefährten, worauf sich die ganze Herde sammelte und einen Kreis, die jungen Tiere in der Mitte, bildete.

Wir machten unseren schüchternen Angriff und warfen die Steine, aber die Ochsen blieben fast bewegungslos mit gesenkten Säuptern stehen, brüllten dumpf und stampften ein wenig, sobald sie getroffen wurden, nahmen aber wieder ihre ruhige Stellung wachsam ein. Als unser Steinvorrat erschöpft war, fingen die Tiere an, ihre Stellung leicht zu lockern, was wir als eine Bewegung zum Angriff auslegten. So gaben wir unsere Bemühungen auf und zogen uns zurück.

Die Tage waren lang und die Nächte noch hell genug, um unsere Verrichtungen so lange fortsetzen zu können, als wir die Augen offen halten konnten. Der Hunger verscheuchte den Schlaf. So beschloßen wir, eine weniger große Herde von Moschusochsen in einer uns günstigeren Stellung zu suchen. Die Pirsche wurde fortgesetzt bis zu dem im Norden sinkenden Sonnenschimmer, der uns die Mitternacht anzeigte; der Kompaß war uns Uhr.

Als Itukischuk mit Pfeil und Bogen einen Hasen erlegt hatte, erstiegen wir einen Felsenvorsprung und setzten uns, um unseren knurrenden Magen zu beruhigen, ohne daß wir ein Lagerfeuer anzündeten. Von hier aus bemerkten wir ein Rudel von vier Moschusochsen, die unweit einer anderen Felsengruppe schliefen.

Das forderte zum Kampf heraus, und wir trafen nicht erst lange Vorbereitungen. Der Wind stand zu unseren Gunsten und gestattete, daß wir von der gegenüberliegenden Seite der Felsen, hinter denen wir gegebenenfalls einen geschützten Rückzug hatten,

angreifen konnten. Wir fanden auch zahlreiche kleine Steine, die jetzt einen notwendigen Teil unserer Bewaffnung bildeten. Unsere erste Anstrengung beruhte auf der Voraussetzung, daß die Tiere schliefen, doch sie lagen nur wiederkäugend da und sprangen auf, um einen Ring zu bilden, als wir herankamen. Wir stürmten mit Steinen auf sie los, so daß sie auf den Felsen Schutz suchten. Dann drangen wir weiter langsam auf die Tiere ein, ab und zu Steine werfend, um einem etwaigen Angriff von ihrer Seite zu begegnen, bevor wir hinter den Felsblöcken Schutz fanden.

Außer Bogen, Pfeil und Steinen hatten wir jetzt auch Lanzen, und diese wurden geschleudert, als die Tiere auf uns loskamen. Zwei Lanzen wurden vollkommen zersplittert, ehe wir sie mit der daran befestigten Leine zurückreißen konnten, und doch waren die Wunden keine ernstlichen.

Sierdurch erkannten wir die riesige Fähigkeit der Tiere und hielten es für leichtsinnig, die Sarpune mitsamt ihrer wertvollen Leine zu riskieren, denn wenn sie verloren war, so konnten wir sie nicht wieder ersetzen. Aber die Vernichtung zweier anderer Leinen ließ uns keine Wahl.

Arwilah warf die Sarpune, die eine Rippe traf, gegen einen Felsen zurückprallte und in Stücke ging. Glücklicherweise hatten wir eine Ersatzspitze, die wir schnell befestigten. Dann gingen wir wieder zu neuem Angriff vor.

Ein alter und ein junger Stier kamen zugleich heran. Itukischuk schleuderte die Sarpune auf das junge Tier und traf. Vorsichtigerweise hatten wir die Leine an einem Felsen befestigt, und das Tier rannte zu seinen Gefährten zurück, anscheinend nicht schwer verletzt und die Leine locker lassend. Sofort attackierte ein anderes Tier die Leine mit Hörnern, Hufen und Zähnen, vermochte aber nicht, diese zu zerreißen.

Unsere Aufgabe war jetzt, uns von den anderen drei zu befreien und mit dem einen Tier an der Leine fertig zu werden. Unsere einzige Rettung war ein plötzlicher Steinhagel, der auch Erfolg hatte. Die drei zerstreuten sich und fletterten über ein mit Steinen übersätes Vorland auf eine Klippe, wo der älteste Stier zurück-

blieb, um unsere Bewegungen zu beobachten. Der junge Stier machte verzweifelte Anstrengungen, um zu entkommen, aber die Leine aus Seehundshaut war stark und elastisch. Der glückliche Wurf einer Lanze aus nächster Nähe beendete den Kampf. Dann wandten wir uns gegen den alten Stier, der allein und in einer für uns günstigen Stellung war.

Wir sammelten Steine und warfen sie nach dem Stier, was ihn nicht wütend machte, aber seinen Angriff vereitelte. Als wir näher kamen, wich er allmählich zurück an den Rand der Klippe, wutschraubend, aber keine Miene machend, durch eine Seitenschlucht zu entkommen oder uns anzugreifen. Seine großen, braunen Augen ruhten auf uns, und seine scharfen Hörner waren gegen uns gerichtet. Augenscheinlich plante er einen verzweifelten Angriff und wich zurück, um Zeit und Platz zu gewinnen, wir aber hielten uns, nur wenige Meter entfernt, hinter sicher schützenden Felsen.

Dann machten wir, plötzlich hervorbrechend, einen gemeinsamen Angriff mit Steinwürfen, eine lange Felsenkette zum Rückzug im Auge behaltend. Unser Steinhagel hatte den ersehnten Erfolg. Der Stier wurde wütend, verlor seine Geistesgegenwart, trat ungeduldig einen Schritt zu weit zurück und stürzte plötzlich über den Rand der Klippe hinab auf einen Felsvorsprung. Vornüberlugend sahen wir, daß er ein Vorderbein gebrochen hatte, obgleich die Klippe nicht viel höher als fünf Meter war. Mit einem Lanzenstoß befreiten wir das arme Tier von seinen Leiden. Wir waren nun reich und konnten unseren von langer Hungerzeit zusammengeschrumpften Mägen gestatten, sich ordentlich auszudehnen. Der Stier ergab an 300 Pfund Fleisch und 100 Pfund Talg.

Wir nahmen den Talg und so viel Fleisch, wie wir auf unseren Rücken tragen konnten, und gingen zu unserem 16 km entfernten voraussichtlichen Winterlager. Das zurückgelassene Fleisch wurde sorgfältig mit schweren Steinen bedeckt, um es vor Bären, Wölfen und Füchsen zu schützen. Am nächsten Tage kamen wir mit unserem Leinenboot zurück und landeten etwa 7 km vom Kampfplatz entfernt. Als wir näher kamen, sahen wir zu unserem Schrecken zahlreiche Bären- und Fuchsspuren. Die Bären

hatten das Versteck geöffnet und unsere mühselig errungene Jagdbeute fortgeschleppt, während Füchse und Raben die Überreste vertilgt und nicht einmal das Fell übriggelassen hatten. Das war ein Grund zur Rache an Bär und Fuchs. Der Fuchs zahlte später mit seinem Fell, aber der Bär blieb uns bei den nächsten Gelegenheiten an Schlaueit über.

Wir wollten nun die Jagd fortsetzen, aber ohne die Sarpune zu gebrauchen. Unsere hauptsächlichste Hoffnung auf Brennöl war der Speck des Walrosses, und wenn die Sarpune zerbrach oder verlorenging, konnten wir nicht mehr erwarten, ein so mächtiges Tier wie das Walroß mit irgendeiner anderen Waffe anzugreifen. Bei der Landung hatten wir eine kleine Herde von Moschusochsen in einiger Entfernung östlich gesehen, aber die Tiere bekamen unsere Witterung und verschwanden. Wir beschloßen, sie zu verfolgen. Eines Tages fanden wir sie zwischen einer Reihe wellenförmiger Hügel, wo die zurücktretenden Gletscher zahlreiche erratische Blöcke zurückgelassen hatten. Als uns die Tiere erblickten, stellten sie sich, wie gewöhnlich, zu ihrem Verteidigungsring zusammen; es waren sieben Stück, alles große Tiere mit gewaltigem Gehörn. Es war ein scharfer Wind mit Schneetreiben, was unsere Aufgabe noch mehr erschwerte.

Wir eröffneten, wie jetzt immer, das Gefecht mit Steinwürfen, was wir auch später, als unsere Jagdmethode verbessert war, beibehielten, nur die Art und Weise des Steinbombardements wurde je nach der beabsichtigten Wirkung verändert. Wenn wir einen Rückzug der Moschusochsen wollten, machten wir einen gemeinsamen raschen Vorstoß und schleuderten zusammen die Steine auf die Herde. Wünschten wir aber, daß die Tiere in ihren Stellungen blieben und keinen Angriff wagten, so gingen wir langsam vor und warfen die Steine planlos und mehr oder minder aufs Geratewohl. Sollten die Tiere jedoch zum Angriff gereizt werden, so ging nur ein Mann vor und warf ihnen, so gut er konnte, ein großes Felsstück an den Kopf. Das war billige Munition, die sehr gut wirkte.

Diesmal war das Wild in einer für uns günstigen Stellung,

und wir gingen einheitlich vor. Sie gestatteten uns, ihnen bis auf fünfzehn Fuß nahe zu kommen, aber nicht weiter. Die Lanzen wurden mehrmals ohne Wirkung geworfen, und nach einer Weile waren wieder zwei von ihnen zerbrochen.

Nachdem wir Bogen und Pfeil, Steine, Lanzen und Harpune erprobt hatten, versuchten wir es nun mit einer anderen Waffe. Wir warfen den Lasso — aber ohne Erfolg, wegen des buschigen Saares um den Kopf und des runden Höckers im Genick. Dann versuchten wir, ihre Beine in Schlingen zu verstricken, so wie wir Mlöwen fingen, aber auch verfehlt. Dann flügelten wir weiter die Idee aus, die Schlinge über die Hörner zu werfen. Die Gewohnheit der Stiere, auf jedes Ding, was ihnen entgegengeschleudert wurde, loszustürzen, war Veranlassung, über diesen Plan nachzudenken.

In der Mitte der Leine wurde jetzt eine große Schlinge angebracht, und die beiden Eskimos stellten sich gegenüber dem Tier zu beiden Seiten auf. Sie warfen das Tau mit der Schlinge vor dem Tier auf den Boden, während ich von vorn zum Angriff reizte. Sobald das Haupt leicht gesenkt war, wurde die Schlinge gehoben, und der Stier verstrickte erst das eine und dann das andere Horn darin. Jetzt wurde schleunigst das Tau am Felsen befestigt, und durch sein Bestreben, nach vorn oder rückwärts zu kommen, zog der Stier die Schlinge immer fester. Bei jeder Lockerung wurde das Tau aufgeholt, bis sich das Tier nicht mehr bewegen konnte. Während dieses Kampfes wichen die anderen Ochsen zurück, bis auf ein Weibchen, das sich zur Wehr setzte, aber einige Steinwürfe aus nächster Nähe trieben es fort. Da hatten wir nun den Stier, wo wir ihm auf Armeslänge mit der Lanze den Garaus machen konnten. Bald fiel er vornüber, als erstes Opfer unserer neuen Methode, Moschusochsen zu fangen.

Die übrigen Tiere liefen nicht allzuweit fort, denn sie waren zu feist zum Laufen, und wir fingen zwei weitere auf gleiche Art. Diesmal nahmen wir alles Fleisch, was wir tragen konnten, zum Lager und ließen einen Mann als Wache zurück. Als wir alles unten an der Bucht hatten, fanden wir die Ladung für unser Boot

zu schwer, und so brachten wir Fleisch, Fett und Felle in zwei Ladungen zu unserem Lager, wo wir Verstecke bauten, die wir für Bären uneindringbar hielten, obgleich diese diebischen Bestien sie später doch erbrachen.

Nachdem wir unsere Lanzen repariert hatten, brachen wir nach einigen Tagen zu neuen Abenteuern auf. Es war ein herrlicher Tag. Unsere Angriffsweise war eine ungenügende, und wir wünschten die Gefahr, das Tier mit einem Lanzenstich zu erlegen, zu vermeiden, denn unser Leben stand jederzeit auf der Kippe, falls die Leine riß, und bei jedem Anziehen des Tieres fürchteten wir ihr Brechen. In solchem Falle war, das wußten wir genau, der Angreifer sicherlich sofort gespießt.

Wir waren jetzt unabhängig genug, um vorsichtiger vorgehen zu können. Ich sagte mir, daß mit der Willigkeit des Stieres, seine Hörner in die Schlinge zu stecken, diese so groß sein müsse, um sie ihm über den Nacken zu werfen und ihn so sofort zu erdroffeln. Zu diesem Zwecke wurde die Leine entsprechend verlängert.

Von den vielen Ochsenherden, die wir sahen, wählten wir die aus, die für unser Unternehmen die günstigste, wenn auch entlegenste Stellung hatte. Unsere neueste Fangart wurde mit Erfolg an einem weiblichen Tiere versucht. Als das Tier nach Atem rang, stieß es ein Stier heftig mit den Hörnern, was unseren Zweck förderte. Ein Steinhagel verscheuchte das übrige Rudel, und wir blieben allein, um unsere Beute mit dem Messer aufzuteilen.

Unsere Kampfart mit den Moschusochsen war nun bis zur Vollendung entwickelt. Im Laufe weniger Wochen hatten wir so viel Vorrat zusammengebracht, daß wir für die lange Polarnacht gut versorgt waren. Aus eigener Kraft hatten wir uns aus Hungersnot zum Überfluß verholfen. Nur der Magen mit seinen fortwährenden Ansprüchen ist es gewesen, der stets Geist und Körper zu verzweifelter Anstrengung trieb und den Mut entfachte, jeder Gefahr entgegenzutreten. Hunger ist, wie ich fand, ein mächtigerer Ansporn als Fässer voll Whisky. Mit Bogen und Pfeil sinnen wir an und versuchten, was zu versuchen möglich war, doch die

wertvollste Errungenschaft wurde unsere eingehende Kenntniss der eigenen Auffassung der Tiere von Angriff und Verteidigung.

Instinktiv wußten wir durch die Vorwärtsbewegung des Tieres, wann etwa ein Angriff auf uns gemacht werden sollte, und nie schlug unser beabsichtigter Rückzug fehl. Die Felsen, die die Tiere zu geeigneter Verteidigung aufsuchten, waren für uns gleich nutzbar, und später drängten wir sie in tiefes Wasser oder mit gleichem Erfolge in hohen Schnee. Durch Steinwürfe, und weil wir ihre eigene Taktik ausnutzten, brachten wir sie dahin, wo wir wollten. Und schließlich zwangen wir die Tiere dazu, sich durch eigene Kraft zu erdroffeln, was sicherlich die humanste Sinschlachtereie bedeutet. Drei Menschenleben wurden durch diese neue Art von Jagd gerettet, und das gab uns Mut, boshaftere, aber weniger gefährliche Tiere, den Bär und das Walroß, anzugreifen.

Der Moschusochse befriedigte jetzt viele Bedürfnisse unseres Robinson-Crusoe-Lebens. Aus den Knochen machten wir Sarpunen und Pfeilspitzen, Messerhefte und Fuchsfallen und besserten den Schlitten aus. Die Haut mit ihrem mächtigen Pelz wurde unser Bett und für das Dach unseres Iglus gebraucht; auch machten wir aus ihr allerhand Kleidungsstücke, aber ihre Hauptverwendung fand statt zu Röcken mit Kapuze, zu Strümpfen und Handschuhen. Aus der Haut, ohne die Haare, fertigten wir Stiefel, flickten die Löcher unseres Bootes oder schnitten Leinen. Haare und Wolle, die wir von der Haut entfernt hatten, wurden als Wattierung der Sandflächen in den Fausthandschuhen und der Sohlen der Stiefel an Stelle von Gras, das sonst üblich, verwendet.

Das Fleisch wurde sieben Monate hindurch ohne Abwechslung unsere Hauptnahrung. Es war von ausgezeichneter Güte und besaß einen leicht süßlichen Geschmack, etwa wie Pferdefleisch, aber weit angenehmer. Es riecht durchaus nicht wie Moschus, aber auch anders wie alles, was ich kenne. Die lebenden Tiere strömen einen Geruch aus wie unser zahmes Rindvieh. Weshalb dieses eigenartige Geschöpf gerade Moschusochse genannt wird, ist mir ein Rätsel, denn es ist weder ein Ochse, noch riecht es nach Moschus.

„Ah-ming-ma“, die Bezeichnung der Eskimos, wäre viel geeigneter. Die Knochen wurden als Brennmaterial im Freien verwendet und das Fett sowohl zur Feuerung wie zum Essen.

Unser Reichthum an Nahrungsmitteln wurde uns mit Überraschung und Entzücken klar, denn in Ermangelung von süßer oder stärkehaltiger Nahrung verlangt der Mensch nach Fett. Zucker und Stärke werden im Laboratorium unseres Körpers hauptsächlich in Fett umgesetzt, und Fett ist ein wesentlicher Faktor zur Entwicklung und Erhaltung des menschlichen Leibes. Fett ist das Konfekt der Eingeborenen, und wir teilten das Los der allerprimitivsten Wilden, indem wir ausschließlich vom Erträgnis der Jagd lebten, und gediehen ohne ein Krümchen zivilisierter oder vegetabilischer Nahrung. Unter diesen Umständen delectierten wir uns besonders an Moschusochsentalg und noch mehr an dem Mark, das wir mit der gleichen Begierde aus den Knochen sogem, wie ein Kind glücklich am Stück Kandis lutscht.

Mit einer neuen Jagdmethode in einer neuen Welt des Lebens

Das Nahen des zweiten Winters

In zwei Monaten, vom 1. September bis Ende Oktober, wo wir eine Periode von Hunger, Durst und gräßlichem Elend durchmachten, kamen wir nun zu einem Überfluß an Wild. Aber die Zeit der Untätigkeit war noch nicht gekommen. Bisher waren wir nur allzu fleißig bei der ernstesten Arbeit für die Nahrung des Lebens gewesen, um daran zu denken, daß wir tatsächlich ein neues Wunderland der Natur entdeckt hatten. Das Glück Robinson Crusoes war nicht günstiger als das unsrige, obgleich er nicht die grimmige Kälte, die endlos lange Nacht und die Plage der Bären in seinen Abenteuern verzeichnen konnte. Auf den verschiedenen Jagdzügen hatten sich allmählich unsere Blicke auf eine neue Welt des Lebens gerichtet.

Bei dem Durchstöbern jedes Winkels und jeder Erdspalte des Landes waren wir auf neue Arten des Lebens gestoßen, und es eröffnete sich ein neuer Einblick in die Wunder der Natur. Wir schliefen bei Sturm in Höhlen, bei scharfem Winde im Schutze von Eisbergen oder auf den Mooskissen kleiner Bodenvertiefungen. Dabei lernten wir das primitivste Tier- und Pflanzenleben kennen und beobachten.

In der Arktis versucht die Natur ihre Nacktheit überall da, wo der grausame Wind nicht alles vernichtet, zu bedecken. Dieses Bestreben ist interessant, nicht nur wegen der Lieblichkeit des grünen Kleides, sondern wegen der Ersichtlichkeith eines mütterlichen Schutzes für all die kleinen Lebenskeime, die gegen eine schreckliche Übermacht ankämpfen, um das grüne Gewand zu weben, wo nur immer ein kleiner Fleck Erde von der Südsonne bestrahlt wird. In diesen Bodensenkungen, geschützt vor dem wütenden Sauche

der Stürme, breitet eine gütige Hand einen herrlichen, farbenreichen Mantel von Gras, Moos, Flechten und Blumen aus.

Hier unter der weichen Decke gräbt der Lemming sein Nest, wo er sich von Wurzeln nährt und gegen die fürchterliche Kälte geschützt ist. Hier im warmen Schoß der Mutter Erde, die bedeckt mit dem schützenden weißen Gewande des Winters, schläft er im Frieden des Todes, während draußen die rasenden Elemente gewaltig toben.

Dort spielen während des arktischen Sommers die Kaninchen, und wenn der Winter kommt, ist die junge Nachkommenschaft ausgewachsen und mit seidenweichem weißem Pelze angetan. Unter dem Schnee haben sie ihren Bau, zu dem sie lange Röhren graben, wo sie nagen und schlafen auf erstarrten Pflanzen, tief unter dem Schneegewand der Mutter Erde, solange droben die lebenvernichtenden Stürme ihre winterliche Herrschaft führen.

Da kratzt das Schneehuhn nach Futter. Moschusochse und Karibu weiden, während die Raben, mit einem freundlichen Krächzen für alle, Futter für ihren Schnabel sammeln. Ab und an statten Bär und Wolf einen Besuch ab, um ihren Tribut einzuziehen, während Falke und Fuchs mit halboffenen Sehern stets darauf lauern, ihre Geschicklichkeit und ihre Listen auszuüben.

In diesen geschützten Vertiefungen ist es, wo sich der arktische Erzeugungsapparat beeilt, den Nachwuchs der Eiseinöden zu liefern, sobald die Sonne zu scheinen beginnt, der Schnee schmilzt und in eilenden Strömen abfließt. Wenn die See noch in der eisigen, schnürenden Umarmung des Winters gefangenliegt, dann schaukelt in diesen Talmulden die Wiege des arktischen Lebens.

Befreit von der alles in Anspruch nehmenden Sorge der Nahrungsbeschaffung, hielten mich jetzt oft auf meinen Wanderungen über solche Strecken die Wunder der Natur in Bänden. Lebensphasen, die mich früher nie interessiert hätten, erregten nun meine Aufmerksamkeit. Während die Täler und Schluchten im Sommer einen gartenartigen Charakter annehmen, weil sie in dieser Zeit vor Winden geschützt liegen, sind sie in der Winterszeit, samt ihrer Vegetation, in unergründlichen Schneemassen begraben. Mo-

Moschusochse und Karibu sind aber für ihre Ernährung von diesem Pflanzenwuchs abhängig und so ihrer Existenzmittel beraubt. Doch Mutter Natur verläßt ihre Kinder nicht. Dieselben Stürme, die den Menschen und zartere Tiere zwingen, vor ihren todbringenden Angriffen Schutz zu suchen, ermöglichen es den widerstandsfähigeren Moschusochsen und Karibus, Futter zu finden. Im Sommer klettern die Pflanzen, ähnlich dem Tierleben, an Ritzen, Sügeln und Berghängen empor, um mehr Luft, Licht und warme Sonnenstrahlen zu erhaschen. Aber der Kampf hier ist hart, und nur sehr kräftige Pflanzen überstehen die Gewalt der Winde und der Kälte.

Die Pflanze bekommt hier ein zähes Leben; sie wird knorrig und knotig, und durch den langen Widerstand treibt sie ihre Wurzeln metertief in den Boden, während die Blätter, ihre Atmungsorgane, nur wenige Zoll groß werden. Hier fegen die Winterstürme den Schnee fort und bieten dem Moschusochsen und Karibu das Futter. So gibt der Wind, der vernichtet, auch die Bedingungen zum Leben. Die ausgleichende Gerechtigkeit der Natur ist wahrhaft staunenswert.

Im engumgrenzten Kreise fanden wir uns selbst in einem neuen Paradiese primitivsten Lebens.

Die Topographie von Nord-Devon bildete jedoch eine scharfe Grenze für das Tierleben dieses Teils der Arktis. Nur ein schmaler Streifen der Küste um Kap Sparbo zeigt ein Tierleben auf dem Lande und erstreckt sich etwa 40 km nach Osten und ungefähr 80 km westwärts. Alle anderen Strecken der Südküste des Jones-Sundes sind noch weit öder als die Gestade des Polarmeeres.

Wenn auch unsere Vorratskammer mit Fleisch und Fett zum Essen und Brennen versorgt war, so fehlten uns noch immer Pelze und Säute, um neue Kleidung herzustellen, mit der wir zur grönländischen Küste zurückkehren sollten. Die Tiere, deren Pelze wir gebrauchten, waren reichlich vorhanden, aber sie waren zu gewandt, um sie auf jene Weise zu erbeuten, wie wir Walroß, Bär und Moschusochse erlegt hatten.

Eine Reihe von Versuchen richtete sich deshalb jetzt gegen Fuchs, Laska, Schneehuhn und Seehund, dabei war es aber not-

wendig, besondere Methoden und Fangarten für jede Tiergattung anzuwenden. Der Gase war wohl am wichtigsten, nicht nur weil trefflich mundendes Fleisch eine erfreuliche Abwechslung in die beständig wiederkehrende Moschusochsenkost brachte, sondern weil für Strümpfe kein anderes Fell dem seinen gleichkommt. Bei unserer Moschusochsenjagd hatten wir an verschiedenen Stellen kleine Rudel dieser Tiere aufgescheucht, aber vor Mitte Oktober war ihr Winterfell nicht hervorragend. Wir merkten uns ihren Standort und ihre Gewohnheiten und verschoben daher die Gasejagd bis zu den Tagen kurz vor Niedergang der Sonne.

Wir lernten diesen kleinen Aristokraten bewundern, denn er ist das schönste und zarteste Tier des hohen Nordens. Im Frühsommer sahen wir ihn auf den grünen Wiesen am Fuße der Vogelklippen äßen. Damals spielten die kleinen grauen Gäschen mit ihren Müttern um kristallene Höhlen herum; jetzt waren die Jungen vollständig ausgewachsen und, wie die Alten, in tadelloses Weiß gekleidet. Wir konnten den Nachwuchs nur durch die größere Lebhaftigkeit und die unausgesetzte Neugier unterscheiden.

In unmittelbarer Nachbarschaft unseres Lagers fanden wir sie zuerst in den Schluchten, wo der Schnee des letzten Winters erst kürzlich verschwunden war. Hier war das Gras jung und zart im Geschmack, wie es ihrer Neigung für Leckereien entsprach. Etwas später folgten sie dann den Moschusochsen zum Ufer der Lagunen oder auf die vom Winde reingefegten Hügel. Noch später, als der Winterschnee die Weideplätze bedeckte und der schneidende Sturm der Polarnacht über die trostlosen Tristen fegte, gruben sie, um zur Nahrung zu gelangen, lange Röhrengänge unter dem Schnee, und wenn die Stürme allzu schwer waren, blieben sie in diesen Futtertunneln sitzen.

Als ein Tier von seltener Intelligenz, versteht der Gase rasch einen Vorteil zu nutzen, und daher fanden wir ihn, sobald wir mehr in den Winter hineinkamen, als beständigen Begleiter des Moschusochsen. Denn wo der Moschusochse den Schnee aufwühlte, fand dies kleine Geschöpf ausreichende, unverdeckte Nahrung für seinen Unterhalt.

Mit einem so zarten Knochenbau wie dem eines Vogels und mit einer Haut, so fein wie Papier, ist er trotzdem imstande, dem harten arktischen Winter ebensogut zu widerstehen wie der Bär mit seinem plumpen Körper. Bei geringstem Futtermittelverbrauch wendet der Hasen die größte Energie auf. Sein Fell ist so weiß wie der arktische Schnee, so daß es sich von diesem nicht abhebt. In einem rötlichen Lichtschein erscheint es rötlich weiß; im Schatten des Eises oder in der Dunkelheit der Nacht nimmt es das abgetönte Blau der Arktis an. Die Natur hat das Fell des Hasen besonders gebleicht, um ihn gegen die eisige Kälte zu schützen, denn sein weißes Kleid bewahrt die Körperwärme besser, als dieses irgendein anderes farbiges oder dunkles tun würde.

Der Fuchs ist der einzige tatsächliche Feind des Hasen, und der erfolgreiche Vorteil des Fuchses liegt in dessen überlegener Schlaueheit. Das einzige Mittel des Hasen, dem Fuchs zu entkommen, ist die blitzschnelle Bewegung seiner Läufe. Sobald er Gefahr wittert, läuft er in Sprüngen davon, so daß ihn nur ein Vogel einzuholen vermag, und trotzdem verbraucht er dabei so wenig Muskelkraft, daß er diesen Lauf eine fast endlose Zeit auszuhalten vermag. Ist er einige hundert Schritte weit gelaufen, so setzt er sich und spitzt seine Löffel mit den dunklen Spitzen, ein entzückendes Bild der alles meisternden Natur. Dagegen, wenn er schläft, rollt er sich zusammen und schiebt die Pfoten sorglich unter seinen Körper in die langen Pelzhaare und steckt dann seine stetig schnuppernde Schnauze mit den geteilten Lippen in das weiche Fell auf seiner Brust, auf der sich von dem Atem, sobald der Sturm den Schnee vor sich herwirbelt, Eiskristalle bilden. Dann ist der Hasen ein lebendiger, flaumiger Ball, der unsere Bewunderung heischt.

Da wir fast jeglichen Komforts des Lebens beraubt waren, so lernten wir mancherlei von den Tieren in unserer Umgebung. Von dem Hasen mit seinem ausgesprochenen Gang zur Sauberkeit lernten wir, wie wir ohne Seife und Sandtuch und mit nur wenig Wasser Hände und Gesicht waschen konnten, denn wir hatten einige Beschwerde, unser Äußeres einigermaßen respektabel

zu erhalten. Der Gase hat das gleiche Bestreben, aber er ist von der Natur mit einem Reinigungsapparat versehen. Nach seiner eigenen Wahl benutzt er die Vorderpfoten, aber auch die als Schneeschuhe dienenden Hinterpfoten dienen diesem Zwecke sehr gut, wozu noch kommt, daß der Gase mit einem kräftigen Pelz bekleidet ist, der die Eigenschaft eines nassen Schwammes hat und weder Seife noch Wasser erfordert. Genug, wir verwendeten die Gasenpfoten als Schwamm und hielten uns damit sauber, auch vertraten sie gleichzeitig die Stelle von Servietten. Wir sammelten daher einen Vorrat von Gasenpfoten, die Waschküffel und Sandtuch ersetzten, und bewahrten so viele auf, um uns wenigstens sechs Monate sauber halten zu können.

Itukishuk hatte besonderes Geschick, Gasen mit der Schleuder zu erbeuten, und viele wurden ein Opfer seiner primitiven Jagdmethode, während Arwilah im Steinwurf nie ein Meister wurde, dagegen aber eine große Fertigkeit mit Bogen und Pfeil besaß. Gewöhnlich kehrte er von seiner täglichen Jagd wenigstens mit einem Gasen heim. Unseren Haupterfolg erzielten wir aber mit einer noch viel einfacheren Erfindung. Wir rechneten mit der Neugier des Gasen und erfanden eine Reihe von Schlingen, die wir quer über die regelmäßige Fahrte aufstellten. Beim Spielen und Springen durch diese Schleifen zog das Tier die Schlinge zu und wurde so selbsttätig unser Opfer.

Die Jagd auf das Schneehuhn war allein Arwilah möglich. Der Vogel war durchaus nicht scheu, denn er kam oft bis dicht vor unsere Höhle und kratzte im Schnee wie ein Rükten. Als Ziel für die Schleuder war das Schneehuhn zu klein, und nur Arwilah konnte dies Federvieh mit dem Pfeil erlegen. Im ganzen wurden bei unserem Lager fünfzehn geschossen, und alle wurden mein besonderer Leckerbissen. Dem Brauch der Eskimos gemäß darf ein junger, unverheirateter Mann oder Mädchen kein Schneehuhn oder „ahr-rish-shah“, wie sie es nennen, essen. Dieser Genuß ist den älteren Leuten vorbehalten, und ich versuchte nicht einen Augenblick, sie zur Entheiligung dieser Sitte zu überreden. Das brachte mir einen großen Vorteil, denn es trug nicht nur dazu bei,

meine Würde als älterer Eskimo zu bestärken, sondern ich konnte auf diese Weise mit Genuß den ganzen Vogel verspeisen, statt nur einen Mundvoll zu bekommen.

Sooft wir auch jederzeit das Schneehuhn beobachteten, so blieb es uns doch immer ein rätselhaftes Ding. Unerwartet kommt es vom Himmel herab und steigt wieder auf zu einem unbekanntem Ziele. Hin und wieder sahen wir die Schneehühner in großen Scharen, dann aber waren sie wieder auf Monate hinaus verschwunden. Im Sommer hat dieser Vogel graue und braune, mit Weiß untermischte Federn. Er hält sich dicht beim Inlandeise auf und nimmt seinen Flug längs den schneebedeckten Küsten von Nunatak, außerhalb des Bereiches von Mensch und Fuchs. Ausgangs September sucht er die niedrigeren Plätze nahe dem Meeresspiegel auf.

Gleich Hasen und Moschusochsen zieht sich das Schneehuhn nach windigen Stellen, an denen der Schnee fortgeweht ist. Hier findet es einiges Moos und verdorrte Pflanzen, die seine Bedürfnisse befriedigen. Sein Sommergefieder sieht auf den ersten Blick dem des Rebhuhns ähnlich, doch bei genauerer Betrachtung findet man, daß alle Federn unterhalb farbig getupft, sonst aber weiß sind. Im Winter bleiben nur die Schwanzfedern dunkel, während es im übrigen weiß wie der Hase ist. Die Beine sind oft mit so dickem Pelz besetzt wie der Unterteil der Hinterläufe des Hasen. Das Fleisch ist zart und delikates von Geschmack. Das Schneehuhn ist die schönste der vier Vogelarten, die in der weißen Welt der Arktis bleiben, wenn alles während der Winternacht verödet.

Wir suchten den Fuchs eifriger als das Schneehuhn; wir konnten ihn besser erlegen und brauchten zudem sein Fell sehr notwendig. Itukischuk und Arwilah betrachteten Fuchsschinken als hohe Delikatesse, an der ich nur gezwungenerweise teilnahm, während ich Moschusochsensteaks vorzog. Wir hatten keine Stahlfallen, und fast immer entkam der Fuchs auf Nimmerwiedersich unsern roh hergestellten Fangapparaten. Nach dem Muster der Fuchseisen stellten wir solche aus Knochen her mit einem Moschusochsenhorn als Feder. Aber auch hiermit hatten wir nur teilweise

Erfolg. Als letzten Ausweg errichteten wir kleine Gewölbe, eine Nachbildung unserer Proviantverstecke, mit steinernen Falltüren. In diesen gelang es uns, vierzehn Weiß- und zwei Blaufüchse zu fangen. Dann aber schienen sie unserer List gegenüber zu schlaue geworden zu sein.

Der Fuchs wird erst gegen Ende Oktober scheu, sobald sein Pelz Wert zu bekommen beginnt. Vorher folgte er uns stets auf die Moschusochsenjagd, denn er merkte sehr bald, daß es sein Vorteil sei, Nachlese auf dem Kampfplatz zu halten. Wir ließen ihm dort oft gute Bissen zurück, eine Günst, die er hoch zu schätzen schien durch seine liebevolle Wachsamkeit über unser Lager. Obgleich der Fuchs ein viel listigerer Dieb ist als der Bär, konnten wir seine Plünderungen eher ertragen, denn er ist nicht so erpicht auf Fett, und sein Fressen hat seine Grenze. So wurden wir gut mit ihm bekannt.

Bisher hatten wir uns noch nicht mit dem Seehundsfang befaßt. Während des Sommers, bei offenem Wasser, konnten wir, ohne Kajak, dem Tier nicht nahe genug kommen, und als der Winter und die Nacht nahte, waren wir zu sehr mit der Jagd auf Landtiere beschäftigt, um die Luftlöcher im jungen Eise zu suchen. Sobald sich die See zuerst mit einer dünnen Schicht farblosen Eises überzieht, das sich später verdickt, kommen die Seehunde an die Oberfläche, machen ein Loch zum Atemholen und gehen wieder, auf etwa zehn Minuten, zu ihren Futtergründen am Meeresboden hinunter, tauchen dann wieder auf und machen ein neues Loch. Die Lage dieser Öffnungen ist gewöhnlich kreisförmig oder bildet eine Reihe zusammenhängender, länglicher Linien, die einen besonders bevorzugten Futterplatz des Seehundes markieren.

Bevor das junge Eis mit Schnee bedeckt ist, kann man diese Atemlöcher leicht erkennen an einem Ring weißer Eiskristalle, der sich verdichtet, sobald der Seehund Luft schöpft. Jetzt aber, wo der Winter das dunkle Eis mit einer weißen Decke gleichmäßig überzogen hatte, konnten wir die Luftlöcher der Seehunde, obgleich sie offen waren, nicht finden. Wir brauchten weder Fett noch Fleisch, benötigten aber dringend das Seehundsfell, denn

wir brauchten diese dünne, aber zähe Haut für Stiefel und Schlittenleinen. Wie konnten wir nur den Seehund fangen?

Von unserer unterirdischen Höhle aus beobachteten wir täglich das Umherstreifen der Bären. Sie streiften gewisse Strecken ab, auf denen wir gute Futtergründe für Seehunde kannten, aber sie schienen keinen Erfolg zu haben. Konnten wir nicht vielleicht von ihrer feinen Witterung profitieren und die Atemlöcher finden? Der Bär war unser größter Feind gewesen, aber unwissentlich bewies er sich auch als unser bester Freund.

Wir gingen seiner Fährte nach und wurden auf dieser zu den Atemlöchern geführt, die wir im Schnee von regelrechten Spuren umkreist fanden. Die meisten Atemlöcher waren verlassen, denn der Seehund hat eine ebenso scharfe Witterung wie der Bär, doch konnten wir noch ein paar „belebte“ Löcher feststellen; wir bezeichneten diese mit Stöcken, und nach einigen Tagen sorgfältigen Beobachtens und schwerer Arbeit harpunierten wir sechs Seehunde. Wir nahmen nur die Haut und den Speck und ließen die Kadaver den Bären als Jagdanteil, den sie später vertilgen mochten. Wir jagten nicht zusammen — wenigstens nicht wissentlich.

Bei diesen Wanderungen über Jagdgründe hatten wir Gelegenheit, die hier hausenden Tiere sehr genau zu beobachten, und damals war es, daß ich zu gewissen sicheren Schlüssen über die vorherrschenden Gesetze der Farbe und Gewandung unserer Mitbewohner der polaren Einöden kam.

Die Tiere der Arktis nehmen ihre Färbung an in Hinsicht auf ihren Wärmebedarf. Den wirksamsten Einfluß hat die weiße Farbe, weshalb die hellen Pelze nur ein geringes Entweichen der Wärme gestatten. Es ist augenscheinlich viel wichtiger, die Körperwärme festzuhalten, als von den schwachen Strahlen der Sonne Wärme aufzusammeln. Im Winter ist ein weißer Pelz besonders notwendig und praktisch, wenn die Temperatur der Luft $83,3^{\circ}\text{C}$ unter der des Körpers ist. Im Sommer, wenn durch das Reflektieren der Schneefelder der Sonnenschein noch erhöht wird, ist die Neigung vorhanden, Wärme zu absorbieren. Dann färbt die Natur die Felle dunkler, die nun entsprechend Wärme auffaugen.

Die relative Einwirkung des Lichts auf Hell und Dunkel kann leicht nachgewiesen werden, wenn man ein weißes und ein schwarzes Tuch an einem Abhange auf die Oberfläche des Schnees im rechten Winkel zu den Sonnenstrahlen ausbreitet. Wenn man nach einigen Stunden die Tücher fortnimmt, so wird der Schnee unter dem schwarzen erheblich geschmolzen sein, während er sich unter dem weißen kaum verändert hat.

Die Natur macht von diesem physikalischen Gesetz Anwendung, um das harte Los ihrer gegen das Wetter in der Eismwelt ankämpfenden Geschöpfe zu erleichtern. Die Gesetze der Schutzfarbe, die sich bei der Zuchtwahl ergeben, sind hier nicht anwendbar wegen der vitalsten, wichtigsten Forderung des Wärmeaufsparens. Wenn wir jetzt mit der Wärmekonservierung als Schlüssel das Problem der Farbengebung untersuchen, so sind die Erwägungen sehr einfach. Die Lammenabart Serwah ist im Sommer schwarz wie die Raben, im Winter aber weiß. Das Schneehuhn ist im Winter hell wie eine weiße Perle, doch im Sommer sind seine Federn braun getupft. Der Gase ist während des Sommers hellgrau, im Winter jedoch so weiß wie der Schnee, unter dem er Schutz und Nahrung findet.

Der Weißfuchs ist im Sommer grau, und der Blaufuchs wird, sobald die Sonne höher steigt, dunkler, während der Saaransatz mit der zunehmenden Kälte sich heller färbt. Das Karibu ist, wenn es auf den Moosflächen grasht, dunkelbraun, doch sobald der Winterschnee kommt, beinahe weiß. Der Polarbär, der so weiß ist, wie die Natur ein Tier schaffen kann, das sich ausschließlich von Fett nährt, sonnt sich in der Mitternachtssonne in seinem fast goldfarbenen Kleide. Der Moschusochse wandelt sein dunkles Unterfell in hellere Töne, und der Rabe hat im Winter ein weißes Untergefieder. Die Katte ist im Sommer grau, bleicht aber zur Winterzeit in ein helles Blaugrau. So vereinigt sich das Gesetz der Anpassung mit dem der Wärmeerhaltung.

Als wir so die Vorbereitungen für den nahenden Winter trafen und nach Tieren mit geeigneten Pelzen suchten, ließen die Witterungsverhältnisse unsere Aufgabe immer schwieriger werden.

Die Stürme, veranlaßt durch die niedergehende Sonne, ließen die See in mächtigen Wogen gehen und segten eisige Wolken über das Land. Mit dem Verschwinden der Sonne drückt die Natur der Welt der Arktis den Stempel der Schwermut auf. Der Sonnenschein, der den Frohsinn weckt, ist vom Himmel fortgelöscht, und der Beginn der winterlichen Finsternis kündigt sich durch den Kampf der Elemente an. Alle feindlichen Mächte der Natur erscheinen jetzt losgelassen, um ihre kriegerischen Gewalten auszutoben.

Für kurze Augenblicke war das Wetter ruhig, und wir zogen in dieser unheimlichen, nichts Gutes bedeutenden Stille hinaus in die Schluchten auf den Fang von Kleinwild. Diese Grabesruhe paßte ganz in die Stimmung unserer Welteinsamkeit. Als die See unter den eisernen Banden der Kälte erstarrte und alles Leben Schutz suchte unter dem vom Sturm gepeitschten Schnee des Landes, wurde der Orkan immer wilder und tobte in furchtbarem Ansturm über die tote, frostige Erde. Das Rasen der Elemente ließ die Felsen, unter denen wir schliefen, erzittern. Dann kam wieder auf einmal eine seltsame Ruhepause. Alles war tot, die Sonne schien nicht mehr, die Tiere der Einöde waren verstummt, jetzt waren wir ganz allein — allein in einer ungeheuren, weißen Welt des Todes.

Sundert Nächte in einer unterirdischen Höhle

Das Leben bei Kap Sparbo

Die allmählich hereinbrechende Nacht drückte dem Felde unserer Tätigkeit ihren Stempel auf. Anfang August war die Sonne hinter den Eiskonturen von Nord Lincoln untergetaucht, und dann hatte der Jones-Sund seine Eisdecke über sich zu ziehen begonnen. Die warmen Sonnenstrahlen wandelten sich allmählich in einen beständigen, bläulichen Frost. Die Luft wurde dicker, das Land düsterer und die Nacht länger. Polarkälte und Finsternis gingen Hand in Hand.

Ausgangs September wurden die Nächte zu dunkel, um mit den wißbegierigen Bären ringsum im Freien zu schlafen. Dann kamen die Stürme und raubten uns den erfreulichen Anblick des farbenreichen Himmels. Jetzt waren wir gezwungen, uns in unsere unterirdische Höhle zurückzuziehen.

Wir zogen ebenso widerwillig hinein wie ein wildes Tier in einen Käfig, denn über sieben Monate waren wir über riesige Eisflächen gewandert und hatten fast jeden Tag ein neues Lager aufgeschlagen. Wir waren an ein Wanderleben wie das des Bären gewöhnt, hatten aber nicht seinen Winterschlaf gelernt. Wir waren besorgt, unseren sonderbaren Kampf ums Dasein fortzusetzen.

Im Oktober war der Meerbusen zugefroren, und die Kurve der schneebedeckten Erde wurde im östlichen Himmel polarisiert. Nun nahte die Endperiode des sterbenden Tages, aber in diesem Todeskampfe bringt die Natur einige ihrer schönsten Lichteffekte hervor. Die bunte Silhouette der Erdkugel war vielleicht das bemerkenswerteste Schauspiel. Tatsächlich war es der in den Weltenraum geworfene Schatten der Erde. Durch die sich brechenden, reflektierenden und polarisierten Sonnenstrahlen hob sich der Erdschatten in glühenden Farben gegen den Himmel ab. Wenn

man diese Erscheinung gelegentlich auch anderswo auf der Erde gesehen hat, so ist es doch nur in der Polarregion mit ihrer klaren Luft und spiegelnden Oberfläche, die gerade hierzu erforderlich, möglichst, dieses gigantische Lichtspiel so zu beobachten.

Wir hatten einen idealen Standpunkt. Im Osten und Westen lag die glitzernde See mit ihrem weiten Horizont. Das Wetter war gut, die Luft klar, und als die Sonne sank, erstrahlte der Himmel über ihr orangen und goldig. Allmählich verblich dies, und am entgegengesetzten Horizont stieg ein schwacher Bogen mit einem dunkelroten Scheine darunter empor. Der Bogen erhob sich, als die Sonne niederging, und nach und nach wandelte sich der Himmel bis zum Zenit in ein tiefes Rotblau, während sich der Schein der Erdkugel allmählich in seinem eigenen Schatten verlor.

Das bunte Antlitz der Erde, das auf dem Himmelsgrund gemalt schien, hinterließ in unseren Augen den letzten freundlichen Eindruck der Welt. Gegen Ende Oktober, beim Sonnenuntergange, tobten die Stürme in ununterbrochener Wut, und wir waren froh, in unsere Höhle kriechen zu können, um hier die hineilenden Wochen der abnehmenden Tage abzuwarten.

Im Dunkel der Nacht, das dann hereinbrach, konnten wir auf ruhige Augenblicke rechnen, um unsere Beine zu strecken. Die Bären, die oft unsere Existenz bedroht hatten, wurden durch eine neue Erfindung, die eine Zeitlang ihren Zweck erfüllte, ferngehalten. Nichts brauchte unser Gemüt zu beunruhigen, denn wir hatten an Fleisch und Brennöl Vorrat genug, doch das Herannahen der langen Finsternis macht das ganze Leben in der Polarregion unbehaglich.

In den ersten Novembertagen ließen die Stürme so weit nach, daß sich uns ein letzter, leuchtender Anblick bot. Serrlich flammend stieg die Sonne empor, stand verschleiert am Himmel und versank am 3. November hinter den südlichen Klippen, um dann vor dem 11. Februar des kommenden Jahres nicht wieder aufzugehen. So waren wir verurteilt, in unserer unterirdischen Höhle wenigstens einhundert Doppelnächte im Winterschlaf zuzubringen, bis das Dämmern eines neuen Tages unsere Augen öffnen sollte.

Die Tage kamen und gingen. Aus Gesundheitsrückfichten hielten wir die gewöhnliche Lebenseinteilung aufrecht. Bald verdunkelte sich auch das Mittagslicht zum Zwielficht, und Mond und Sterne erschienen um Mittag. Die gewohnte Zeiteinteilung verschwand, denn es war stets Nacht, ungemilderte Dunkelheit, mitternachts, mittags, morgens und abends.

Jeder von uns hielt sechs Stunden Wache, um das Feuer in Gang zu halten, die Bären zu verschrecken und dem trüben Dasein ein Interesse abzugewinnen. Wir wußten, daß man uns für tot hielt. Denn unsere Freunde in Grönland würden das Glück, das nun nach schauderhaftem Mißgeschick gekommen war, nicht unserem Verdienst zuschreiben. Dieser Gedanke verursachte uns vielleicht den größten Kummer in der ärgerlichen Verlängerung des Lebens, das uns verstattet war. Dies unerträgliches Alleinsein, diese eisige Einsamkeit! Ich glaube, nie hat sich je ein Mensch so trostlos verlassen gefühlt!

Wir hätten nicht gründlicher vereinsamt sein können, selbst wenn man uns auf den Mond versetzt hätte. Ich bin völlig außerstande, auch nur im entferntesten die Eintönigkeit unseres Daseins zu schildern. In anderer Umgebung hätten wir niemals derartig die wahre Bedeutung des Wörtchens „allein“ kennengelernt. Wenn es möglich ist, im hellen Sonnenschein den Fuß vor die Tür zu setzen, ohne zu riskieren, die Tatze eines Bären im Genick zu fühlen, dann ist es auch möglich, sich aus dem Staube zu machen, was aber sollten wir anfangen? Glaubten wir doch in jedem dunklen Felsen einen Bären zu sehen, und dabei die blind machende Qual einer satanischen Finsternis!

Mit dem lieben Tageslicht, mit einer gütigen Natur und mit einem neuen Freunde kann man leicht in ein gutes Einvernehmen gelangen. Besonders der Gedanke an ein anderes Menschenherz in erreichbarer Nähe, wenn auch hundert Meilen entfernt, würde mir die Gefangenschaft in dieser schweigenden Ode erleichtert haben. Wir aber konnten uns keine solche Hoffnungsfreudigkeit erhalten. Wir waren ganz allein in einer Welt, abgeschieden von jedem erfreulichen Anblick der Natur. Obgleich wir drei an Zahl

waren, so hatte uns doch die nackte Notwendigkeit zu einer einzigen zusammengesetzten Individualität verschmolzen.

Hier gab es niemals Streit, niemals Meinungsverschiedenheiten. Wir waren zu lange unter den härtesten Umständen zusammen, als daß der eine des anderen Interesse erregen konnte. Ein einzelnes Individuum hätte überhaupt nicht lange in dieser Lage leben können. Nur ein selbstfüchtiger Instinkt hielt uns an, einander zu beschützen und zu helfen. Vereint bildeten wir eine ansehnliche Streitmacht, aber nichts war da, um Anregung zu schaffen.

Solange es um Mittag noch dämmerte und das Mondlicht es gestattete, krochen wir ein paar Stunden aus der Erde hervor, um im Freien zu sein. Die Fuchsfallen aus Stein und Knochen und die Fallgruben für die Bären, die wir noch beim letzten Tageslicht gebaut hatten, gewährten uns einige Beschäftigung, aber bald waren wir auch dieser beraubt.

Die Bären stellten sich uns bei jeder Gelegenheit entgegen, und wir konnten keine hundert Fuß im Umkreise vom Ausgang unserer Höhle herausgehen. Keinen Schritt konnten wir machen oder einen Bissen von unserem Vorrat bekommen ohne ein Renkontre. Es war ein Kampf von Tier gegen Tier. Entweder sahen wir kleine, schwarze Schnauzen mit gierigem Schnauben auf uns gerichtet oder die großen Umrisse einer wilden Bestie, die im Begriff war, auf uns loszuspringen, oder wir bildeten uns dies ein. Ohne ausreichende Verteidigungsmittel waren wir Gefangene innerhalb der Wände unserer eigenen Höhle.

Aber auch in der Höhle wurden wir drangsalirt. Die diebischen Bären gruben unter dem Schnee über unseren Köpfen und schnappten vor unseren Augen Fettklumpen weg, ohne die geringsten Gewissensbisse über ihre Missetat. Gelegentlich krochen wir hinaus, um eine Lanze zu werfen, aber jedesmal machte der Bär einen Sprung auf die Tür zu und wäre eingedrungen, wenn die Öffnung groß genug gewesen wäre. In anderen Fällen schossen wir Pfeile durch das Ausguckloch. Dann wieder wollte ein Bär durch das mit Seidenzeug überspannte Fenster nahe dem Dache einbrechen,

aber wir hatten Messer, und dichtbei und bei gutem Licht konnten wir ihn in süßer Rache vertreiben. Als letzte Rettung machten wir ein Loch durch die Spitze unserer Höhle, und sobald wir einen Bären hörten, steckten wir eine lange Fackel heraus. Der Schnee wurde in weitem Umkreise plötzlich von einem gespenstigen weißen Schein überflammt, der uns fast erschreckte. Der Bär jedoch zog Nutzen aus der Beleuchtung, um einen noch weit größeren Klumpen Fett, von dem unser Leben abhing, wegzuschnappen; dann begab er sich mit einer Art hoheitsvoller Überlegenheit in das hellste Licht, wenige Schritte von unserem Guckloch, so daß wir fast das Fell unseres verhassten Feindes berühren konnten. Ohne Munition waren wir hilflos.

Zwei Wochen nach Sonnenuntergang hörten wir die Raben zum letzten Male schreien. Nach der Stille mehrerer Tage stießen sie plötzlich herab mit einem heiseren Gekrächze, das die eisige Ruhe unheimlich durchdrang. Rasch krochen wir aus unserer Höhle, um das Rätsel dieses plötzlichen Lärms zu lösen. Da saßen fünf Raben auf fünf verschiedenen Felsblöcken, und das Fehlen des Himmelslichtes gab ihnen ein gewichtiges Ansehen. Sie waren ruhelos: es war kein Futter für sie da. Ein Fuchs war ihnen in seiner gewohnten Schläue zuvorgekommen und hatte kein Krümchen für die gefiederten Gäste zurückgelassen.

Eine Familie von fünf Raben hatte sich im Oktober, als die Jagdbeute verwahrt wurde, um uns gesammelt, und wir ermutigten sie dadurch, bei uns zu bleiben, daß wir ihnen regelmäßig Futter streuten. Bisweilen kam ein schlauer Fuchs oder ab und zu ein diebischer Bär und fraß die kleinen Bissen, aber gewöhnlich war noch genug übrig für den kleinen Rabenmagen. In den hohen Granitklippen hinter unserer Höhle hatten die Raben einen günstigen Unterschlupf gefunden.

Wir fingen an, ganz freundschaftlich miteinander zu sein. Meine Eskimogefährten schrieben den Vögeln fast menschliche Fähigkeiten zu und sprachen ehrerbietig zu ihnen, wobei sie ihnen ihre Herzenswünsche erörterten. Die Geheimnisse der Zukunft wurden ihrer Erwägung unterbreitet. Ob tlo-ahu- (der Rabe) zu den

Esßmoländern fliegen und ihre Botschaft ausrichten wollen? Der Rabe rief „Ka-ah“ (Ja).

Itukischuk sagte: „Fliege hin und trockne die Tränen von Annadoas Augen, sage ihr, daß ich lebe und gesund bin und bald kommen werde, sie zu heiraten. Sage Poniepa (Water), daß ich im Ahmingmanuna (Moschusochsenland) bin. Bring' uns einiges Schießpulver mit, um es den Bären auf die Schnauze zu brennen,“ — „Kah-ah, ka-ah,“ frächzten die beiden Raben zugleich.

Arwilah begann mit der Bitte, die Bären zu vertreiben und die Rabengeister als Wächter für unsere Speckverstecke anzustellen. Dies stieß er mit schrillen Lauten heraus, und mit leise vibrierender Stimme folgte dann: „Trockne die Tränen meiner Mutter und sage ihr, daß wir hier in einem Todnu- (Talg-) Lande sind.“

„Kah-ah,“ antwortete der Rabe.

„Dann gehe zu Servah; sage ihr, sie solle nicht den faulen Tropf Tatamah freien; sage ihr, daß Arwilah noch ganz mit dem Gedanken an sie erfüllt und wohl auf sei und heimkehren wird, um sie im ersten Monat nach Aufgang der Sonne zu heiraten.“

„Ka-ah, ka-ah, ka-ah,“ sagte der Rabe und schwang sich empor, als wolle er die Botschaft ausrichten.

Wir sahen an jenem Tage nur noch drei Raben. Die zwei waren sicherlich zur grönländischen Küste geflogen. Die anderen drei flogen nach einem Fraße zu ihrem Unterschlupf und gingen, wie wir glaubten, schlafen. Wir sahen sie nicht eher wieder als bei dem Tagesdämmern des nächsten Jahres.

Einige Tage später machten wir andere Bekanntschaften. Es waren die interessantesten Wesen des Tierlebens, das unseren Weg kreuzte, und in der tödlichen Einsamkeit suchten wir nach einer Kameradschaft mit Tieren, um unsere üble Laune durch das Vergnügen an den Vierfüßlern zu beschwichtigen.

Mehrere Tage hintereinander hatten wir gegen 11 Uhr ein Geräusch gehört. Das war die Zeit, die sich die Bären ausgesucht hatten, um auf unserem Fußpfade heranzumarschieren, und wir waren gewöhnlich alle wach, mit Messer und Lanze in der Hand, nicht weil eine tatsächliche Gefahr drohte, denn unsere mit Eis

überfrorene Behausung war sicher wie ein Fort, sondern weil wir uns in Kampfbereitschaft wohler fühlten. Durch das Guckloch sahen wir sie längs unseres Fußpfades, den wir bei unserem täglichen Füßevertreten niedergestampft hatten, auf und ab marschieren.

Die Bären ergötzen sich, unsere Fußabdrücke zu beschnuppern, und sobald sie uns dann verließen, waren wir ziemlich sicher, um auszugehen. Das Geräusch innerhalb der Wände unserer Höhle aber blieb beständig, offenbar war uns da irgend etwas Lebendiges nahe.

Wir fühlten uns derartig vereinsamt, daß wir uns sogar mit Meister Petz auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen als ein Vergnügen ansahen, wenn nicht seine Fettträubereien die Grundlagen unserer Existenz bedroht hätten. Denn während der langen Nacht konnten wir unsere Vorräte nicht ergänzen, und ohne Fett, Feuer und Wasser konnten wir nicht leben. Nein! Da war kein Platz für Menschen und Bär auf Kap Sparbo! Ohne Munition waren wir ihm beinahe preisgegeben.

Als die Schritte Meister Petz' auf dem Schnee mit metallischem Klingen in der Ferne verhallten, dauerten die Geräusche fort. Es war ein Kratzen und Scharren in den Wänden unserer Höhle. Wir hatten also einen Nachbarn und einen Gefährten. Wer oder was mochte es sein? Eine Zeitlang blieben wir in Spannung. Als alles ruhig war, zu einer Zeit, die wir Mitternacht zu nennen beliebten, kam eine kleine blaue Katze heraus und begann die Rinde unserer Lampenhalter aus Weide zu benagen.

Ich hatte die Wache und war auf; leise stieß ich Itukischuk an, ohne meinen Kopf zu bewegen; er sah mit Erstaunen das geschäftige Nagetier und stieß nun auch Arwilah an, der aber drehte sich um, und das kleine Ding sprang in eine Felspalte.

Am nächsten Tage riskierten wir eine unangenehme Begegnung mit dem Bären und gruben eine Menge Weidenwurzeln für unsere neuen Mitbewohner aus. Die Wurzeln wurden appetitlich zurechtgelegt, und sehr bald kam die Katze hervor und bediente sich ihrer, gestattete jedoch keinerlei Vertraulichkeit. Aber gerade

wegen seiner Scheuheit begannen wir das Tierchen liebzugewinnen. Ab und zu hüpfte die Katte heraus, trug soviel sie nur konnte in ihr Versteck und verschwand so plötzlich, wie sie gekommen war.

Nach zwei Tagen kehrte die Katte mit einer zweiten, dem Männchen, zurück. Es waren reizende kleine Tiere, nicht viel größer als eine Maus. Sie hatten ein weichflaumiges Fell von graublauer Farbe und rote Augen. Sie besaßen keine Schwänze, und ihre niedlichen Beinchen waren bis zu den Krallenspitzen voll seidenweicher Haare. Sie waren unser ganzes Entzücken und versetzten uns trotz unseres Stumpfsinns in einige Begeisterung. Ein paar Tage verwendeten sie, um unsere Absichten zu prüfen, dann machten sie sich ein Nest gerade über meinem Kopfe zurecht und wurden unsere ständigen Pensionäre.

Ihr Vertrauen und ihre Zutraulichkeit schmeichelten unserer Eitelkeit, und wir behandelten sie wie königliche Gäste. Keine Mühe war uns zu groß, um sie mit ihrem Lieblingsfutter zu versorgen. Stundenlang gingen wir in Finsternis und Sturm hinaus, um für sie Wurzeln und Moos auszugraben. Jeden Tag errichteten wir eine kleine Bühne mit der nötigen Rampenbeleuchtung, und im Übereifer, das Schauspiel der Kleinen Nager zu verlängern, wurden die Tierchen so überfüttert, daß sie zu fett und faul wurden, um aus ihrem Nest herauszukommen.

Sie waren gute, saubere, ordentliche Lagergefährten, sie nahmen immer ihren Platz ein und nisteten sich niemals in unsere Lagerpelze, noch belästigten sie unsere Eswaren. Mit einem feinen Gerechtigkeitsgefühl und aristokratischen Benehmen schlüpfen sie an unseren Tellern mit Fleischspeisen, ohne davon zu naschen, vorüber und gingen an ihre Pflanzennahrung. Etwa zehn Tage vor Mitternacht gingen sie schlafen und erwachten erst nach mehr als einem Monat. So waren wir wieder allein, ja, selbst die Bären hatten uns verlassen.

In den trüben Tagen der Finsternis, die jetzt folgten, schienen einige Vorkommnisse die Zeit zu kürzen. Die Kälte nahm zu, und die Stürme wurden häufiger und heftiger. Wir waren in unserer

unterirdischen Höhle eingesperrt, die nur mit einem Guckloch versehen war, durch dessen Seide von unserem alten Zelt wir das nächtliche Toben der Elemente beobachteten. Wir standen einem geistigen Jungertode gegenüber. Mit wenig Erholung, ohne Unterhaltung, ohne anregende Arbeit, ohne Lektüre, ohne Gesprächsstoff dehnten sich die sechs Stunden einer Wache zu Wochen.

Wir hatten keinen Zucker, keinen Kaffee, ja nicht ein Krümchen zivilisierter Nahrung. Wir besaßen nur Fett und Fleisch, eine wohlbekömmliche Kost an sich, aber der Magen verlangt schließlich anderes, als stets mit Fleisch vollgestopft zu werden. Die düstere Höhle mit ihren Wänden von Fellen und Knochen und ihrem mit Eiskristallen bedeckten Fußboden bot nicht die geringste Gemütlichkeit.

Verrücktwerden und schrecklicher Wahnsinn konnten nur durch geschäftige Hände und langes Schlafen verhindert werden.

Ich glaube, mein Leben in dieser unterirdischen Höhle glich dem des Menschen in der Steinzeit. Das Innere war moderig, kalt und düster; wenn unsere erbärmlichen Lampen brannten, war die Temperatur nach oben hin eine gemäßigte, aber über dem Fußboden war sie unter Null. Unsere Lagerstatt war eine Plattform von Felsensteinen, gerade breit genug für zwei ausgewachsene Männer, und ihr vorderer Rand war unser Sitz, wenn wir wach waren. Davor war ein tiefer, in die Erde gehöhlter Platz, auf dem ein Mann zurzeit aufrecht stehen konnte. Hier kleidete sich einer nach dem anderen an, und ab und zu standen wir da, um unsere steifen, schmerzenden Glieder zu strecken.

An jeder Seite dieses Standplatzes befand sich ein halber Zinnteller, in dem Moschusochsenfett brannte. Als Docht gebrauchten wir Moos. Diese Lampen wurden Tag und Nacht in Brand gehalten, doch gaben sie nur geringe, kaum fühlbare Wärme. Nur wenn wir ganz nahe am Lichte waren, konnte einer des anderen Gesichtszüge sehen.

Wir aßen täglich zweimal, aber ohne jeden Genuß. Wir hatten nur noch wenig Zündhölzer, und aus Furcht, im Dunkeln sitzen zu müssen, bedienten wir eifrig unsere Lampen. Außer Fleisch und

Talg besaßen wir keine Nahrung; das meiste Fleisch wurde roh und gefroren vertilgt. Morgens und abends kochten wir einen kleinen Topf mit Fleisch als Suppe, doch hatten wir kein Salz, um diese zu würzen. Beengt und gebückt, Tag für Tag, wurde ich von diesem grauenvollen Dasein abgelenkt durch das Abschreiben meiner fast unleserlichen Notizen, die ich unterwegs gemacht hatte.

Meine wichtigste Aufgabe war, meine Notizen und Beobachtungen für die Veröffentlichung vorzubereiten. Dies wäre eine nützliche Beschäftigung gewesen und hätte mir später monatelange Arbeit erspart; aber ich hatte kein Papier. Meine drei Tagebücher waren voll, und ich hatte nur einen Rezeptblock und zwei winzige Notizbücher. Ich beschloß daher, meine ganze Geschichte in Kapiteln in diese zu skizzieren. Ich hatte vier gute Bleistifte und einen Radiergummi. Diese leisteten mir wertvolle Dienste für meinen Zweck. Mit scharf gespitztem Stift schrieb ich die Worte in kleinen Schriftzügen nieder. Als ich den Entwurf des Buches fertig hatte, war ich überrascht, zu sehen, wieviel man auf wenige kleine Seiten zusammendrängen kann. Durch ausgiebigen Gebrauch des Radiergummis löschte ich unnötige Notizen fort und gewann manche halbe Seite. Dann schrieb ich zwischen die Zeilen der Tagebücher neue Reihen, so daß auf den Seiten zwei Erzählungen oder Zeilen von Notizen standen.

Durch Anwendung von Abkürzungen und Zusammenziehen entstand eine Art Kurzschrift. Als ich mir diese Raumersparnis zu rechtgelegt hatte, begann ich zu schreiben. Jeden Satz überlegte ich reiflich und formte sorgfältig die Gedanken, bevor ich den Bleistift ansetzte. Auf diese Weise wurde mein ganzes Buch und mehrere Artikel geschrieben. Karten, Films und Reklameblätter wurden beschrieben, im ganzen 150 000 Wörter, und die verhängnisvolle Verzweiflung, die durch Untätigkeit zum Wahnsinn führt, wurde abgewendet.

Unser Bedarf war groß genug, um uns noch manche andere Arbeit aufzuerlegen. Schneetreiben suchten den Eingang zu unserem Gefängnis zu versperren, so daß er häufig gesäubert werden mußte. Täglich mußte Fett für die Lampen geschnitten und ge-

stampft werden. Die Ecke, in der das Fleisch aufbewahrt wurde, mußte aufgefüllt werden, denn es dauerte mehrere Tage, bis die gefrorenen Stücke Moschusochsenfleisch aufgetaut waren. Jeden Tag mußte Eis gesammelt und in erreichbare Nähe gebracht werden, damit die Wassertöpfe gefüllt blieben. Das Verdunsten unseres Atems schlug sich als Eisschlamm auf den Fußboden nieder, und dieser mußte ab und zu fortgeschafft werden, ebenso wie der Schnee unter unseren Schlaspelzen, der eine ähnliche Entstehung hatte, hin und wieder abgebürstet wurde.

Der Lampenruß, ein Ergebnis schlechter Haushaltung, den eine tüchtige Eskimofrau nicht eine Minute ertragen hätte, mußte von den beinernen Dachsparren jede Woche einmal abgekratzt werden. Da die Luft in unserer Höhle gegen draußen eine Differenz von 55°C betrug, so gab es durch jedes Loch und die kleinste Ritze Luftzug. Die Ventilation war daher gut. Die Sauberkeit bei uns konnte eine fast hygienische genannt werden, obgleich mir seit sechs Monaten kein Bad vergönnt war, und damals auch nur durch einen unvermuteten, unerwünschten Unfall.

Vieles war auch noch für unsere Heimreise in der ferneren Zeit nach der Winternacht vorzubereiten. Es war notwendig, eine neue Ausrüstung zu überlegen und fertigzustellen. Der Schlitten, die Kleidung, die Lagerausrüstung und alles, was wir auf dem vorausgegangenen Zuge gebraucht hatten, war völlig abgenutzt. Einiges konnte durch geschickte Ausbesserung geschehen, aber fast jeder Gegenstand war der Erneuerung bedürftig. Auf der neuen Reise mußten wir selbst an die Stelle der Hunde treten, Geschirre und Ladung mußte dementsprechend eingerichtet werden. Vor uns lagen 500 km unbekanntes Wege voll nicht zu ermessender Hindernisse, ehe wir unseren Fuß auf das grönländische Gestade setzen konnten. Die Hoffnung auf die Heimkehr allein war es, die während der trübseligen Polarnacht unsere Geisteskräfte einigermaßen rege erhielt. Wir schnitten jetzt Moschusochsenfleisch in Streifen und trockneten es über den Lampen, auch Talg wurde hergerichtet und in leicht transportable Form für Brennölzwecke gepreßt.

So kamen wir immer tiefer in die arktische Mittnacht hinein. Der geringe Mittagsschimmer war nicht mehr zu unterscheiden. Nur der Lauf des Delphin und anderer Sterne zeigte die Zeit von Tag oder Nacht an. Wir hatten gedacht, daß der beständige Wind unser Temperament aufrütteln würde, aber jetzt war es ganz still, und kein Lüftchen rührte sich in der dichten Finsternis. Gerade diese absolute Ruhe empfanden wir als unerträglich. Schwere Stürme hätten wir dieser Totenstille vorgezogen, alles wäre uns willkommen gewesen, was uns zur Tätigkeit gereizt hätte.

Noch war die Ruhe alleinherrschend. Wie Windesheulen Klang es aus den eisigen Fernen; Frachende Felsen, berstende Gletscher, stürzende Lawinen verursachten ein gedämpftes Donnern, das unser Ohr nur vernahm, wenn wir auf dem Felsengrund unserer Lagerstatt ruhten. Die Temperatur war niedrig, — 44,4° C, so niedrig, daß wir manchmal glaubten, selbst die Luft knirsche. Alle Kreatur der Einöde war unter Schneedriften begraben, die ganze Natur schlief, und in unserem Gefängnis herrschte Stumpfheit.

Erst zwei Wochen nach Mittnacht erwachten wir zu einem eigentlichen Bewußtsein des Lebens. Ein schwacher Dämmererschein am südlichen Himmel um Mittag erweckte unsere Sinne. Die mürrische Stumpfheit und totengleiche Ruhe entschwand.

Kurz nachdem die Mittnacht hereingebrochen war, begann ich ein eigentümliches, psychologisches Problem zu erproben. Die tägliche Arbeit nahm mir die Stumpfheit, und plötzlich sah ich mich selbst wie in einem Spiegel. Ich kann dies nicht besser ausdrücken. Man sagt, daß, wenn ein Mensch aus bedeutender Höhe herabstürzt, sein ganzes Leben wie ein Gemälde in seinem Hirn aufleuchte während der wenigen Augenblicke des Sturzes. Ich sah in ähnlicher Weise den Lauf der Ereignisse.

Das Panorama begann mit Szenen aus meiner Kindheit, und es scheint mir jetzt eigentümlich, wie genau und mit allen Einzelheiten ich Personen sah, die ich längst vergessen hatte, und wie die trivialsten Ereignisse an mir vorüberzogen. In allmählicher Folge erschien jede Phase des Lebens und wurde umständlich nachgeprüft; jeder Schlupfwinkel geheimer Gedanken wurde auf-

gedeckt, um die Selbstbiographie zu erläutern. Die Hoffnungen meiner Kinderzeit und die Enttäuschungen meiner Jugend erfüllten mich mit Wehmut; Gefühle der Freude und der Niedergeschlagenheit kamen wie kleine Gedankenbilder hervor und gewannen Gestalt; es schien mir kaum möglich, daß so viele Ereignisse, gute und böse, in so wenigen Jahren stattgefunden hatten. Ich sah mich selbst, nicht als ein Wesen mit freiem Willen, sondern mehr als ein widerstandsloses Atom, dessen Lauf vorher bestimmt war und das von einem unerbittlichen Fatum vorwärtsgetrieben wird.

Indessen wurde immer weiter an den Vorbereitungen zur Rückkehr gearbeitet, die uns während der ganzen Zeit der Polarnacht, wenn wir auf waren, in Anspruch nahmen. Doch vieles blieb noch zu tun übrig.

Obwohl mir alle physische Arbeit tatsächlich Vergnügen bereitete, verlangten doch alle Muskeln gebieterisch nach Bewegung. Moschusochsenfleisch wurde in handliche Stücke geschnitten, Lichte gezogen, Pelze und Häute hergerichtet und Stiefel, Strümpfe, Sosen, Semden und Schlaffäcke davon fabriziert. Der Schlitten bekam neues Geschirr, und alle Sachen wurden in Säcke gepackt. Etwa drei Wochen vor Sonnenaufgang war alles fertig. Während so Finger und Kinnladen in Tätigkeit waren, blieb es den Gedanken und dem Herzen unbenommen, zu wandern, wohin sie wollten.

Trotz aller unserer Bemühungen, die bösen Einflüsse der langen Polarnacht abzuwenden, wurden wir doch allmählich ihre Opfer. Unsere Haut wurde blaß, unsere Kraft war hinfällig, die Nerven angegriffen und unser Gedankengang stumpf. Die schlimmste physische Wahrnehmung jedoch blieb die besorgniserregende, unregelmäßige Herztätigkeit.

Für die Bewegung der menschlichen Maschinerie ist das Herz der Motor. Wie alle guten Motoren hat es einen Regulator, der den Ausgleich herstellt. In der Arktis, wo das Regulieren am nötigsten, ist die Ausgleichsgelegenheit sehr schwierig. Unter normalen Verhältnissen wird Kraft und Regelmäßigkeit der Maschine,

die das alles treibende Blut pumpt, durch die niemals fehlenden Sonnenstrahlen reguliert. Fehlen diese aber, wie in der langen Polarnacht, so wird der Herzschlag unregelmäßig; zeitweise langsam, dann aber wieder krampfhaft rasch.

Licht scheint für das Tier ebenso notwendig wie für die Pflanze zu sein. Eine Ernährung mit frischem Fleisch, hygienische, gesunde Umgebung, geistige Anregung, Erholung für den Körper und starke Sitze eines offenen Feuers würden helfen, uns aber konnte nur die Wiederkehr der Sonne unseren Motor reparieren.

Als gegen Mittag eine mehrstündige Dämmerung das Nahen des Tages anzeigte, sehnten wir uns wieder nach der Kameradschaft mit Tieren. Ein matter, roter Schein fiel auf den Schnee; das Wetter war gut. Alle die gewohnten Laute der Natur waren verstummt, aber ungewöhnliche Geräusche erschollen mit unheimlichem Donnern. Die Erde begann, in dem Verlangen, die Fesseln der eisigen Kälte zu sprengen, zu erbeben. Mehrere Tage lang kam nichts Lebendes in unseren Gesichtskreis.

Ungefähr zwei Wochen vor Aufgehen der Sonne erwachten die Ratten aus ihrem Winterschlaf und schüttelten ihren wundervollen, blaugrauen Pelz in graziösen Sprüngen, waren aber für einige Tage noch nicht richtig wach und munter. Fast zu gleicher Zeit sängen die Raben an, aus ihren verborgenen Winkeln hervorzukommen und nach Futter zu schreien. Ihrer waren nur drei; zwei waren noch in weiter Ferne und unterhielten sich wohl mit den Eskimomädchen, wie meine Gefährten meinten.

Bei meinem Umherstreifen fand ich die Rabenhöhle und entdeckte mit Schrecken, daß zwei erfroren waren. Ich raubte Itukischuk und Arwilah nicht ihren poetischen Traum, und das traurige Schicksal der beiden Raben blieb mein Geheimnis.

Jetzt sängen in der Ferne die Füchse an zu bellen und kamen heran, um sich ihren Anteil der Lagerabfälle zu holen. Von den nahen Felsen ertönte der Ruf des Schneehuhns. Wölfe hörten wir, weit fort auf den Moschusochsenweiden, aber sie wagten es nicht, uns einen Besuch abzustatten.

Der Bär, der uns vor der Mittnacht beständig belästigt hatte,

war der letzte, der in der Dämmerung unsere Freundschaft beanspruchte. Dafür waren gute Gründe vorhanden, die wir jedoch erst später kennenlernten. Der Bären-„Storch“ war angekommen. Aber tatsächlich, selbst gegen den Bären hatte sich unser Sinn geändert. Lange bevor er wiederkehrte, waren wir bereit, ihm ein Willkommen zu bieten. Bei unserer neuen und philosophischen Sinneswandlung dachten wir besser von Meister Petz. In unserer größten Drangsal während des vergangenen Sommers hatte er uns viel zu schaffen gemacht, und in Zukunft mochte er eine ähnliche Mission erfüllen. Aber schließlich tat er es nicht aus sportlicher Neigung, er jagte und störte uns nicht aus reinem Schabernack oder Jagdlust. Sein Leitmotiv war das bitterernste Geschäft, Futter zu bekommen. Konnten wir ihn darum tadeln? Hatten wir nicht ein ähnliches Bedürfnis?

Eine Prüfung unserer Proviantverstecke ergab, daß wir in dem Zahlungsmittel des Landes noch reich waren. Es blieb noch genügend Fleisch und Fett für alle unsere Bedürfnisse, und wir konnten anderen hungrigen Geschöpfen noch etwas abgeben. So stapelten wir Fleisch in Haufen auf, um den Bären zu seinem Ergötzen zu füttern.

Der strenge Duft stieg in die frostige Nachtlust empor. Wir schauten neugierig durch unser Guckloch, um das Ergebnis abzuwarten. Am nächsten Tage um 11 Uhr hörten wir Tritte. Das Geräusch deutete Vorsicht und Scheuheit an, an Stelle des Kühnen Auftretens, das wir nur zu gut kannten. Es war nur Platz für ein Augenpaar, und nur ein Mann konnte zurzeit durch das Guckloch sehen, weshalb wir abwechselten. Bald sahen wir den Bären, wie er mit größter Vorsicht hinter einigen Schneebänken und Felsen herankam. Das Blau des Schnees, gepaart mit dem falben Licht, ließen sein Fell in häßlichem Grün erscheinen, dabei war er dünn und mager und sah fast gespenstisch aus. Es lag in seinen Bewegungen das Schleichende, Kriechende des Fuchses. Aber er konnte zu seinem Frühstück, dem ersten nach langen Fastenwochen, nicht gelangen, ohne völlig in unser Gesichtsfeld zu kommen.

Unsere Höhle war unter dem Winterschnee begraben und konnte

das Tier nicht stören, aber die Gestalt des Fleischhaufens erregte seine Neugier. Als er auf 25 Ellen heran war, machte der Bär einige plötzliche Sätze und schlug seine wuchtigen Pranken in ein Walrossschulterstück. Seine Zähne begannen wie eine Steinsäge zu mahlen. Eine Stunde lang blieb er und freute sich des glücklichen Zufalls, während unser Laß auf ihn immer mehr schwand.

Fünf Tage vergingen, ehe der Bär wiederkam. In der Zwischenzeit sehnten wir uns nach der Rückkehr, und unbewußt hatten wir ein brüderliches Interesse an dem Bären gewonnen.

In der nächsten Zeit machten wir die Erfahrung, daß 11 Uhr seine Stunde war und daß fünf Tage zwischen seinen Mahlzeiten lagen. Der Bär befolgte Uhr und Kalender mit mathematischer Genauigkeit.

Wir erfuhren auch, daß unsere Bekanntschaft ein Elternpaar war. Auf einer kleinen Erkundungstour im Februar entdeckten wir die Bärenhöhle in einer schneebedeckten Grube, kaum eine Meile westlich. Drinnen waren zwei kleine, freche Schlingel in weißen, seidigen Pelzen, die das Entzücken jedes Kinderherzens gewesen wären. Die Eltern waren zurzeit nicht daheim, wir aber waren uns ihrer Freundschaft nicht sicher genug und wußten nicht ihren Aufenthalt, um mit dem Zwillingspaar zu spielen.

Bei dem Hellerwerden des Horizonts und dem erweiterten Freundeskreise erschien uns unsere Höhle jetzt als ein freundliches Heim. Unsere Geister erwachten, als sich das Dämmern der Nacht rasch in dem neuen Glanz des Tages verlor.

Am 11. Februar erglänzten die schneebedeckten Abhänge von Nord-Devon im Sonnenaufgang des Jahres 1909. Die Sonne erbrach unser düsteres Gefängnis. Kap Sparbo erglühete in goldigem Licht, und die gefrorene See glitzerte mit ihren lila schimmernenden Eishügeln. Nun ging's zurück in die Freiheit! Mit einem ausgebefferten Schlitten, neuer Ausrüstung und neu erwachter Energie waren wir bereit, die Rückreise nach Grönland weiter fortzusetzen und den letzten Kampf des Polarfeldzuges auszufechten.

Heimwärts mit halbem Schlitten und halbgesättigtem Magen

Zurück zu unseren grönländischen Freunden

Am 18. Februar 1909 zogen wir den reparierten Schlitten hinter dem Eiswall hervor und beluden ihn für die Heimreise. Den Plan, nach Lancaster-Sund zu gehen, um dort die Walfischfänger zu erwarten, hatten wir aufgegeben. Auf der amerikanischen Seite waren die nächsten Eskimos in Ponds Inlet. Das war etwas weiter zu unseren Hauptlagern an der grönländischen Küste, doch war allen Interessen am besten gedient, wenn wir nach Annoatok zurückkehrten.

Während der Polarnacht waren alle unsere Gedanken auf die Rückkehr gerichtet gewesen, und wir hatten uns mit den beschränkten, uns zu Gebote stehenden Mitteln neue Kleidung beschafft; aber da wir in der kältesten Jahreszeit marschierten, war es notwendig, eine viel Platz beanspruchende Pelzausrüstung außerdem noch mitzunehmen, und überdies konnten wir, da wir in den Sielen die Kunde vertreten mußten, nicht daran denken, mehr Vorräte als für 30 Tage mitzunehmen. Immerhin hofften wir, in dieser Zeit Kap Sabine zu erreichen, wo der Vater Itukishuks ein Proviantversteck für uns angelegt haben sollte.

Da wir so bald nach Aufgehen der Sonne aufbrachen, erschien uns das wirkliche, helle Tageslicht sehr kurz, aber ein günstiges Zwielficht gewährte uns von 8 bis 4 Uhr genügende Beleuchtung. Die Dämmerung vor Sonnenaufgang und das Nachglühen war hin und wieder vier Stunden vor und nach Mittag von hellerem Scheine erleuchtet. Um nun dieses Licht auszunutzen, war es notwendig, daß wir unsere Vorbereitungen schon früh, beim Glanze der Sterne, trafen, und so brachen wir denn, als der erste Dämmerchein im Nordosten das düstere Grau der Nacht zerteilte, nach den Küsten Grönlands und der Heimat auf.

Wir waren in schwere Pelze gekleidet. Die Temperatur betrug — 45° C. Eine leichte Brise trieb uns den eisigen Seenebel von Jones-Sund in die rissigen Gesichter. Der Schlitten war überladen, und ihn über den knirschenden Schnee zu ziehen, erforderte gewaltige Anstrengungen. Eine trügerische, fast hysterische Begeisterung lag auf unseren Gesichtern, aber die Muskeln vermochten die ihnen gestellte Aufgabe kaum zu meistern.

Bei dieser Sundearbeit gerieten wir in den ersten Stunden stark in Schweiß und wechselten unsere schwere Pelzkleidung gegen die „nitschas“ (leichtere Seehundsgewänder). Um Mittag erglühete der Schnee, und der östliche Horizont strahlte wie in Flammen, aber es gab keine Sonne und keine Wärme. Längere Zeit saßen wir auf dem Schlitten, nach Atem ringend und den neuen, himmlischen Glanz einsaugend, den wir so lange nicht gesehen hatten. Als die Farbenpracht im kalten Dunkel des Zwielichts versank, legten wir unsere Schultern kräftiger in die Sielen. Das Eis erwies sich als gut, aber unsere Kräfte gingen zur Neige, und wir kampierten in einem Schneehause, 16 km von unserer Winterhöhle entfernt. Mit der neuen Ausrüstung verlief unser Lagerleben anders als auf der Hinreise nach dem Pol. Getrocknetes Moschusochsenfleisch und Fett bildeten unsere ständige Nahrung. Geschmolzener Talg in einem halben Blechteller, in den zusammengedrehtes Moos als Docht gesteckt war, diente als Brennöl. Über diesem primitiven Feuer schmolzen wir so viel Eis, um unseren Durst einigermaßen zu stillen und gelegentlich einen Topf Suppe als besonderen Luxus zu kochen. Während der Trunk flüssig wurde, milderte sich auch die Kälte des Iglus, dann frochen wir in unsere Schlaffäcke aus Moschusochsenfell, in denen angenehme Ruhe und Träume von der Heimat uns den knurrenden Magen und die Qual der Kälte vergessen ließen.

Nach acht Tagen forcierter Märsche erreichten wir Kap Tennyson. Im Vergleich zum Sundevorspann erwies sich bei diesem Ergebnis die Mangelhaftigkeit menschlicher Kräfte recht deutlich. Das Eis wies keine Hindernisse auf, und das Wetter war fest, und trotzdem machten wir durchschnittlich nur 11,5 km pro Tag.

Mit Sunden wäre die ganze Strecke mit Leichtigkeit in zwei Tagen zurückgelegt worden.

Als wir uns dem Lande näherten, entdeckten wir zwei kleine Inseln. Beide waren etwa 300 m hoch und fielen sehr steil gegen See ab; sie lagen ungefähr zwei Meilen östlich von Kap Tennyson. Die am meisten nach Osten gelegene Insel war von Ost zu West etwa 2,5 km und in der Ausdehnung von Süd zu Nord etwa 1 km lang. Etwa 800 m westlich davon lag ein viel kleineres Eiland. Wir konnten weder Pflanzenwuchs noch Tierleben auf ihnen wahrnehmen, obgleich über das Eis Hasen- und Fuchsspuren liefen. Ich entschied mich, die größere Insel Itukischuk, die kleinere Arwilah zu nennen. Diese Felsenmonumente werden von meinen treuen Eingeborenengefährten zeugen, wenn alles andere längst vergessen ist.

In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde die Küste von Kap Tennyson bis Kap Isabella von Schiffen in großer Entfernung vom Lande kartographiert. Seitdem ist wenig hinzugefügt worden. Der breite Gürtel des gegen die Küste gedrängten Packeises erschwerte weitere Erforschungen vom Schiffe aus wesentlich, aber auf unserem Zuge nordwärts über das See-Eis hofften wir, dem Lande so nahe zu kommen, um es sorgfältig prüfen zu können. Eine Anzahl Eskimos war vor etwa fünfzig Jahren längs dieses Eises von Ponds Inlet nach den Niederlassungen in Grönland gewandert. Infolge einer Hungersnot zum Kannibalismus getrieben, hatten sie Amerika verlassen in der Furcht, der ganze Stamm könne ausgerottet werden. Auf der Coburginsel hatten sie ein Winterlager errichtet und im Laufe des Winters viele Walrosse und Bären erlegt, während sie im Sommer auf der nahen Kentinsel viele Lummens fingen. Als sie von hier im Fellboot und Kajak nordwärts zogen, sahen sie auf der Südostspitze des Hauptlandes Myriaden von Lummens oder „acpas“. Da die Eskimos für dies Land keinen Namen hatten, nannten sie es Acpohon oder „Heimat der Lummens“. Die Grönländer hatten ehemals das Land „Ah-ming-mah Nuna“ oder Moschusochsenland genannt, adoptierten aber auch den Namen Acpohon, weshalb

wir uns die Freiheit nahmen, diese Bezeichnung auf die ganze Insel als allgemeinen Namen auf das nördlichste Land im Westen von Grönland auszudehnen. Auf der Wanderung nach Norden verhungerten viele Eskimos, und die Überlebenden hatten einen harten Kampf ums Dasein zu bestehen. Unsere Erfahrungen waren ähnliche.

Nah bei Kap Paget schlugen diese alten Eskimos ein zweites Winterlager auf. Hier erlegten sie Narwale und Bären, und durch den Talbot-Fjord entdeckten sie einen kurzen Paß über Ellesmereland nach dem Moschusochsenland an der Westküste. Die Eskimos, die den zweiten Winter überlebten, erreichten die Küsten Grönlands im dritten Sommer. Dort führten sie den Kajak und auch Bogen und Pfeile ein. Ihre Nachkommen sind heute die intelligentesten unter den Eskimos des höchsten Nordens.

Die Gegenden des neuen Landes, das wir jetzt passierten, erweckten in meinen Gefährten historische Erinnerungen. Wir stellten einige alte Lagerplätze fest, und Itukischuk, dessen Großvater einer jener Pioniere gewesen war, war imstande, uns die Ereignisse jeder Lagerstätte bis ins Kleinste zu berichten.

In der Regel war es freilich schwer, nahe an das Land heranzukommen. Tiefer Schnee, mächtige Reihen von Preßeis und vorgeschobene Gletscher zwangen uns, unsere Marschrouten fern von jenen Eskimorelikten, die wir untersuchen wollten, zu nehmen. Von Kap Tennyson bis Kap Clarence erwies sich das Eis in der Nähe des offenen Wassers als sehr glatt, aber die feuchte, salzige Oberfläche setzte dem Metallbeschlag des Schlittens großen Widerstand entgegen. Hier hätte ein Elfenbein- oder Knochenbeschlag weit weniger Reibung erzeugt. Ein andauernder, nördlicher Wind verursachte uns große Qual durch das Gefrieren unseres Atems. Mehrere Tage lang wurden wir durch unaufhörliche Stürme in unseren Schneehäusern gefangengehalten, und ein kostbarer Posten von Fleisch und Brennöl wurde bei der uns aufgezwungenen Untätigkeit verbraucht, ohne daß wir weiter kamen, was für uns doch so notwendig war.

Ernstliche Schwierigkeiten entstanden auf dem Marsche von Kap

Clarence nach Kap Faraday. Hier war das Eis zu wahren Bergen aufgeschichtet. Fürchterliche Schneetreiben und beständige Stürme aus Westen machten den Marsch fast unmöglich, und ohne Aussicht auf Wild und Nahrungsmittelvorräte wußte ich wohl, daß Untätigkeit Selbstmord bedeutete. Die Schlittenladung war leichter geworden, und jedes nicht unumgänglich nötige Pelzstück wurde fortgeworfen. Die nassen Stiefel, Strümpfe und Seehundsrücke konnten nicht getrocknet werden, denn Brennöl war wertvoller als Kleidung. Von allem wurde abgesehen, und mit leichtem Schlitten und verringerten Rationen ging es vorwärts über Eishügel und Schneedriften.

Auf unserem ganzen Zuge nach dem Pol hatten wir kein Eis gesehen, das derartige Schwierigkeiten bot wie dieses, so nahe der heimatischen Küste. Wieder schnitt der Wind Risse und Furchen in unsere Gesichter, und infolge von Überanstrengung und mangelhafter Ernährung hingen unsere Pelze auf eckigen Knochengerüsten mit verschrumpfter Haut.

Nach 35 Tagen unsäglicher Mühsal gelang es uns, Kap Faraday zu erreichen. Unsere Nahrungsmittel waren aufgebraucht. Wir standen jener verzweifelten Frage gegenüber, die uns auf unserem an Mißgeschicken reichen Marsche oft vorlag. Der Hungertod grinste uns entgegen. Wir waren noch weit ab von den Jagdgründen und hatten seit einem Monat keinerlei Getier zu Gesicht bekommen. Jede Faser unseres Körpers bebte vor Hunger und Kälte. In unserer Verzweiflung aßen wir Pelzstücke und nagten an den Leinen aus Walroshaut. Jede Mahlzeit bestand aus einem halben Licht und drei Tassen warmen Wassers. Zähne Walroshaut kochten wir und aßen sie mit Begierde. Bei dem Versuch, sie zu zerbeißen, brach ich mir einige Zähne aus. Das war hart für die Zähne, aber gut für den Magen, und wir hatten den großen Vorteil, für längere Zeit nicht von der Qual des Hungers gepeinigt zu werden. Aber nach diesem Verbrauch blieben uns nur noch einige wenige Streifen der Walrofsleine.

Da wir immer auf Umwegen marschieren mußten, lag noch eine Entfernung von 160 km zwischen uns und Kap Sabine, und die

Entfernung nach Grönland mochte bei offenem Wasser 300 km betragen. Diese Wegstrecke voll unbekannter Schwierigkeiten konnte nicht rascher als in einem Monat zurückgelegt werden. Wo, so fragte ich mich voll Verzweiflung, bekommen wir Lebensmittel für diese letzten dreißig Tage her?

Im Osten deuteten dunkle Nebel auf offenes, etwa 40 km von der Küste entferntes Wasser hin. Seehunde waren nicht auf dem Eise, auch keine anderen Zeichen von Leben zu erspähen, die uns hätten ermutigen können; nur alte Spuren von Bären und Füchsen waren auf den trostlosen Schneeflächen bei jedem Lagerplatze zurückgeblieben. Seit einigen Tagen hatten wir unser letztes Fleisch als Köder ausgelegt, um Bären anzulocken, aber keiner hatte gewagt, uns seinen Besuch abzustatten. Der ablandige Wind und die Nähe offenen Wassers gaben uns in dieser Hinsicht einige Aussicht.

Einen Tag hindurch taumelten wir weiter, als wir plötzlich Bärenspuren bemerkten. Diese stummen Zeichen, die wir im Halbdunkel auf dem Schnee gewahrten, erfüllten uns mit einem wilden Aufblühen neuer Lebenshoffnung. Am Abend des 20. März hatten wir alles sorglich für das Kommen des Bären vorbereitet.

Wir bauten ein Iglu, aber etwas stärker wie gewöhnlich, und errichteten davor eine Schanze aus Schneeblöcken, auf die wir recht anziehende Hautsegen legten, um die dunklen Umrisse eines ruhenden Seehundes vorzutäuschen. Darüber legten wir eine Schlinge, durch die Kopf und Nacken gesteckt werden mußten, um den Köder zu erreichen. Weitere Schlingen legten wir aus, um die Pranken zu verstricken. Alle Leinen wurden sicher auf solidem Eise befestigt. An allen Seiten des Schneehauses schnitten wir Gucklöcher aus und auch ein richtiges Tor, durch das wir entweichen oder einen Angriff machen konnten. Dann wetzten wir sorgfältig unsere Messer und Lanzen. Als alles fertig war, blieb einer von uns als Wache auf, während die anderen den notwendigen Schlaf suchten. Wir brauchten nicht lange zu warten. Bald rief uns ein knisterndes Geräusch auf dem Schnee zum Kampfe, und mit seiner kleinen, schwarzen Schnauze, den Hals weit vorreckend, kam die Bestie näher.

Durch das kleine Guckloch gesehen und im Gefühl unseres ausgehungerten Magens kam uns das Tier riesenhaft vor. Augenscheinlich war der Bär gerade so hungrig wie wir, denn er ging direkt auf den Köder los. Das Ausfalltor wurde geöffnet. Arwilah und Itukischuk traten heraus, einer mit der Lanze, der andere mit einer spitzen Harpune. Ich aber wußte, daß Lanze, Schlingen, Bogen und Pfeile nutzlos sein würden.

Während des vergangenen Sommers hatte ich Zeiten des Hungers vorausgesehen und meine letzten vier Patronen in meinen Kleidern verborgen. Die beiden Burschen hatten von deren Vorhandensein keine Kenntnis, denn sie sollten im äußersten Stadium des Hungers gebraucht werden, um irgendein Tier oder uns selbst zu töten. Diese verzweifelte Stunde hatte bisher noch nicht geschlagen.

Der Bär näherte sich langsam, gemessenen Schrittes, nach der Stelle schnuppernd, wo die Haut lag.

Ich riß die Leine, und die Schlinge zog sich über dem Hals des Bären zu. Im gleichen Augenblick wurden Lanze und Harpune in den Leib der brummenden Bestie gestoßen.

Ein wilder Kampf begann. Ich zog eine der unschätzbaren Patronen aus meiner Tasche, schob sie in mein Gewehr und gab dieses Arwilah, der zielte und Feuer gab. Als sich der Rauch verzogen hatte, lag der Bär blutend am Boden.

Wir häuteten das Tier ab und verschlangen sein warmes, dampfendes Fleisch. Unsere Kräfte wurden neu belebt, denn nun gab es Fleisch und Fett in schwerer Menge. Nach dem Erfolg dieses Renkontres hätten wir uns ruhig niederlassen und bequem einen Monat leben können, vorher aber wären Seehunde auf das Eis gekommen, um Sonnenbäder zu nehmen, und waren sie da, so war es ein leichtes, genügenden Vorrat für den Marsch nach Grönland zu sammeln. Wir blieben aber nicht ruhig sitzen. Grönland war in Sicht, und für einen Eskimo besitzt Grönland, trotz all seines eisigen Unbehagens, eine Anziehungskraft, wie sie das Himmelreich nicht größer haben könnte. In dieser Hinsicht, wie in manch anderer, war ich damals ganz Eskimo. In ganz kurzer Zeit

hatten wir uns so viel Fleisch einverleibt wie nur angänglich und streckten uns dann zu einem Verdauungsschlaf hin, um mit neuem Appetit auf eine weitere ausgiebige Mahlzeit zu erwachen. Schon aus Sparsamkeitsrücksichten mußten wir uns gehörig vollstopfen und so die Schlittenladung leichter machen. Als weiteres Essen unmöglich war, traten wir den Marsch nach der Heimatküste an, den schwerbeladenen Schlitten mit der lebenerhaltenden Beute hinter uns herziehend.

Aber noch lag ein Leben voller Fährlichkeiten vor uns. Andauernde Stürme, Berge aufgetürmten Eises und tiefer Schnee hinderten unser Vorwärtskommen, und unser Weg verlängerte sich durch weite Umgehungen von Schneedriften und trübte unsere Aussichten. Als wir nach unsäglicher Anstrengung Kap Sabine erreichten, war unser Lebensmittelvorrat wieder erschöpft.

Sier fanden wir einen alten Seehund, der, im Vorjahre gefangen, von Ponisca, dem Vater Itukishuks, versteckt worden war, und gleichzeitig eine rohe Zeichnung, die mit vielen Tränen benetzt worden war. Sie berichtete die Geschichte von dem erfolglosen Suchen eines liebevollen Vaters nach seinem Sohne und seinen Freunden. Das Fleisch des Seehundes hatte das Aroma von Limburger Käse, und das lange Liegen hatte den Geschmack verändert; da wir aber keine andere Nahrung hatten, waren unsere Gaumen leicht zufriedengestellt. In einem Öltuchbeutel fanden wir ein Pfund Salz, das wir wie Zucker aßen, war doch schon seit länger als Jahresfrist kein Salz über unsere ausgedörrte Zunge gekommen.

Saut, Fett und Fleisch wurden mit Genuß vertilgt, und jeder eßbare Teil des Tieres wurde sorglich auf den Schlitten gepackt, als wir die amerikanische Küste verließen.

Der Smith-Sund war frei von Eis und bis auf etwa 60 Meilen nordwärts offenes Wasser. Ein weiter Umweg war notwendig, um die gegenüberliegende Küste zu erreichen, doch Grönland lag verführerisch nahe. Leichten Herzens und mit dem trauten Vorgefühl der Heimat ging es längs der Bache-Halbinsel bis zu einem Punkt in der Nähe von Kap Louis Napoleon. Der Horizont war

jetzt ganz klar, und die aufsteigende Sonne hatte die Trübe des Winters vom Lande genommen. Durch kristallene Schluchten stürzten Ströme zu Tal, das Eis begann zu treiben, und die See wurde frei. Der Schnee funkelte bereits in der Vorahnung der Doppeltage und der Mitternachtssonne.

Knospendes Leben erschloß sich zu voller Blüte. An den gegenüberliegenden Küsten, die uns jetzt nahe schienen, war die gebärende Natur in voller Tätigkeit, um den Nachwuchs der Tiere in die Welt zu setzen. Zarte Bären tanzten nach dem Gebrumme der Mutter, junge Seehunde mit flaumigem Fell sonnten sich, und die kleinen Füchse äugten lustig beim Unterricht in der Kunst aller Listen. In dieser Zeit keimenden, knospenden Glückes wurden in diesem erwachenden Paradiese der Arktis auch unsere umdüsterten Sinne zu neuem Hoffen erweckt.

Wie Grönland so vor unseren Blicken lag, erschien es uns ein Eden. Dort waren meine Eingeborenen-Begleiter zu Hause, und dies bedeutete den ersten Schritt zu meiner eigenen, fernen Heimat; es war ein Land, das dem kämpfenden Manne die Aussicht der Existenz bot.

In Wirklichkeit waren wir jetzt, trotz aller vorausgegangenen schweren Bedrängnisse, mehr denn je einer verzweiflungsvollen Hungersnot preisgegeben. Grönland war nur 50 km entfernt, aber wir waren von ihm durch unpässierbares offenes Wasser — eine hoffnungslose, sturmdurchwühlte Tiefe — getrennt. Ich wußte in diesem Augenblick nicht, warum wir uns nicht niedersetzten und verhungerten und erfroren. Wir hatten nicht die leiseste Aussicht, hinüberzugelangen, und doch hielt Hoffnung, „das Etwas, das die Träume schafft“, unsere Augen offen.

Wir brachen auf. — Wir waren so abgemagert, wie Menschen es nur sein können. Die wenigen Fetzen Fleisch, Eingeweide und Haut des vor Jahresfrist vergrabenen Seehundes waren alles, was wir noch an Nahrungsmitteln besaßen. Wir zogen die ersten beiden Tage nordwärts über wild zerklüftete Eishügel und tiefen Schnee und taumelten und strauchelten wie todwunde Tiere über Eisklippen. Dann erreichten wir gutes, weiches Eis, aber offenes

Wasser zwang uns nordwärts und immer weiter nach Norden, fort von den geliebten Klippen, hinter denen die grönländische Heimath mit ihren reichen Jagdgründen lag. Es war uns nicht mehr möglich, unsere Füße zu setzen, aber auf dem guten, jungen Eise brauchten wir nur auf unseren eisstarrenden Stiefeln zu rutschen, das war eine Erleichterung für unsere müden Beine, und wir kamen doch rasch vorwärts. Die Tagemärsche wurden länger, die verkommene Seehundnahrung ging zur Neige, und Wasser gab es kaum. Das Leben schien nicht länger des Lebens wert. Wir hatten die Fleischsetzen und den gefrorenen Seehundproviand sparsam vertilgt; wir hatten andere Sachen gegessen — als letzte Rettung unsere Stiefel und die Lederriemen.

So entkräftet, daß wir nur noch auf Händen und Füßen kriechen konnten, erreichten wir die Spitze eines Eisberges, von der aus wir Annoatok gewahrten. Eingeborene, die uns lange tot glaubten, kamen uns entgegen, um uns zu begrüßen. Hier traf ich Harry Whitney¹. Als ich seine Hand in der meinen hielt, kam all das

¹ Über diese Begegnung äußert sich Harry Whitney in seinem sehr lesenswerten Buche „Hunting with the Eskimos“:

„Anderthalb Kilometer jenseits des glatten Eises trafen wir auf drei tommüde, hungrige Wanderer — einen Weißen und zwei Eskimos, obwohl sie sich in ihrer äußeren Erscheinung kaum voneinander unterschieden. Groß war mein Erstaunen, als sich der Weiße als Dr. Frederick A. Cook vorstellte, den ich längst im Norden umgekommen glaubte. Die beiden Eskimos Arvilah und Itukishuk waren seine einzigen Begleiter auf der weiten Reise, auf der sie fast zwei Jahre von aller Zivilisation abgeschnitten waren. Länger als ein Jahr mußte sich Dr. Cook mit den Eskimos in deren Sprache verständigen, da sie kein Englisch verstanden. Er war höchst erstaunt, hier einen Mann wie mich zu treffen. Die drei waren Gestalten, wie sie schlimmer nicht gedacht werden konnten; halb verhungert, entsetzlich schmutzig, und Dr. Cook hatte, wie seine Eskimos, Haare, die bis auf die Schultern herabfielen. Nach kurzem Aufenthalt kehrten wir nach unserem Lager zurück, Dr. Cook und ich auf Nibrados Schlitten, die beiden Eskimos mit ihren Stammesgenossen. Im Lager wurden die Hungrigen durch reichliches warmes Essen erquickt und schliefen dann etliche Stunden. Später holte Lipsu und Itukishuk mit einem Sundegeßpann den verlassenen Schlitten herbei. Dr. Cook blieb einige Tage in Annoatok, um sich zu erholen und dann mit Schlitten nach der dänischen Siedlung Upernavik zu eilen, wo er Verbindung mit einem Dampfer zur Zivilisation erhoffte. Ich begleitete ihn bis Itah, wo die Eskimos in freudiger Erregung über dessen Rückkehr waren. Cook blieb zwei Tage dort und ging dann, von Kulutingwah begleitet, nach dem Süden; letzterer kehrte am 30. Juni zu mir zurück.“

Traute einer lang vergessenen Welt über mich. Mit ihm ging ich zu meinem Hause, um nun zu erfahren, daß es während meiner Abwesenheit beschlagnahmt worden sei. Eine heftige Erbitterung stieg in mir auf, die ich schwer zu verbergen vermochte, doch eine warme Mahlzeit verscheuchte sie für eine Weile.

Bei passender Gelegenheit sagte ich zu Whitney: „Ich habe den Pol erreicht.“

Als ich dies zum erstenmal englisch aussprach, kam es über mich, als sagte ich etwas Ungewöhnliches. Doch Whitney zeigte keine große Überraschung und bestätigte durch seinen ruhigen Glückwunsch nur, was auch meine Ansicht war, daß ich weder etwas Außerordentliches noch etwas Unglaubliches geleistet hätte, denn die Erreichung des Nordpols schien im Vergleich zu unseren späteren Erlebnissen weniger bedeutungsvoll.

Whitney war, wie wohl allgemeiner bekannt, ein Sportsmann aus New Haven in Connecticut, der mehrere Monate im Norden auf der Jagd verbrachte. Er hatte Annoatok zum Ausgangspunkt seiner Streifzüge gemacht und den Winter in dem Hause verlebt, das ich aus Packkisten erbaut hatte.

Jetzt erschien mir die Welt lichter! Der mächtigste Faktor für diesen Umschwung war das Essen und wieder das Essen, Baden und nochmals Baden und reine Kleidung! Whitney bot mir unbeschränkte Gastfreundschaft in meinem eigenen Lager. Er beauftragte Pritchard, eine Mahlzeit nach der andern mit allen nur möglichen Gerichten aufzutischen, nach denen unser ausgehungertes Magen sich seit einem Jahre sehnte. Die Eskimoburschen wurden eingeladen, daran teilzunehmen.

Zwischen den Mahlzeiten oder, richtiger gesagt, zwischen der Reihenfolge der Mahlzeiten (denn es wurde eine nach der andern während der ganzen Nacht aufgetischt — nur unterbrochen durch Bäder und Atemschöpfen, damit sich meine Kinnladen ruhten und keinen Krampf bekamen) wusch ich mich mit richtiger Seife und warmem Wasser, dem ersten, das mir seit 15 Monaten zuteil wurde. Whitney half meinen hageren Rücken abschrubben und gab zu, daß ich der schmutzigste Mensch sei, den er jemals gesehen habe.

Von Whitney erfuhr ich, daß Peary Mitte August 1908 in Annoatok angekommen war und einen Bootsmann namens Murphy, nebst William Pritchard, einem Kabinenjungen von der „Roosevelt“, anstellte, um meine Sachen, die er weggenommen hatte, zu behüten. Murphy besaß alles andere, nur nicht Takt und Rücksichtnahme, und anstatt meine Habe in Obhut zu nehmen, verschacherte er sie gegen Pelze, um der Habsucht Pearys Genüge zu tun. Bei meiner Ankunft ging Murphy südwärts, um Pelze einzuhandeln.

In den ersten paar Tagen war ich zu schwach, um wegen des Diebstahls meines Lagers und meiner Vorräte nachzuforschen. Mit gesättigtem Magen und Whitney als warmem Freund zur Seite war ich gleichgültig. Ich war jetzt in keiner sonderlichen Not. Bei Ausnutzung der natürlichen Silbquellen des Landes war es unter Hilfe meiner Eskimofreunde möglich, wie ich es früher getan hatte, mir meinen Weg zur Zivilisation zurückzubahnen.

Nach und nach dachte ich jedoch über diese recht seltsame und unaufklärliche Geschichte der „Silbaktion für Dr. Cook“ nach und erzähle sie jetzt hier ohne weitere Verbitterung gegen Peary. Ich vergebe ihm den tatsächlichen Diebstahl meiner Vorräte; doch ist dieser ein sehr wesentlicher Teil der folgenden Streitigkeiten, von Streitfragen, die nur zu verstehen sind durch genaue Zusammenstellung aller Einzelheiten, die auf die sogenannte „Silbstation für Dr. Cook“ Bezug haben, denn diese war eine „Silbe“ nur in dem Sinne, daß ich von einem Lager unschätzbarer Vorräte befreit wurde¹.

¹ So sorgfältig alle die störenden Zwistigkeiten der Polkontroverse in dieser Ausgabe vermieden worden sind, können doch die nachstehenden Klagen und Beschwerden Dr. Cooks über seinen Widersacher Peary billigerweise nicht fortgelassen werden.

Diese Auslassungen des Verfassers sind voll auf durch die Erlebnisse seines getreuen Famulus Rudolph Franke, der ein Jahr vor seinem Lehrmeister in die Zivilisation zurückkehrte, bestätigt worden und können nur zur Charakteristik Pearys und des durch ihn heraufbeschworenen Polstreites beitragen. Vgl. „Frankes Erlebnisse“, im gleichen Verlage erschienen.

Der Herausgeber.

Als Peary im Jahre 1907 erfuhr, daß ich meinen Plan, den Pol zu erreichen, ausführen wolle, beschuldigte er mich, ehe er seine letzte Expedition antrat, unterschiedlicher Verletzungen der „Polar-Ethik“, wie er zu sagen beliebte. Ich hatte kein Bittgesuch eingereicht, den Nordpol entdecken zu dürfen. Jetzt wurde ich beschuldigt, seinen Weg, seinen Pol und seine Leute gestohlen zu haben. Diese Kette von Anklagen wurde in die Presse lanciert und nach Möglichkeit ausposaunt und ein Teil davon in einer offiziellen Anklage dem Internationalen Bureau für Polarforschung in Brüssel übergeben.

Was ist nun eigentlich „Polar-Ethik“? Es gibt keinen besonderen Gesetzkodex für die Arktis. Die Gesetze, die das Verhalten der Menschen zueinander regeln, sind in Newyork die gleichen wie in jedem anderen Teile der Erde. Man kann nicht Demokrat unter zivilisierten Menschen und Autokrat in der Wildnis sein. Man darf nicht rufen: „Saltet den Dieb!“ und dann die Diebesbeute in die eigene Tasche stecken. Wenn du an einem Orte ein Mitglied von Brüderlichkeit und Humanität bist, so mußt du es auch an einem anderen sein! Kurz, jeder, der ein Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes ist, braucht keine besondere Ethik. Nur der moderne politische Reformier ist es, der eines Mäntelchens heuchlerischer Ethik bedarf, um seine eigenen Missetaten zu verbergen. Ein Forscher sollte sich nicht dazu erniedrigen!

Wer hat die Macht, eine Lizenz zu verleihen, um den Pol zu suchen? Willst du in die verbotenen Gegenden Tibets eindringen oder in das Innere Sibiriens, so ist von den betreffenden Regierungen die Erlaubnis einzuholen, aber der Nordpol gehört keiner Nation weder durch das Recht der Entdeckung, der Besitzergreifung oder noch sonst irgendeins.

Wenn es ein Vergehen ist, mit einem Schiffe auf dem Nordatlantischen Ozean bis zu den Grenzen der Navigation vorzudringen, so klage ich Peary dieser Schuld an. Doch haben seit hundert Jahren viele diesen Weg eingeschlagen, bevor Peary seinen Anspruch auf den Pol erhob. Wenn ich schuldig bin, dann ist Peary es auch, denn er hat Davis, Kane, Greeley und vielen anderen ihren



Durch die letzte Patrone vom Jüngsttode gerettet



Gouverneur Krauel im Arbeitszimmer /
Ankunft in Upernavik

Weg gestohlen. Doch wie ich die Sachlage betrachte, so sollte ein moderner Forscher mit Stolz aus den Erfahrungen seiner würdigen Vorgänger Nutzen ziehen. Ich wenigstens habe einen gewissen historischen Genuß darin gefunden, den Wegen früherer Pfadfinder zum fernen Ziele zu folgen. Zu dieser Schuld und dieser Ehre bekenne ich mich auch jetzt, wie ich es immer getan habe. Die Unterschiebung, daß ich den von Peary gewählten Weg gestohlen hätte, ist unwahr. Denn von der Grenze der Schifffahrt an der grönländischen Küste ab wurde ich gezwungen, durch ein Land zu ziehen, das, obgleich Peary es vor zwanzig Jahren sah, von Sverdrup erforscht wurde, der von Peary die gleiche gehässige Behandlung erfuhr wie jeder andere Forscher, der das Unglück hatte, die Zirkel zu stören, die Peary sich einbildete als sein Eigengut in Anspruch nehmen zu dürfen.

Die Beschuldigung, Pearys Ideen geraubt zu haben, womit er die Auswahl der Nahrung und Ausrüstung sowie gewisse Reismethoden meinte, ist ebenso unbegründet, denn Pearys schwächste Seite ist gerade der absolute Mangel an System, an ordnungsmäßiger Vorbereitung und eigenem Durchdenken. Dies ist von Männern aller seiner früheren Expeditionen bestätigt worden. Früher beschuldigte mich Peary, daß meine Art des Arbeitens und meine Methode des Reisens von ihm entlehnt seien. Das war nicht wahr; wenn er aber später aus Verzweiflung ungehörige Dinge sagte und behauptete, mein System — das ihm abgesehen — sei mangelhaft gewesen, so wird diese Beschuldigung lächerlich. Was aber den Pol anbelangt — wenn Peary ein früheres Anrecht auf ihn hat —, so ist er noch da; wir haben ihn nicht fortgenommen, nur unsere Fußstapfen ließen wir dort zurück.

Was nun die Anklage betrifft, Pearys Jagdgründe und Leute benutzt und dadurch uns seine Privatrechte angemast zu haben, die sich über die ganze erreichbare Wildnis dieses Landstriches erstrecken, so mag er glaubwürdige Beweise dafür beibringen, daß hier sein privates Jagdgebiet war. Ist dieser Anspruch vollgültig, dann bin ich eines Vergehens schuldig, das ich nur aus Hungerqual beging.

Der Anspruch des Eigentumsrechts an den Tieren des niemand gehörenden Nordens will ich gern mit glaubwürdigen Entlastungsgründen dem Saager Schiedsgericht unterbreiten. Das aber ist ein Ausspruch, den niemand ernst nehmen wird. Der gleiche Eigentumsanspruch kann aber nie auf die Menschen geltend gemacht werden.

Die Eskimos sind ein freies und unabhängiges Volk. Sie erkennen unter sich keine Häuptlinge an und sind keinem außenstehenden Diktator untertan. Einen ins Land kommenden Fremden nennen sie wohl „nalegaksook“, was die Eitelkeit früherer Reisender mit „großer Häuptling“ übersetzte, die richtige Auslegung aber ist: „einer, der viel zu tauschen hat“ oder „der große Händler“. So nannten sie auch Peary. Das gleiche Kompliment haben sie auch anderen Tauschhandeltreibenden, Walfischfängern und Reisenden gemacht, mit denen sie Geschäfte tätigten. Trotz seiner Anmaßungen war Peary keineswegs als Wohltäter angesehen worden, ebensowenig wie andere Forscher.

Anfang 1907 ließ Peary einen unverständlichen, unerhörten Angriff gegen mich los, und zwei Monate nach meiner Erreichung des Nordpols ging er mit zwei Schiffen nach dem Norden, mit all den Vorteilen, die unbeschränkte Geldmittel und einflussreiche Freunde gewähren können. Ungefähr zu gleicher Zeit reiste mein Begleiter Rudolph Franke meinen Instruktionen gemäß nach Süden und verschloß mein Kistenhaus in Annoatok, in dem Vorräte aufgespeichert waren, die für zwei Jahre und länger ausreichten.

Die Schlüssel übergab er einem vertrauenswürdigen Eskimo. Unter dessen Schutz waren die wertvollen Lebensmittelvorräte für unbegrenzte Zeit sicher und keine Hilfsexpedition oder Unterstützung durch die Außenwelt notwendig.

Franke¹ hatte eine schwere Zeit durchzumachen, als er mit Boot und Schlitten südwärts zog. Mit Vorräten versehen, soviel er

¹ Rudolph Frankes Schicksale in der Arktis habe ich auf Grund seiner Aufzeichnungen und mir persönlich gemachten Schilderungen unter dem Titel „Erlebnisse eines Deutschen im hohen Norden“ veröffentlicht.

nur irgend fortschaffen konnte, focht er sich wacker durch Stürme, über aufgebrochenes Eis und tobende Seen. Seine Route erwies sich als unmöglich, doch schließlich erreichte er sein Ziel bei Nordstern, aber zu spät, um dort noch, wie er erwartet hatte, Wal-fischfänger anzutreffen. Damals war es für ihn unmöglich, zu unserem Lager nach Norden zurückzukehren, und da er allen zivili-sierten Proviant unterwegs verbraucht hatte, war er gezwungen, die Gastfreundschaft der Eingeborenen in ihren ungesunden Höh-len in Anspruch zu nehmen. Als Nahrung gab es hier nichts als halbverfaultes Fleisch und Fett, wie es die Eskimos aßen. Nach langer, verzweifelter Anstrengung mit Boot und Schlitten kehrte er nach Itah zurück, war dann aber völlig unfähig, weiterzugehen. Frankes Gesundheit schwand rasch dahin, und als er dachte, daß die Zeit gekommen wäre, sich hinzustrecken und mit dem Leben ab-zuschließen, lief ein großes, stattlich aussehendes Schiff in den Hafen. Seit Monaten hatte er keine zivilisierte Nahrung ge-kostet, und er sehnte sich, wie dies nur ein starrer, verhungertes Mensch kann, nach Kaffee und Brot.

Beinahe zu hinfällig, um von seinem Lager auf den Steinen aufzustehen, raffte er die letzten Kräfte zusammen und taumelte über die Reling des Schiffes, das mit Proviant reichlich aus-gestattet war. Nachdem er sich so weit erholt hatte, um sprechen zu können, bat er um Brot und Kaffee. Es war gerade Frühstücks-zeit. Auf seine Bitte erhielt er keine Antwort und wurde von Bord gewiesen. Er ging in seine trostlose Höhle zurück und flehte, daß der Tod ihm die Augen zudrücke, um seinen Leiden ein Ende zu machen. Bald darauf, als man erfahren hatte, daß in Annoatok ein Haus und ein Lager von Vorräten sei und daß der Mann Pelze und Elfenbein im Werte von 10 000 Dollar im Besitz habe, änderte sich Pearys „Gemüt“. Franke wurde an Bord gerufen und ihm Kaffee, Brot und Whisky gereicht. Zu schwach zum Widerstande, wurde er eingeschüchtert und in Schrecken gesetzt und unter Freiheitsberaubung gezwungen, Schriftstücke zu unterzeich-nen, die er nicht verstand. Für ihn bedeutete die Heimkehr das Leben, ein Zurückbleiben den Tod. Und das Schiff vor ihm war

seine einzige Aussicht zur Erhaltung seines Lebens. Unter diesen Umständen würde er natürlich seinen Namen unter jedes Schriftstück gesetzt haben, das man seinen müden Augen unterbreitete. Aber das Gesetz keines Landes würde ein derartiges Dokument anerkennen.

Auf diese Weise zwang ihn Peary, ihm Pelze und Elfenbein im Werte von 10 000 Dollar zu übergeben, außerdem mein Lager und meine Vorräte, etwa 35 000 Dollar wert, die nicht sein eigen waren, um sie auf jemand zu übertragen. Die besonders wertvollen elfenbeinernen Stoßzähne und Pelze wurden sofort in Besitz genommen und auf dem heimkehrenden Schiffe fortgeschickt.

Einer von den Narwalzähnen, der für mich tausend Dollar Wert hatte, wurde poliert und als Pearys Trophäe an den Präsidenten Roosevelt geschickt. War unter diesen Verhältnissen nicht der Präsident zum Abnehmer gestohlenen Gutes geworden?

Nachdem Franke als Passagier auf Pearys Proviantschiff „Eric“ heimgekehrt war, wurde ihm eine Rechnung über hundert Dollar für die Überfahrt präsentiert. Diese Rechnung war vermutlich der volle Betrag für seine Rückreise. Die unschätzbaren Pelze aber und die Elfenbeintrophäen wurden ohne weiteres widerrechtlich einbehalten. Das ereignete sich alles, als das Schiff südwärts ging.

Jetzt wollen wir das Schiff „Roosevelt“ auf seiner Piratenfahrt nach Norden verfolgen. Mit Peary als Führer kam es nach Itah. Von hier aus gab er Anordnungen, sich meines Hauses und meiner Vorräte zu bemächtigen. Das wurde erreicht, weil Peary ein Dokument mit seiner Unterschrift versah, das mit der folgenden, schamlosen Geheulei begann:

„Dies ist eine Hilfsstation für Dr. Cook.“

Whitney und ebenfalls Kapitän Bartlett waren aufs äußerste empört über die schamlose Frechheit dieses Raubes. Es wurde behauptet, die Vorräte seien im Stich gelassen worden. Die Leute, die Pearys Anordnungen ausführten, kamen zu Kulutingwah und erpressten von ihm den Schlüssel, mit dem sie die sorgfältig bewachten Vorratslager öffneten. Das Haus wurde in guten Stand gesetzt.

Murphy, ein wüster Kaufbold aus Neufundland, der gewöhnt war, Seeleute niederzuboyen, wurde mit selbstherrlichen Befugnissen angestellt. Er konnte weder lesen noch schreiben, aber es war ihm eine lange Vollmachtsurkunde eingehändigt, daß er mein Haus als Handelsfaktorei einrichten und sich meiner Vorräte bedienen solle.

Gätte Peary meine Vorräte für ehrliche Forscherzwecke verwendet, so würde ich ihm gern mein letztes Stück Brot gegeben haben, aber als ich erfuhr, daß er meine Sachen benutzt hatte, um seiner Gier nach geschäftlichem Gewinn zu frönen, war mir dies eine allzu bittere Pille.

Da Murphy nicht schreiben konnte, wurde Pritchard mit ihm zurückgelassen, um einmal wöchentlich die räuberischen Anordnungen zu verlesen. Pritchard sollte auch Rechnung führen über die gekauften Pelze und die — meist mit meiner Münze — gezahlten Preise. Murphy verbat sich bald die Verlesung der Instruktionen und stellte Lageraufnahme und Buchführung ein. Die Gemeinheit des heuchlerischen Treibens schien selbst in Murphys beschränktem Verstandskasten aufzudämmern.

Dieser selbe vorsichtige Murphy, der an das Barackenleben gewöhnt war, schwang ein Jahr lang die Fuchtel über dem Haupte Harry Whitneys, eines gebildeten Mannes und Millionärs. Aber Geld hatte hier oben keinen Wert. Frechheit und angemastete Gewalt schienen, wie in alten Zeiten, zu regieren, als noch die Seeräuber ihren Opfern das Gold raubten und sie auf einer Planke in die salzige Tiefe schickten.

Murphy und Pritchard, die besoldeten Sändler, setzten sich behaglich in meinem Lager fest. Whitney wurde als Gast zu bleiben eingeladen, um nach seinem Belieben zu jagen. Diese Gesellschaft lebte ein Jahr auf meine Kosten, aber das Los Whitneys als geladener Gast war hart; er mußte für dieses Privileg, wie man mir erzählte, an Peary zweitausend Dollar und mehr bezahlen. Sein Entschluß, dort zu bleiben, war durch die Enttäuschung herbeigeführt, daß er während des Sommers auf der Jagd keinen Erfolg gehabt hatte. So war er gegen die Unbill der Polarregion schlecht

ausgerüstet. Ohne Nahrungsmittel und eigene passliche Kleidung war er von Murphy abhängig und auf dessen Anordnungen angewiesen. So ging die Zeit hin, und die Polarnacht mit ihrer grimmen Kälte kam heran. Murphy jedoch verbot ihm streng, unter den vielen gesammelten Pelzen solche für die Winterkleidung geeignete auszusuchen. So mußte er während des langen Winters in seiner Jagdgewandung aus Schaffell frieren. Mehrere Male stand er auf dem Punkte, mit Murphy handgemein zu werden, aber der junge Pritchard mit seinem freundlichen und anständigen Benehmen beruhigte ihn immer wieder, so daß er die Zähne zusammenbiß und Flegelien hinunterwürgte.

Sein Vorhaben eines Jagdausfluges kam nicht zustande, weil dieses Murphy bei seinem Einhandeln der Felle störte. Die schlimmste und brutalste Behandlung jedoch war die nahezu unglaubliche Grausamkeit, daß er Whitney monatelang genügendes Essen verweigerte, obendrein noch von meinen Vorräten, obgleich er diese Nahrungsmittel gelegentlich benutzte, nutzlos Sunde zu füttern.

Alles dies geschah unter dem Einfluß Pearys und seitens des gemeinen, sich aufspielenden Murphy, den Peary in seinem Buche einen „durchaus vertrauenswürdigen Mann“ nennt!

In dem scheinheiligen Bemühen, sich weißzubrennen, sagte Peary bei späterer Gelegenheit (s. „Der Nordpol“, S. 76), daß er Murphy zur Überwachung anstellte, „um zu verhindern, daß die Eskimos nicht die Vorräte und Ausrüstungsgegenstände plünderten, die hier von Dr. Cook zurückgelassen wurden“. Das war eine gemeine, niedrige, unwürdige Verleumdung eines wackeren, rechtschaffenen Volkes, unter dem der Diebstahl unbekannt ist. Ja, unbekannt, denn sie kennen den Diebstahl nur bei dem ehelosen Weißen, die keine Achtung vor dem Eigentum anderer und vor Menschenrechten haben, die aber die Eskimos instinktiv besitzen; jene fallen in ihr Land ein und berauben sie und andere Forscher mit der Unverschämtheit mittelalterlicher Seeräuber.

Von Annoatok nach Upernavik

Durch das dänische Grönland

In Annoatok verbrachte ich mit Whitney einige anregende Tage. Die Eskimos waren indessen alle fort nach Süden auf dem Walroßfang bei Nürke. Kulutingwah kehrte mit einem großen Zug Hunde zurück. Da bot sich mir Gelegenheit zum Versuch, die dänischen Ansiedlungen zu erreichen — denn schnell nach Hause zu kommen, war jetzt mein einziger Gedanke. Kulutingwah stand in meinen Diensten. Er bewachte meine Vorräte, als 1908 das Schiff „Roosevelt“ ankam und er gezwungen worden war, den Schlüssel zu meinem Hause herauszugeben. Er war angestellt worden, an bestimmten Stellen für uns Proviant niederzulegen und die amerikanische Küste zu unserer Rettung abzusuchen. Peary aber, der vorgab, eine „Silfsstation“ zu errichten, zwang Kulutingwah, seine Stellung als Hüter meiner Vorräte aufzugeben, verbot ihm jeden Versuch, nach uns zu suchen, und untersagte ihm und jedermann, Murphy, Pritchard und Whitney eingeschlossen, mir Beistand zu leisten, wenn je eine Zeit käme, wo Hilfe notwendig sei. Kulutingwah wurde (auf Pearys Befehl aus meinen Vorräten) gut entlohnt, um meine Interessen im Stich zu lassen, aber ebenso wie Bartlett, Whitney und später auch Pritchard verurteilte er Pearys niederträchtige Handlungsweise. Als ich ihn fragte, ob er mich auf der langen Reise nach Upernavik begleiten wolle, erwiderte er: „Peary annutu“ (Peary wird wütend werden). Kulutingwah war jetzt auf meine Kosten in Pearys Diensten, doch ich bestand darauf, daß er wieder in meine trete, was er auch tat. Dann begannen wir unsere Vorbereitungen für die Reise nach Süden.

Von Whitney begleitet, ging ich nach Itah, und für diesen Teil der Reise gab mir Murphy murrend einen sehr knappen Wochenproviant, worüber ich ihm eine Quittung gab. Diese Anerkennung

wurde später von Peary als Quittung veröffentlicht, um die Meinung zu erwecken, als hätte er alle die gestohlenen Vorräte ersetzt.

In Itah war ein reiches Proviant- und Ausrüstungslager vor einem Jahre von Kapitän Bernier, dem Leiter einer Expedition nach dem Norden, die von der Kanadischen Regierung entsandt war, angelegt worden, das zu Whitney's Verfügung gestellt worden war. In diesem Lager fand ich Nahrungsmittel, neue Ausrüstung, Waren zum Tauschhandel und reine Unterkleider, die meine Frau an die Kanadische Expedition gesandt hatte. Mit all diesen Dingen vervollständigte ich meine Ausrüstung zur Rückkehr in zivilisierte Gegenden¹.

Um schnell nach Hause zu kommen, würde, so überlegte ich, am besten sein, nach den dänischen Siedlungen in Grönland zu gehen, 700 Meilen südlich, und dann mit einem der ersten Dampfer nach Europa. Von Upernavik wird die Post in kleinen Booten der Eskimos nach Umanak gebracht, von wo direkte Verbindung mittels Regierungsdampfer nach Europa besteht. Wenn ich diese Reiseroute wählte und einen Schnelldampfer nach Amerika nahm, berechnete ich, daß ich Anfang Juli Newyork erreichen könne.

Whitney wollte auf die Ankunft der „Eric“ warten, die ihn im

¹ Diese Vorräte waren glücklicherweise unter der Obhut Whitney's zurückgelassen worden. In den nächsten Monaten bedrohte ihn Murphy zu verschiedenen Malen, um auch diese Dinge an sich zu nehmen, aber Whitney's Gerechtigkeitsgefühl war doch derart, daß keine weitere Plünderung zugegeben wurde.

Das feindliche Gebaren, das Peary gegen Sverdrup und andere Forscher zur Schau getragen hatte, wurde hier von seinem Vertreter nachgeahmt. Captain Bernier war für die amerikanische Küste verpflichtet worden, um das Land im Westen für Kanada zu erforschen und in Anspruch zu nehmen, und wünschte einige Eingeborene als Hilfsmannschaft. In Itah wohnten Nachkommen von Eskimoauswanderern gerade aus jener Gegend, die Bernier erforschen sollte. Diese Leute waren voll Sehnsucht, in das Land ihrer Väter zurückzukehren und wären für Bernier hervorragende Führer gewesen. Murphy erbot sich freiwillig, die Eskimos zu fragen, ob sie mitgehen wollten. Er ging an Land und gab vor, er wolle versuchen, Führer zu verpflichten, tatsächlich aber hat er nie einen Eskimo gefragt, ob er mitwolle. Dann ging er zurück und sagte, daß nicht einer mitgehen wolle. Später prahlte er Whitney und Pritchard gegenüber mit seiner Schlaueit, wie er Captain Bernier hintergangen habe.

Kommenden August nach Süden bringen sollte. Wenn er, wie er plante, über die Hudson-Bucht ging, hoffte er im Oktober in Newyork zu sein. Obwohl dies der leichteste und sicherste Weg, die Heimat zu erreichen, gewesen wäre, so hoffte ich doch bei der von mir geplanten Route vier Monate früher als die „Eric“ in Newyork zu sein.

Die Reise von Itah nach Upernavik beträgt ungefähr 1150 km, eine Reise so lang und fast so beschwerlich wie die nach dem Pol. Ich wußte, daß sie Schwierigkeiten und Gefahren einschloß — das Ersteigen von Bergen und Gletschern, das Überqueren offener Wasserläufe in der vorgeschrittenen Jahreszeit, sobald das Eis treibt und Schneefall eintritt, und das Ziehen der Schlitten durch Schlamm- und Wasser.

Angeichts dieser Gefahren bot mir Whitney an, meine Instrumente, Notizbücher und die Flagge in Obhut zu nehmen und sie auf dem Schiff nach Süden zu bringen. Ich wußte, daß ein etwaiger Proviantverlust auf meiner Reise durch Wild ersetzt werden konnte, aber die Instrumente, die auf Gletschern oder in der offenen See verloren gingen, waren unersetzlich, überdies hatten die Apparate ihren Zweck erfüllt. Die Korrekturen waren mir nur für eine spätere Nachprüfung von Wert. Deshalb nahm ich sie nicht mit mir, auch ist es gefährlich, die Korrekturen bei den Instrumenten zu lassen.

In der Kiste, die ich Whitney übergab, waren verpackt: ein französischer Sextant, ein Peilkompaß von Aluminium mit Azimutbestimmung, ein künstlicher Horizont in dünnen Metallrahmen gefaßt, mit Alkoholhebel und Flügelsschrauben justiert, ein Aneroid-Barometer von Aluminium, eine Aluminiumschachtel mit Maximal- und Minimal-Alkoholthermometer, andere Thermometer und auch ein Schwimmkompaß. Alle diese Apparate hatte ich mit mir geführt.

Außerdem ließ ich andere Instrumente, die auf der Silfsstation gebraucht worden waren, zurück. Dabei waren Papiere mit Korrekturen, Vergleichen, Beobachtungen und anderen Aufzeichnungen, ein kleines Tagebuch, auf losen Blättern geschrieben, die einige

Lagernotizen und meteorologische Angaben enthielten. Diese waren in einem der Instrumentenkästen verpackt. Auf besonderes Ersuchen Whitney's ließ ich auch meine Flagge dabei.

Weiterhin übergab ich Whitney's Obhut mehrere große Kisten mit Kleidern und anderen Sachen, die meine Frau geschickt hatte, auch ethnologische Sammlungen, Pelze und geologische Funde. In eine dieser Kisten wurden auch der Instrumentenbehälter und meine Papiere verpackt.

Whitney's Pläne änderten sich später. Sein Schiff „Eric“ war noch nicht angekommen, als Peary zurückkehrte. Whitney einigte sich mit Peary und kam auf des letzteren Schiff „Roosevelt“ nach Hause. Wie ich später erfuhr, nahm Whitney, als die „Roosevelt“ ankam, meine Instrumente aus einer der Kisten und packte sie in seinen Koffer. Peary hatte ihm verboten, meine Sachen mitzunehmen, und alles mir Gehörige wurde Wind und Wetter und den Eingeborenen des äußersten Grönland überlassen. Seitdem habe ich nichts von den Sachen gehört und weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

Über Itah und Annoatok, und auch auf meiner Reise ostwärts habe ich wenig Aufzeichnungen gemacht. Soweit ich mich entsinne, verließ ich Annoatok in der dritten Woche des April. Als ich von Whitney schied, versprach ich ihm, Hunde und Führer für seinen beabsichtigten Jagdzug zu senden. Auch sagte ich ihm zu, für Winterkleidung geeignete Pelze zu besorgen, da er, Peary's Befehlen gemäß, keinen selbständigen Handel unternehmen durfte. Es war ihm nicht gestattet, Trophäen zu sammeln oder sich die ihm absolut notwendigen Pelze zu erhandeln, ebensowenig durfte er sich Führer oder Hunde beschaffen, um seine Absicht, auf großes Wild zu jagen, auszuführen. Alles dieses sollte ich für Whitney besorgen, sobald ich die Dörfer weiter südlich passierte.

Bei Überschreitung des Hochlandes, über den Kristallpalast-Gletscher nach der Sontag-Bucht, wurden wir von einem heftigen Sturm überrascht und im Schneetreiben auf dem Hochlande begraben. Beim Abstieg nach See hin kamen wir in die neue Herrlichkeit des beginnenden Sommers.

Auf unserem Marsche nach Nürke stießen wir auf ein großes Dorf von Schneehäusern. Hier war alles zur Frühlingsjagd auf Walrosse versammelt, und man hatte viele Tiere erbeutet. Durch fortgesetzte Übersättigung waren die Jäger in eine Art Vielfraß-Stumpfsinn geraten. Es dauerte nicht lange, daß auch wir uns vollgestopft hatten und auf einem ähnlichen Standpunkt anlangten.

Meine beiden Burschen waren dabei, und die Zeit verging hauptsächlich mit den Erzählungen der Eingeborenen über den Nordpol.

Als sie wieder unter ihren Landsleuten waren, berichteten Arwilah und Itukischuk über ihre merkwürdige Reise. Sie hatten natürlich keine klare Idee, wo sie gewesen waren, aber sie erzählten von ihrem außergewöhnlichen Siebenmonatsmarsche und daß sie eine Gegend erreicht hätten, in der es kein Wild und kein Leben gab; dann von dem Zuge weit über das Polarmeer, wo die Sonne nachts nicht niedersank, und von ihrer Jagd auf der Rückreise mit Schleudern, Schlingfallen und Pfeilen. Das waren ihre stärksten und klarsten Reiseindrücke¹.

¹ Jetzt erfuhr ich auch, daß die Eskimos ihren Stammesgenossen von ihrer Ankunft bei dem mythenhaften „großen Nagel“ erzählt hatten, doch hatte das für sie viel weniger Bedeutung, als die Mühsale, die sie durchgemacht hatten und die eigenartigen Jagdmethoden.

Unter sich haben die Eskimos eine eigene Art, sich zu verständigen, eine Ausdrucksweise und Auffassung, die ein Fremder niemals lernt. Meistens können die Weißen nur eine besondere und einfachere Sprache, in der die Eskimos ihre Gedanken ausdrücken. Teilweise ist die Unzuverlässigkeit ihrer Aussagen hierauf zurückzuführen, wenn ein Weißer etwas von ihnen erkunden will. Dann aber ist zu berücksichtigen, daß in diesen Leuten das angeborene Verlangen besteht, auf jede Frage so zu antworten, wie es nach ihrer Ansicht angenehm und erwünscht ist. In allen Indianerstämmen ist die Sucht zu gefallen notorisch viel stärker als die Wahrheitsliebe. Die Tatsache, daß meine Eskimos, als sie später über mich befragt wurden, antworteten wie oben berichtet, ich wäre nicht weit außer Sicht des Landes gegangen, erklärt sich teilweise aus meinen Unterweisungen und andererseits aus ihrem unvermeidlichen Verlangen, in gefälliger Weise Bescheid zu geben.

Sobald sie unter sich über die Erreichung des „großen Nagels“ sprachen, sagten sie stets — was sie auch später Peary wiederholten —, daß sie immer nur wenige Tage außer Sicht des Landes marschiert seien, ein durch Luftspiegelung verursachter Irrtum, den ich in der guten Absicht bestätigte, einer Panik vorzubeugen und sie in dem falschen Glauben zu ermutigen, nahe am Lande zu sein. Wochenlang jedoch waren wir in dichte Nebel gehüllt, so daß überhaupt nichts zu sehen war. Die Eingeborenen hatten davon gehört und

Von Nürke aus überschritten wir den Murchison-Sund, längs Wasserläufen, an denen Walrosse gejagt wurden, und setzten von da unsern Kurs auf den östlichsten Punkt der Northumberland-Insel.

Dann kamen wir zunächst in den Inglefield-Golf. Unsere Gesellschaft war zahlreicher geworden. Die Hälfte der Eingeborenen wollte sich uns gern anschließen, um zu den freundlichen und beliebten Dänen in Südgrönland zu wandern. Doch wegen der vorgerückten Jahreszeit mußten wir die Märsche forcieren, und da ein langer Schlittenzug ein rasches Fortkommen hindert, verringerte ich die Zahl der Leute und tauschte verschiedene meiner Mannschaft gegen bessere Helfer, die sich mir boten, aus.

Von einem Punkte in der Nähe von Itiblu erstiegen wir die blauen Gehänge eines schneefreien Gletschers und gelangten nach einem gefährvollen Wege um die steilen Klippen in die Wolken und tiefen Schneemassen des Inlandeises. Vierundzwanzig Stunden kämpften wir uns hier durch den tiefen Schnee, wobei uns nur der Wind die Richtung zu unserem Ziele wies. Aus dieser Region beständigen Nebels und Sturmes stiegen wir zur See, zum Booth-Sund, hinab. Nach einer guten Rast ging es von hier über vortreffliches Eis bei herrlichem Wetter nach Umamui am Wolstenholm-Sund. Hier waren viele Eingeborene versammelt, bei denen wir uns ausruhten und durchfütterten, um uns für die lange, gefährvolle Fahrt, die noch vor uns lag, vorzubereiten.

Wir lagerten bei Kap York. Vor uns erglänzte die mächtige, schimmernde Fläche der Melville-Bucht bis hin zu den fernen dänischen Küsten. Nur wenige Männer hatten es gewagt, sie zu passieren. Wir wußten nicht, welches Geschick unserer harrte, aber wir waren zu allem bereit. Wir zogen ostwärts bis an eine Insel, wo uns die Eingeborenen mit Begeisterung begrüßten, und dann gingen wir weiter über trügerisches Eis nach dem Süden. Der

befragten sie darüber. Wir marschierten und lagerten „sieben Monate hindurch“ auf dem Packeise. Warum wurde dies nicht erwähnt? — Wir erreichten eine Stelle, an der die Sonne nachts nicht unterging, wo die Differenz von Sonnenhöhe bei Tag und Nacht zu unerheblich war, um den Eskimos die Zeit, wie sie es gewohnt waren, anzuzeigen.

Schnee war nicht tief und das Eis ziemlich günstig. Die Seehunde, die sich in der Sonne des jugendlichen Sommers wärmten, mehrten unsere Vorräte. Zahlreiche Bärenspuren reizten die Jagdlust und verdoppelten unser Tempo. In zwei Tagen hatten wir den „Teufelsdaumen“ zur Rechten, und am Schluß von dreieinhalb Tagen genossen wir den freudigen Anblick der dänischen Klippen und der halbzivilisierten Eskimos.

Der Weg von Annoatok bis zu diesem Punkt mit seinen vielen Umwegen über See und Land war fast so weit wie der von Annoatok zum Pol, aber wir hatten ihn in weniger als Monatsfrist zurückgelegt. Mit einem Rekordmarsch über die Melville-Bucht nahmen wir eine lange Reihe von Hindernissen, denen Ericksen und seine Gefährten nach wochenlangem Qual und Kälte fast erlegen wären. Wir hatten den gleichen Weg in ein paar Tagen bei der Annehmlichkeit reichlicher Nahrung, die wir unterwegs erbeuteten, gemacht.

Der Weg hinter dem dänischen Archipel war gut und sicher. Als wir weiter vordrangen, erzählten die Eskimos von Dorf zu Dorf von der Erreichung des Nordpols. Rasch ging es weiter nach Tassuasak, das wir Mitte Mai erreichten; es ist dies einer der kleinen Handelsplätze, die zum Distrikt Upernavik gehören.

In Tassuasak traf ich Carl Dahl, einen mir geistesverwandten dänischen Beamten, bei dem ich eine Woche blieb. Er sprach nur Dänisch, das ich nicht verstand, aber trotzdem uns unsere Idiome unverständlich waren, unterhielten wir uns bis zwei oder drei Uhr morgens, auf irgendeine Weise übertrugen wir unsere Gedanken, und als er verstanden hatte, was ich ihm erzählte, nahm er meine Hand und bot mir warme, von Herzen kommende norssische Anerkennung.

Hier besorgte ich für Whitney Tabak und andere Bedarfsartikel. Für die Eskimos kaufte ich verschiedene Geschenke, und all das wurde auf die zurückkehrenden Schlitten verpackt. Dann kam die Stunde, wo ich von meinen treuen Wilden aus dem höchsten Norden Abschied nehmen mußte.

Mittels Schlitten und Umiaf (Boot aus Häuten) setzte ich meine Reise nach Upernavik fort.

Upernavik ist eine der größten dänischen Ansiedlungen in Grönland und einer der wichtigsten Handelsplätze. Es ist eine kleine Stadt mit einer Bevölkerung von etwa 300 Eskimos, die in kistenartigen Hütten aus Grasfoden hausen. Das Städtchen ist außerdem der Wohnort von sechs dänischen Beamten, die mit ihren Familien in bequemen Häusern leben.

Ich traf hier am 20. Mai 1909 frühmorgens ein und ging sofort zu dem Hause des Gouverneurs Kraul. Der Gouverneur selbst — ein großer, kahlköpfiger, würdig aussehender Mann von etwa 50 Jahren, mit freundlichen Manieren und bedeutenden literarischen Kenntnissen — öffnete mir auf mein Klopfen an der Haustür. Er ließ mich gastfreundlich eintreten, dann aber musterte er mich vom Kopf bis zu den Füßen.

Ich war ein rauh aussehender Besucher. Ich trug einen alten Seehundsrock, abgetragene Bärenfellhosen, Strümpfe aus Hasenfell und über diesen abgenutzte Seehundsfellstiefel. Ich war außerordentlich schmutzig, mein Gesicht hager und bronzefarben, mein Haar ungeschoren, lang und verwildert. Immerhin fühlte ich mich nach einem Bade und in reiner Unterkleidung, die ich mir eine Woche vorher in Tassuasak besorgt hatte, recht behaglich. Später wurde diese Kleidung durch andere, die mir Gouverneur Kraul gab, ersetzt, und einiges davon trug ich auf meiner Reise nach Kopenhagen. Meine Erscheinung war eine derartige, daß mich die Frage des Gouverneurs: „Saben Sie Läuse an sich?“ durchaus nicht überraschte.

Einige Jahre vorher hatte er mehrere arktische Reisende unterstützt, und eine Brut dieser Parasiten war für lange Zeit als Plage der Ansiedlung zurückgeblieben. Ich überzeugte ihn aber, daß er mich trotz meines nicht gerade einnehmenden Äußeren ohne Gefahr aufnehmen könne.

In seinem Hause genoß ich alle Annehmlichkeiten eines vornehmen Heims, und eine große Bücherei stand zu meiner Verfügung. Auch hatte ich ein großes, prächtiges Federbett mit reinen

Bezügen. Ich schlief jeden Tag vier Stunden und widmete vier bis fünf der Ausarbeitung meiner Notizen.

Beim Frühstück erzählte ich Gouverneur Kraul kurz von meiner Reise, und obgleich er höflich und freundlich war, merkte ich, daß er bezüglich meiner Erreichung des Pols skeptisch war. Ich blieb einen Monat bei ihm, benutzte seine Federn und sein Papier und legte die letzte Hand an meinen Reisebericht, an dem ich so viel bei Kap Sparbo gearbeitet hatte. Meine Notizen lagen verstreut umher, und Gouverneur Kraul las sie. Als er sie gelesen hatte, waren seine Zweifel verschwunden und seine Begeisterung groß.

Gouverneur Kraul hatte seit einem Jahre keine Nachrichten aus der übrigen Welt und verlangte ebenso sehnlich wie ich nach Briefen und Zeitungen. Ich las seine Zeitungen des letzten Jahres mit lebhaftem Interesse, und während ich damit beschäftigt war, kam ein großer Dampfer in den Hafen. Es war der Walfischfänger „Morning“ aus Dundee, dessen Führer, Kapitän Adams, mit Briefen und Zeitungen an Land kam. Er erzählte von der bedeutsamen Reise Shackletons nach dem Südpol, als Eröffnung der Ereignisse des Jahres. Dann äußerte er seine Meinung dahin, daß England in seiner Politik amerikanisch würde, und nachdem er über sein Glück beim Walfisch-, Seehunds- und Fischfang berichtet hatte, erzählte er mir, daß die größte Neuigkeit aus Amerika der Erfolg der „Lustigen Witwe“ und der „Dollarprinzessin“ sei. Ich wurde an Bord geladen, um das erste Beefsteak und das erste frische zivilisierte Essen, das ich zwei Jahre entbehrt hatte, einzunehmen. Hierauf erzählte ich ihm von meiner Poleroberung. Meine Erzählung interessierte ihn ungemein, und alles, was ich berichtete, schien seine eigenen vorgefaßten Ansichten der Verhältnisse zu bestätigen. Als ich wieder an Land ging, nahm ich als Geschenk einen Sack Kartoffeln mit. Gouverneur Kraul und mir schienen diese Kartoffeln die größte Delikatesse zu sein, denn sowohl ihr Geschmack wie ihre tadellose Frische verschafften unseren Mahlzeiten den Abschluß eines erlesenen Nachtisches.

Ich gab Kapitän Adams einige Auskünfte über neue Jagdgründe, die er, beim Abschiede, aufzusuchen versprach.

Das Leben in Upernavik war interessant. Unter anderem beobachteten wir am 17. Juni eine totale Sonnenfinsternis. Nach unserer Zeitrechnung begann sie abends 7 Uhr 8 Minuten und endete um 9 Uhr 10 Minuten.

Tagelang sahen die Eingeborenen ängstlich nach der kommenden geheimnisvollen Dunkelheit bei der zu erwartenden Sonnenfinsternis aus, waren wir nun doch einmal in einem Land voll Sorgen und Beschwerlichkeiten. Stürme auf Stürme sollten dann folgen, bis die Atmosphäre ausgetobt; dann sollte keine Jagd auf Seehunde gemacht werden, und alle braven Leute sollten beten. Obgleich dabei ein heftiger Südweststurm wehte, waren doch die letzten Tage vor der Finsternis klar und warm.

Gouverneur Kraul schlug einen Beobachtungsplatz auf der Höhe der östlichen Felsen vor; sein Assistent Anderson und ich begleiteten ihn. Wir nahmen graue und bernsteinfarbige Brillen, Papier und Feder, Kamera und Feldstecher mit. Bevor wir aufbrachen, war ein kleiner Teil der nördlichen Sonnenscheibe bereits verdeckt. Die Luft war ruhig und der Himmel wolkenlos. Eine günstigere Gelegenheit hätten wir uns nicht wünschen können, und obendrein war ganz warmes Wetter. Das Zwitschern der Schneeammern und das Summen der Bienen gaben uns das freudige Bewußtsein des kurzen arktischen Sommers. Winzige Sandfliegen erhoben sich in Wolken, und die See glänzte und gleißelte in zauberischem Mittsommer Sonnenschein. Kleine Gruppen der Eingeborenen, in prächtiger Tracht, versammelten sich hier und dort und warfen zuweilen einen scheuen Blick nach der Sonne, um zu sehen, was sich da ereignen würde, und unterhielten sich murmelnd, mit halblauter Stimme.

Als ein Drittel der Sonnenscheibe verdunkelt war, wurde es uns unmöglich, den beschnittenen Kreis mit ungeschützten Augen zu beobachten. Es war merklich finster geworden. Die Eingeborenen verstummten und bewegten sich nach der Kirche hin. Die Vögel hörten auf zu singen, die Fliegen sanken zu Boden. Die Luft wurde, ohne die Sonne, rasch kühl, und die leuchtenden Konturen des Landes verblüfferten sich. Das tiefe Blau des Meeres ver-

blaßte in ein trübes Purpurgrau, und der Mittagsglanz des hellen Lichtes mit seinen tiefen Schatten verlosch. Der brennende Glitzer des Wassers wandelte sich immer mehr in eine silbrige Färbung, und der Alabasterton der Eisberge hüllte sich in graue Schleier.

Sobald sich ein spärlicher Lichtschein wieder um die Sonnenscheibe bildete, wußten wir, daß die totale Finsternis vorüber war, und es schienen uns nur wenige Sekunden vom nächtlichen Dunkel bis zum hellen Mittagssonnenschein zu vergehen.

Als es am dunkelsten war, baten die Eskimos, die Kirchentüren zu öffnen, und der Gedanke an eine unmittelbare Gefahr kam mit der Gewalt einer Panik über sie. Vor und nach der Finsternis war ein einzelner Stern sichtbar. Ein leichter rosiger Schein blieb am westlichen Horizont, während das Himmelsgewölbe in wechselnden Tönen bläulichen Purpurs erglänzte.

Nachdem das Meer wieder in seinem gewöhnlichen Glanze leuchtete, gab Gouverneur Kraul der ganzen Eingeborenenfiedlung ein Fest unter Verteilung von allerlei Kleinigkeiten.

Etwa am 20. Juni kam das dänische Proviantschiff „Godthaab“, unter Befehl des Kapitäns Genning Shoubye, von Südgrönland an. Inspektor Dougaard-Jensen und Handelschef Wehe waren an Bord, auf einer Besichtigungsfahrt längs der dänischen Siedlungen; desgleichen war eine Anzahl wissenschaftlicher Forscher auf dem Schiffe. Unter diesen befanden sich die Professoren Thompsen und Steensby sowie Dr. Krabbe. Gouverneur Kraul forderte mich auf, ihn an Bord der „Godthaab“ zu begleiten. Hier begegnete ich zum erstenmal den Herren, die mir später meine Reise südwärts nach Kopenhagen so interessant und angenehm machten. Der Gouverneur berichtete ihnen meine Erreichung des Pols. Zunächst schien ihr Interesse an dieser Neuigkeit kein sonderliches, später aber wurde jede Einzelheit der ganzen Expedition eingehend erörtert.

In einigen Tagen segelte die „Godthaab“ von Upernavik nach Umanak, und ich wurde ihr Passagier. Kapitän Shoubye erkundigte sich ruhig, aber ständig nach den Einzelheiten meiner Reise. Offensichtlich war er überzeugt, daß ich Tatsachen vorbrachte,

denn als wir in Umanak, dem gesellschaftlichen Hauptort von Nord-Grönland, ankamen, empfingen mich die Leute mit Begeisterung, da sie von dem Kapitän über meine Tat unterrichtet waren.

Nachdem wir in der Nähe von Umanak gebunkert hatten, segelten wir nach Süden.

Im „Kongens Gæsthuset“ in Eggedesminde, dem einzigen Hotel in Grönland, traf ich Dr. Norman-Jensen, einen Wissenschaftler, mit dem ich mich unterhielt. Er fragte mich aus, und bald war ein enges Verhältnis zwischen uns hergestellt.

Später, als die „Gadthaab“ die Missionsexpedition bis zu den allernördlichsten Eskimosiedlungen an der Nordsternbucht gebracht hatte und dann zurückkehrte, kamen von Kap York mit Knud Rasmussen andere Dänen an Bord. Sie wußten die Geschichte, daß meine beiden Eskimos erzählt hatten, ich hätte sie zum „Großen Nagel“ mitgenommen¹.

¹ Hiermit schließt Dr. Cooks arktischer Reisebericht. In der Erstausgabe folgten diesem noch die Abschnitte „Von Grönland nach Kopenhagen“ und „Von Kopenhagen nach den Vereinigten Staaten“, die jedoch heute keinerlei Interesse mehr beanspruchen und hinsichtlich der Leistung und des Erfolges des Verfassers gänzlich ohne Belang sind. Daran schloß sich weiteres umfangreiches und unerquickliches Material über den Polstreit, der, wie bereits im Geleitwort betont, hier ausgeschaltet blieb. Erwin Volkmann.

Fragen betreffend die Berechnung der Lage des Nordpols

Von Frederick A. Cook

Ein ziemlich verwickeltes halbwissenschaftliches und akademisches Material ist in die polare Diskussion hineingebracht worden, der Beweise bei den Observationen halber. Das vorliegende Problem bietet eine Fülle interessanter Punkte, und um diese zu erläutern, muß ich den Leser bitten, mit mir zu diesem illusorischen und imaginären Fleck, dem Nordpol, zurückzugehen. Hier finden wir keinen Pol und Hunderte von Meilen ringsumher nichts, was diesen Punkt kennzeichnen könnte. Wir befinden uns da im Mittelpunkt eines großen treibenden Eismeerres, und nach allen Richtungen hin, über 900 km weit, dehnt sich die gleiche, trostlose Einöde des schwimmenden, mahelnden Eises aus. Ich glaubte damals, daß wir den Pol erreicht hätten, und es kam mir gar nicht in den Sinn, daß sich je der Ruf nach absoluten Beweisen erheben würde. Ein derartiges Ansinnen ist früher niemals gestellt worden. Die gewöhnlichen Angaben der eigenen Darstellung des Forschers waren stets auf Treu und Glauben hingenommen worden. Aber wir wollen die Frage uns wieder vorlegen und das ganze Problem durchprüfen.

Gibt es überhaupt einen absoluten Beweis für ein Problem dieser Art? Gibt es irgendeinen sicheren Stützpunkt, von dem aus die Frage erörtert werden kann? Wir sind hier der üblichen Landmarken, festgelegter trigonometrischer Punkte beraubt. Das Bestreben, einen Beweis zu erbringen, ist das gleiche, als wollte man einen Punkt mitten im Ozean fixieren. Doch da hat man den ungeheuren Vorteil, daß man die Deviation des Kompasses kennt, genaue Zeit und denkbar gewissenhafte Korrekturen hat. Nicht nur, daß man auf See eine genaue Beobachtung der Gestirne und andere astronomische Berechnungen vornehmen und leicht und rasch von einem Gestade zum anderen kommen kann, sondern man hat auch verlässliche Reduktionstabellen, die auf Grund der im Laufe langer Jahre gesammelten Erfahrungen aufgestellt sind.

Alles dieses entbehrt man in der Mitte des Polarmeeres zu der Zeit, in der es überhaupt möglich ist, dorthin zu gelangen. Da gibt es keine Nacht und keine Sterne, und die Sonne, der einzige Gegenstand, nach dem man eine Position berechnen kann, steht nicht absolut fest. Sie steht so niedrig am Horizont, daß ihre Strahlen, bevor sie die registrierenden Instrumente erreichen, im Winkel abirren, während sie den dicken Schleier der wogenden Eisnebel durchdringen. Dieser Nebel lagert stets über dem Packeise, auch an klaren Tagen. Die sehr niedrige Lufttemperatur und die irreleitenden, schwankenden Spiegelungseffekte verschiedener Luftschichten mit grundverschiedenen Temperaturen, wobei jede Schicht von variierender Dichtigkeit ist, bringen verschiedene Mengen eisiger Feuchtigkeit mit sich.

Alles dieses gibt den Sonnenstrahlen, auf denen die Berechnung von Breite und Länge beruht, die irreführende Erscheinung eines Ruderblattes in klarem Wasser. Da erscheint das Ruder im Winkel gebogen. Die Sonnenstrahlen werden in ähnlicher Weise abgelenkt, weil sie durch eine unbekannte Schicht reflektierender Luft hindurchdringen, für deren Beschaffenheit kein Gesetz gefunden werden kann, bevor nicht die moderne Luftschiffahrt es so weit gebracht hat, das sehr komplizierte Problem einer Geographie der Atmosphäre zu ergründen. Aus diesem Grunde und mehreren anderen, wie wir sogleich sehen werden, geht die Idee des Beweises durch Berechnungen, wie sie Peary und die Lehnstuhl-Geographen ausflügelten, in die Brüche.

Wir wollen eine Mittagsbeobachtung vornehmen — eine ausgezeichnete, sichere Methode, die Breitengrade in den meisten Zonen der Erde zu bestimmen, nach der wir seit Jahrhunderten gelernt haben, sichere Korrekturen zu machen, und die durch ihre Nützlichkeit für die Kunst der Navigation grundlegend geworden sind. Etwa fünf Minuten vor der lokalen Mittagszeit geht der Schiffskapitän, den Sextanten in der Hand, auf die Brücke. Seine Zeit ist genau, und selbst wenn nicht, so geht die Sonne auf und unter und verändert daher ihre Höhe rasch. Der Kapitän stellt die Sonne auf einen festen Winkel seines Sextanten ein und legt das Instrument beiseite; dann nimmt er es wieder auf, bringt die Sonne auf den Horizont und prüft sein Instrument. Die Sonne ist etwas höher gestiegen, aber es ist noch nicht Mittag. Dies wird immer wiederholt, und schließlich fängt die Sonne an zu sinken. Jetzt ist es lokal Mittag. Das gibt eine ungefähre Kontrolle seiner Zeit, und er hat einen bestimmten, sicheren Anhalt für seine Beobachtung, fast auf die Sekunde, wenn sie genau gemacht ist — sobald die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat. Derartige Vorteile sind unmöglich, sobald man sich dem Pol nähert. Durch wochenlanges Hinjagen über das Packeis werden die Chronometer nicht besser, und die plötzlichen Temperaturwechsel beeinflussen ungünstig ihren Mechanismus, weshalb die Zeit, dieser allerwichtigste Faktor, auf dem alle astronomischen Angaben beruhen, bestenfalls nur eine ungefähre Schätzung ist. Aus diesem Grunde allein, wenn nicht auch aus den anderen, wie durch unbekannte Strahlenbrechung und andere optische Täuschungen, wird die Bestimmung der Länge, sobald man sich dem Pol nähert, eine schwierige und unzuverlässige. Das sei alles zugegeben; aber die Breite, rufen die Stubengelehrten, ist leicht und sicher festzustellen! Wir wollen einmal sehen!

Die Zeit naht, wo man am Mittag einen kleinen Sonnenblick hat, aber welches ist die Lokalzeit? Die Chronometer mögen, ja sie sind mit Wahrscheinlichkeit weit von ihr entfernt, und hier ist keine Möglichkeit, sie auch nur annähernd zu korrigieren. Ich meine nicht auf Stunden, sondern hier handelt es sich um unbekannte Differenzen von Minuten, und jede Minute bedeutet eine Meile. Wir wollen sehen, welchen Einfluß dies auf unsere Mittagsbeobachtung hat. Fünf oder zehn Minuten vor der lokalen Mittagszeit nimmt der Beobachter seinen künstlichen Horizont und legt sich, mit dem Sextanten in der Hand, auf den Schnee. Eine kleine Schneedrift und der die Nase erfrierenlassende Wind erleichtern dies Unternehmen nicht. Die Finger sind vor Kälte erstarrt; das Instrument muß mit Handschuhen gehandhabt werden; die Kälte durchdringt Mark und Bein, und die Augen sind von Schnee und Eis geblendet, Arme, Hände und Beine werden steif vor Kälte und Untätigkeit. Er versucht genau das, was der Seekapitän in Bequemlich-

keit auf der Brücke tut, aber seine Zeit ist eine schätzungsweise, er beobachtet die Sonne, er ist bestrebt, festzustellen, wann sie am höchsten steht, aber das ist etwa so, als wenn man einem Mädel winkt, das uns den Rücken kehrt.

Die Sonne geht nicht, wie in gemäßigten Klimaten, auf und unter — sie umkreist nur den Horizont Tag und Nacht in spiralem Lauf so nahe der Kimmlinie, daß es praktisch eine Unmöglichkeit ist, durch die bisher zur Verfügung stehenden Mittel festzustellen, wann sie am höchsten steht. Man mag eine Stunde auf dem Schnee liegen, selbst mit der Geduld und Ausdauer eines Hiob, die absolut sichere Bestimmung des höchsten Punktes der Sonnenhöhe oder des lokalen Mittags ist nahezu eine physische Unmöglichkeit.

Diese Beobachtung ist keine genaue und ergibt brauchbare Resultate nur in Verbindung mit anderen Berechnungen. Diese Resultate sind bestenfalls noch abhängig von der unbekanntem Schwankung bei großer atmosphärischer Lichtbrechung. Der Student der Erdkunde wird, des bin ich sicher, einwenden, daß dagegen die Magnetnadel ein einfaches Mittel wäre, denn wenn man sicher ist, daß die Nadel nach einer bestimmten Richtung zeigt, dann ist es eine einfache Sache, hiermit annähernd die Zeit und die höchste Mittagshöhe der Sonne zu bestimmen; aber seitdem die Korrektion der Magnetnadel, wie die der Breite und Länge, auf einer genauen Zeitbestimmung basiert ist und da sie überdies durch andere lokale und allgemeine unbekante Bedingungen beeinflusst ist, deshalb eben ist der Kompaß, dieser beste Ratgeber des Seemannes, ebenso unzuverlässig, um die Position im Polarmeer zu bestimmen, wie alle anderen Hilfsmittel.

Bei der Vornahme derartiger Beobachtungen muß ein künstlicher Horizont verwendet werden. Er bietet wieder einen unkontrollierbaren Bestandteil der Ungenauigkeit bei allen arktischen Beobachtungen, sobald die Sonne niedrig steht.

Ich machte meine Beobachtungen bei einem Sonnenstand von ungefähr 32° über dem Horizont. In diesem Winkel hebt sich das Sonnenbild von Glas und Quecksilber in wenig deutlichen Umriffen ab, es ist ein bloßer Lichtschein und nicht ein vollständiges, scharfumrissenes Bild der Sonne, wie es eine regelrechte Beobachtung erfordert.

Pearys Sonnenhöhen betrogen sämtlich weniger als 7° . Ich möchte den sehen, der mit der Sonne in diesem Winkel ihr klar begrenztes Bild auf dem künstlichen Horizont hervorzubringen vermag.

Alle solche Beobachtungen sind daher unzuverlässig wegen des unvollkommenen Kontakts, für den es bisher keine Korrekturen gibt.

Die Frage der durch Strahlenbrechung hervorgerufenen Irrtümer ist von größter Bedeutung. Selbst in bekannten Zonen, wo wir durch die seit alters her gesammelten Erfahrungen genaue Korrektionstabellen besitzen, würden wohl, auch mit allen diesen Vorteilen ausgerüstet, nur wenige Schiffer, wenn die Sonne nur 7° über dem Horizont steht, Observationen vornehmen und dann diejen sicherlich keinen Wert beimessen.

In der Arktis weist das Problem der Strahlenbrechung mutmaßliche Ungenauigkeiten nicht nur von Sekunden und Minuten, sondern möglicherweise von Graden auf. Jeder Reisende der Arktis hat unter gewissen atmosphärischen Bedingungen beobachtet, wie ein Hund die Größe eines Bären zu haben scheint. Ein Aabe erscheint oft wie ein Mensch, und eine Erhöhung, nur 8 m hoch, in geringer Entfernung, erhebt sich zu den Größenverhältnissen

eines Berges. Die Spiegelungen stellen alles auf den Kopf, und die ganze polare Topographie ist von optischen Täuschungen irreführt. Viele Forscher sahen die nach der langen Polarnacht wieder aufgehende Sonne über dem Seehorizont ein oder zwei Tage vor der tatsächlichen Zeit ihres Wiederscheins. Dieses ergibt einen Irrtum bei der Observation, der 100 und mehr Kilometer betragen kann. — —

Trotz aller dieser Ungewissheiten kann ein durchführbarer Kurs über die leeren Stellen der Landkarte ausgearbeitet werden, aber immerhin bleibt dabei das schwer festzustellende Rätsel der Eisdrift bestehen. Ist der Kurs gesetzt, so kann die Strecke des Tagemarsches kontrolliert werden durch Schätzung der Schnelligkeit, und mittels der Uhr das stündliche Vorwärtskommen. Als Gegenkontrolle dient der Schrittmesser oder andere automatische Meßarten der zurückgelegten Entfernung. Das Kürzerwerden der Schatten bei Nacht und das allmähliche Herankommen an einen Punkt, wo die Nacht- und Tagschatten etwa die gleiche Länge haben, besitzt für den positive Überzeugungskraft, der dem Autobeweise zugänglich ist, und wie dies wohl jeder Polarforscher sein wird. Aber offen und ehrlich gesagt, wenn ich jetzt alle diese Methoden zur Feststellung des Nordpols oder zur Position eines Reisenden unterwegs dahin überblicke, dann muß ich gestehen, daß jeder Versuch eines Beweises, der auf Berechnungen beruht, auf dem Fundament möglicher und unbekannter Genauigkeit aufgebaut ist. Berechnungen mögen einen Lehnstuhl-Geographen überzeugen, der eine vorgefaßte Meinung hat, aber der wahre Wissenschaftler wird darin, bei den vielen Gelegenheiten zu oben-erwähnten Irrtümern, keinen tatsächlichen Beweis finden. Ein Verdikt auf Grund derartiger Daten muß stets lauten: „Nicht erwiesen!“, wenn das Beweisverfahren auf wirklich wissenschaftlicher Prüfung des Materials beruht, das im günstigsten Falle und der Natur der Dinge nach nicht mit der von der Wissenschaft geforderten Präzision gehandhabt werden kann. Der tatsächliche Beweis — wenn ein Beweis überhaupt möglich ist — ist der lückenlose Zusammenhang der in dem abschließenden Buche niedergelegten Daten nebst allen logischen Erscheinungen.

Anhang

Kopie der Reiseaufzeichnungen¹

Die nachstehende Abschrift der täglichen Eintragungen in eines meiner Original-Notizbücher zeigt die Expedition von Svartevoeg bis zum Nordpol und zum Land zurück, Schritt für Schritt.

Wie man ersieht, sind die hier wiedergegebenen Originalnotizen meistens kurze Angaben und Andeutungen, hastig hingeworfene Tabellarisierungen und Merkszeichen, Bemerkungen, die später ausgearbeitet werden sollten. Die rauhe Umgebung, das ungenügende Material und eisige Finger ermutigten nicht gerade zu umfangreichen Aufzeichnungen unterwegs. Die meisten dieser Reisenotizen wurden während des Aufenthalts am Jones-Sund abgeschrieben und eine Anzahl auch in Grönland kopiert und ausgearbeitet.

Bei der Vorbereitung dieser Expedition mußte jedes Stück der Ausrüstung und jede besondere Kraftaufwendung der einen größten Notwendigkeit, weite Entfernungen rasch zurückzulegen, unbedingt untergeordnet werden. Unter reiflichster Überlegung machten wir uns nach dem Nordpol auf, mit dem unerschütterlichen Entschluß zum Erfolge, und obgleich ich den Wert eingehender wissenschaftlicher Arbeit durchaus nicht unterschätzte, sah ich nur zu deutlich, daß derartige Arbeit nicht auf einer pionierartigen Fahrt, wie der unsrigen, geleistet werden könne. Deshalb überlasteten wir uns weder mit umfänglichen Instrumenten noch durften wir uns durch anziehende wissenschaftliche Untersuchungen sonderlich ablenken lassen. Ausgearbeitete Resultate kann man nicht beanspruchen, aber die auf arktischen Expeditionen gebräuchlichen Daten sind mit aller erdenklichen Gewissenhaftigkeit gesammelt worden.

(Aufzeichnungen, die, für gewöhnlich, am Ende jedes Tagemarsches niedergeschrieben sind)

Monat u. Jahr	Tag	Zurückgelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)
März 1908	18.	26	Svartevoeg. Vorratsversteck für die Rückkehr angelegt. Die Hilfsmannschaften kehren heim. Mittags Aufbruch; 4 Mann, 46 Hunde, 4 Schlitten; 26 Meilen. Eis; wenig Schnee; Land wegen Drift außer Sicht. Lager auf einem alten Eisfeld. Unangenehme Nacht; Luft feucht, scharf. Iglu aus hartem Schnee schlecht gebaut. Weitere Notizen dieses Tages bis

¹ Diese Aufzeichnungen sind, ohne Umrechnung, originalgetreu.

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)
März 1908	19.	21	zur Unleserlichkeit verwischt. Kompaßbeobachtungen, wo nicht anders bemerkt, genau.) Klarer, über Land dick; — 56° f.; Wind 2 W.; Sonne schwach; leichter Nebel. Unterwegs schlechteres Eis; Axt gebraucht; schwere Übergänge. Lager auf großem Hügel. Kann keine Vorräte zurücksenden. Müssen einen Tag mitkommen.
	20.	16	Land klarer sichtbar; Himmel bedeckt; Wind WSW. 1; Eis ungünstig. Kleines Iglu. Letzte Mahlzeit der Heimkehrenden.
	21.	29	Erwachen, Sonne N.O.; orangenes Glühen; — 63° f.; Barometer 30.10, beständig; keine Wolken; Himmel blaß purpurn. Mehr Schnee (auf dem Eise); knirschende Schlitten; Spiegelungen, Länder, Berge, Vulkane. Luft leicht; Wind N.; Grant-Land nur noch ein Streifen; — 46°. Qual des Schneebledens; Marsch 14 Stunden.
	22.	22	Vormittags; Wind O. 3; — 59°. Ausbruch 12 Uhr (mittags); Horizont klarer; Wind 2; Dunsthimmel N. Grant-Land sichtbar. Nachmittags (später), Temperatur steigt auf — 46°. Wind erträglich stark; strichweise Preßeis; der große Strom. Lager am Ufer auf altem Eise; Eisgeräusche; Suchen nach einem Übergang. Junges, elastisches Eis.
	23.	17	Überschreiten des großen Stromes. Junges, gefährliches Biegeeis; westlicher Himmel wieder bedrohlich; Eisdrift ostwärts; Eisfelder klein; in der Nähe offene Wasserrinnen. Kurs vom 85. auf 97ten; — 40°; 11 Stunden Marsch; 23 Meilen, Vorwärtskommen 17 Meilen. Eisgeräusche; Nacht schön; Sonne versinkt in fallendem Nebel. (Später) goldiges Glühen; Packeis violett und schwach purpurblau; Himmel spät teils bewölkt, im Westen erscheint Land.
	24.	18	Beobachtungen 83.31—96.27; — 41°; Barometer 29.70. W. Nebelbank und diesig. Ausbruch nachmittags; kein Lebewesen; altes Seehundloch und Bärenspuren; weiter Marsch; günstigere Eisverhältnisse. 10 Stunden; Schrittmesser 21 Meilen; Lagern bei aufkommendem Sturm; jagende Wolken; Anzeichen von Land W. 18 Meilen (ungefähre Schätzung).
25.	18	früh durch die Zunde geweckt. Sturm flaut bald ab; Temperatur bei Sonnenaufgang — 26°, später — 41°; im W. wieder diesig. Zurück zum Gepäck; Frachendes Eis; aufbrechendes und abtreibendes Eis und die Eispaltenepisode. Im Schlaffack ins Wasser;	

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)
März 1908	26.	17	Eiswasser und Pemmican; Eismaschen. Guter Marsch über neuzusammengefrorenes Eis; Eistreiben. Noch immer windig; wechselndes Schneetreiben; neuer Sturm droht. Wie ruhebedürftig! Starfer Wind während der Nacht. Position DK. 84.24 bis 96.53.
	27.	16	Bis Mittag im Lager. Die ganze Nacht starke Winde; flauen um Mittag ab; etwas aufklarend; Sonne; Wetter wechselnd. Kurzer Marsch; unterwegs böig; lagern früh. Barometer 29,05.
	28.	0	Wetter noch immer unbeständig. Temperatur -4° ; Barometer 29,15; W. bedrohlich. Kein Vorwärtskommen. Drift. Im Lager. Besorgnis wegen Stabilität des Iglu. Einsturz des Iglu. Mitternacht: Norden bewölkt, Eis aber hell mit vielen Erhebungen.
	29.	9	Ausbruch früh nachmittags. Im W. etwas Blau; die Sonne bricht durch; Packeis rissig; schwerer Marsch, wegen der frischen Spalten. Lager mitternachts; nur 9 Meilen.
	30.	10	Land, 9 Uhr vormittags, aufklarend; Land gesichtet; westlich lagern Wolken darüber. Observationen 84.50, 95.36; Einfluß des Landes, Südspitze, augenscheinlich W. bei S. zu W. bei N. Andere Einwirkungen ergaben später einen Küstenstrich längs des 102. Meridians vom $84^{\circ} 20'$ bis $85^{\circ} 10'$ Breite. Um das Land mußte viel offenes Wasser sein, denn Dunstmassen verhüllten einen Teil unausgesetzt. Stets niedriger Nebel; Küste nicht sichtbar; tagelang erwarteten wir etwas im W. zu sehen, aber niemals klare Rimm. Wahrscheinlich zwei Inseln S. wie Seiberg, 1800 Fuß hoch, Täler, Berge, Schnee N., Plateau 1000 Fuß, dünnes Eis, helle Nächte. Aus dem Observationsjournal: Barometer 30.10, war in zwei Stunden von 29.50 gestiegen; Windstärke 2—3. S.; Nebelschwaden O.; Wasserdünste W.; Schatten (der 6 Fußstange) 39 Fuß.
	31.	10	Land im Nebel; Wind W. 2—0. Aufbrechen des Eises, kein Zeichen von Leben — seit 83° .
April 1908	1.	18	(Marschzeit) 9 bis 6; besseres Eis; größere Flächen; weniger störende Spalten; Temperatur -32° . Nachts nicht mehr dunkel.
	2.	12	(Ausbruch) 9.30; (Salt) 8. Weiches Eis, harter Schnee; Eis 28 Fuß und 32. Nachts hell, aber wolfig. Temperatur -35° ; Barometer 39.10; schwierige Wasserrinnen.

Monat u. Jahr	Tag	Zurückgelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Keisenotizen)
April 1908	3.	10	8.30 bis 6.30; Temperatur -39° ; Barometer 30.12; Himmel mittags durchklarend, aber niedrige Wolken und eisiger Nebel halten sich dauernd in W. und N. Nacht hell; Sonne um Mitternacht in Wolken und Dunst.
	4.	14	8.45 bis 6.10. Schnee weicher; Schneeschuhe benutzt; haben 11 Eispalten überschritten; viel Trümmereis; Blöcke und kleine Erhebungen.
	5.	14	9 (vorm.) bis 5.45 (nachm.). Schnee besser. Eisfelder größer. Todmüde! Schneeschuhe.
	6.	14	8.10 (vorm.) bis 6.15 (nachm.). Schnee hart. Eis flach. Wenige Erhebungen. Weniger wellig. Schnee (Schuhe). Sonne von vorn.
	7.	14	11 bis 10. Herrliches, klares Wetter; auch in der Nacht unbewölkter Himmel. Die Sonne mitternachts zum erstenmal gesehen. Eis 36 Fuß (dick). (Eine andere Messung ergab 21 Fuß.)
	8.	9	Beobachtung vor Aufbruch 86.36, 94.2. Trotz, wie es schien, langer Märsche legten wir in 9 Tagen nur 106 Meilen zurück. Übergänge erforderten weite Umwege. (feldnotiz) Barometer 29.50, steigend; Temperatur -37° ; Windstärke 2, NW.; Wolken 3; Schatten (6 Fußstange) 32 Fuß.
	9.	14	9 vorm. bis 5.30 nachm.; Schnee hart; Eis ziemlich daselbe; schneidender Wind; Frostbeulen. Durchnässte Kleider.
	10.	16	10 nachm. bis 7 vorm. Arbeitszeit verändert; große Märsche und lange Arbeitszeit nicht mehr möglich; Schnee gut; Eis ständig besser; körperliche Ermattung fühlbarer; Wind 1—28 W.
	11.	15	10.30 bis 8 Uhr morgens. Beobachtung am Ende des Marsches 87.20, 95.19; die Eischwierigkeiten des „Big Lead“ überwunden; höchster Norden; wenig Trümmereis; alte Eisfelder weniger schwierig; Besorgnis wegen Lebensmittel; Wind 3. W. (sicher); 300 Meilen in 24 Tagen; Arbeit unterbrochen; zu ermattet, um die Instrumente zu beobachten. (Von anderen Keisenotizen: Temperatur -39° ; Barometer 29.90.)
	12.	21	11 abends bis 7 morgens. Wir denken daran, umzukehren. Verminderte Rationen. Soffen bei wärmerer Witterung zu sparen. Sehr schwierige Eisverhältnisse. Beinahe wie Landeis. Wind 2. WSW. fürchterliche Eintönigkeit.
	13.	17	12 Uhr nachts bis 7 morgens. Dasselbe gletscher-

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)
April 1908			artige, harte Eis. . . Ausnahmeweise einmal Suppe. Eiserhebungen von 15—20 Fuß. Arwilah beim Aufbruch in Tränen. W. dunkel. Sonne hinter ziehenden Nebeln. Eis wechselnd. Offene Rinnen.
	14.	23	11 Uhr nachm. bis 7.10 vorm. 88.21, 95.52. Schwacher, aber durchdringender Wind. Hinter dem großen Feld kleineres Eis. Einige offene Rinnen. Wenig Anzeichen von Preßeis. Schnee weich, aber weniger stark. Sunde laufen rascher. 100 Meilen vom Pol. (Aus anderen Observationsnotizen: Barometer 29.90, fallend; Temperatur — 44°; Schatten (6 Fußstange) 30½ Fuß.
	15.	14	10 abends bis 7 morg. Eis dasselbe. Wind 1 SW. Arbeit bis zur Erschlaffung. Todmüde und abgespannt durch endloses, monotones Marschieren.
	16.	15	10.30 bis 8 morgens. Verschiedene alte Eisfelder passiert. 6 Übergänge ausgeführt. Wind 1—3. WSW.
	17.	13	10.15 bis 8 morgens. Eis dasselbe. Neue Spalten. 7 Übergänge ausgeführt. Einige große Erhebungen sichtbar. Eis weniger schwierig. Temperatur — 40°; Barometer 30.00. Weniger Reibung der Schlitten.
	18.	14	9 bis 6 morgens. Trümmereis, aber weich. Horizontlinie nicht so unregelmäßig als die des südlicheren Eises. Himmel und Eis dunkel purpurblau. (Barometer 30.02.)
	19.	16	11 bis 8 morgens. (Position) 89.31, 94.03. Lager auf altem Eisfeld, das einzige mit großen Erhebungen. Große Eisfelder; Oberfläche gleichmäßiger, aber den weiter südlich gelegenen nicht unähnlich. Sagte den Eskimos, daß der Pol in zwei Durchschnitts-Märschen erreicht sein würde. Extra-Rationen verabfolgt. Kast im Zelt. (Barometer 29.98; Temperatur — 46°.)
	20.	15½	8 abends bis 4 morgens. Ein anregender Marsch; Eis erglüht in Purpur und Gold; Eskimos singen. Wind S. 1.89; 46.45, 94.52. Von neuem begeistert; guter Marsch. Temperatur — 36°; Barometer (unleserliche Notiz); Kurs auf 97. gesetzt.
	21.	13½	1 abends bis 9 morgens. Mittagsbeobachtungen 89; 59.45; Schrittmesser 14. Lager; kurzer Schlaf im Zelt; nach Beobachtungen vorwärts; Zelt aufgeschlagen; (auch) Schneelager gemacht, um zwei Kunden Voll-Observationen ausführen zu können. Temperatur 37.7°; Barometer 29.83. Nichts Erhebendes;

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)
April 1908			<p>kein Pol; eine See von unbekannter Tiefe; Eismeer in Bewegung; neue Risse und offene Rinnen; aber Oberfläche, wie weiter S. Zocherfreut, finden für den Ausdruck keine Worte. Todmüde und erschöpft! Wie ruhebedürftig! 12 nachts. Sonne scheinbar ebenso hoch wie mittags, in Wirklichkeit aber etwas höher, entsprechend ihrem Aufgang. Stolze Befriedigung — Trocknen der Pelze und Photographieren. Gedankengang der Eskimos und ihre Enttäuschung vom Pol. — Gedanken an die Heimat und ihre Lieben. Doch welche Eintönigkeit von Himmel, Wind und Eis! Die Gefahren des Rückwegs. (Aus anderen Beobachtungspapieren: Temperatur schwankt von -36° des Quecksilber- bis 39° des Alkohol-Thermometers; Wolkenhöhe 1; Windstärke S. 1; Eisblink O.; Wasserhimmel W.; Schatten (der 6 Fußstange) 28 Fuß.</p>
	22.	0	<p>Weiteres Lager 4 Meilen südlich. Machen 4 Beobachtungen der Sonnenhöhe; S. mittags, W. um 6, N. um 12 mitternachts; O. um 6 Uhr morgens. Eis dasselbe; mehr offene Stellen; Wind 2—3; Temperatur -41°; (nach den Reisenotizen) WSW. 1—2. Nur zwei große Erhebungen sichtbar. (Es wurden zwei Serien Beobachtungen über die Sonnenhöhe gemacht, 2 am 21. April im ersten Lager, 4 am 22. im anderen Lager und eine weiter mitternachts vom 22. zum 23. Vor Aufbruch Blechkapsel niedergelegt.)</p>
	23.	20	<p>Antritt des Rückmarsches 12.30 mittags. Schön klar — Eis weich, aber viele neue Spalten. Temperatur -41°. Kurs auf 100. Meridian.</p>
	24.	16	<p>11 bis 9 Uhr morgens. Diese Berichte wurden am Schluß jedes Reisetages geschrieben und geben die Vorkommnisse des Tages wieder. So ist die Eintragung über den 24. tatsächlich am Morgen des 25. geschrieben, sobald wir im Lager waren. Wind 1—2 W. Temperatur -36°. Eis weich, felder größer; 5 Übergänge; freudige Vorstellung der Heimat.</p>
	25.	15	<p>8 bis 8. Temperatur -37°; Wind 1—2 WSW.; Eis dasselbe. Das Aufbrechen des Eises vor uns macht mir Sorge, den Eskimos Freude.</p>
	26.	14	<p>9 bis 7. Wachsende Sorge wegen der Rückkehr; Möglichkeit des Aufbrechens des Eises und offenen Wassers nahe am Lande; leichter Wind; das Eis zeigt neue Risse, aber wenig offene; es scheint ge-</p>

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)
April 1908			ringes Preßeis; wenige Erhebungen; Schnee hart und denkbar guter Weg.
	27.	14	9.30 bis 8. Eis daselbe. Wind SO. 1; gutes Marschieren; Übergänge nicht gefährlich; Sunde gut aufgelegt; Eskimos vergnügt, aber alle sehr müde. Temperatur -40° .
	28.	14	9.15 bis 7.45. Eis daselbe; Wind 1 W.; Schnee ziemlich hart; wenige Erhebungen und keine Preßeislinien.
	29.	13	Von Mitternacht bis 8.45 morgens. Eis mehr in Bewegung; neue Risse; einige offene Spalten, aber keine Wasserläufe. Wind 1 S.
	30.	15	Mitternacht bis 8 morgens. Schrittmesser zeigt 121 Meilen vom Pol; Lager 87.59—100; Beobachtungen 88.01, 97.42. Kurs halben Strich mehr W. Temperatur -34° . Ausbruch mehr westlich.
Mai 1908	1.	18	12.30 bis 9 morgens. Mehr Färbung bei Durchkommen der Sonne, aber Luft feuchter; die Temperatur immer ungefähr -40° , aber erhebliches Schwanken in der Richtung des leichten Windes und Nebels über offenen Wasserrinnen. Viel sehr schwieriges, weiches Eis — nicht wellenförmig und ohne Erhebungen wie S.
	2.	12	2 bis 11 morgens. Nebel, Wolken und feuchte Luft. Temperatur -15° . Schwer, den Kurs zu bestimmen.
	3.	13	1 bis 10 morgens. Dicker Nebel; Wind O. 2; Eisreibung geringer; hin und wieder leichter Schneefall.
	4.	14	3 bis 11 morgens. Luft klar, aber trüber Himmel; Eis sehr gut, aber Erhebungen erscheinen am Horizont.
	5.	11	11 bis 6 morgens. Starker Wind; suchen ab und an hinter Zügeln Luft zu schöpfen; böig und Schneetreiben.
	6.	0	Im Lager. Zurückgehalten durch Anzeichen von Sturm; zu müde zum Iglubau überrascht uns der Wind; 24 Stunden im umgestürzten Zelt; Essen nur halbe Ration von Pemmican.
	7.	10	8 morgens bis 3 nachm. Furchtbarer Wind; Eis schlecht; Leben eine Qual; Himmel andauernd trübe; keine Beobachtungen; Schrittmesser außer Betrieb, nur Zeit, um die Entfernung abzuschätzen.
	8.	12	2 vorm. bis 10. Schlechtes Wetter; windig, SW.; einiges Schneetreiben; schwieriges Marschieren.
	9.	13	1 bis 8 vorm. (Wetter) dick; Wind leichter; Eis in

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Keifenotizen)
Mai 1908			mächtigen Feldern; Schnee etwas härter, beständig auf Schneeschuhen.
	10.	13	11 nachm. des 9. bis 6 vorm. Schweres Marschieren, aber wenig Reibung der Schlitten; einiges Schneetreiben; mehr Erhebungen sichtbar.
	11.	0	11. Mai. Im Lager. Heftiger Wind; schweres Schneetreiben; das Zelt von Schneemassen verbarriadiert.
	12.	11	12.30 bis 8.30 vorm. Wind noch heftig; Eis schwierig; Temperatur gelinde; die Schlittenladung wird leicht.
	13.	12	11 nachm. des 12. bis 7.30 vorm. Wind flauer SSW.; Schnee härter; Eis sehr dick und in sehr großen Feldern; Nebel.
	14.	9	3 vorm. bis 9 vorm. Kein Horizont; starker Wind veranlaßt frühes Lagern.
	15.	13	1 vorm. bis 10. Nebel; viele Eisspalten; Übergang über mehrere Kisse — einige offen.
	16.	14	16. Mai. 11 nachm. am 15. Mai bis 6 vorm.; Wolken 10; Wind wieder flackernd; ungewisses Licht erschwert den Marsch.
	17.	11	2 vorm. bis 10. Diesig; Eis mehr und mehr aufgebrochen; kleinere Schollen und mehr gespalten — Eisrisse machen Sorge.
	18.	11	1 vorm. bis 9.30. Wind mehr südlich und heftig; Eis teilt sich; öfters offenes Wasser in den Spalten.
	19.	12	11 nachm. bis 7.30. Wind nach O. drehend; Nebel dicker; Eis vielfach aufgebrochen, aber Schneefläche gut.
	20.	6	Mitternacht bis 9 vorm. Offenes Wasser; Packeis treibend; fast unmöglich.
	21.	8	11 nachm. bis 9. Der gleiche Zustand; unsere Rückkehr erscheint beinahe hoffnungslos; keine Beobachtungen — kann nicht die Drift feststellen.
	22.	0	Im Lager. Orkan NO.; Temperatur hoch; Luft feucht; Eis ausbrechend und mahlend; an der letzten Rückkehr verzweifelnd. Nahrung gering.
	23.	5	3 vorm. bis 7 vorm. Noch immer böig, aber forcierter kurzer Marsch.
	24.	12	12 mittags bis 8 vorm. Kurzes Aufklaren mittags; der erste klare Mittagshimmel für lange Zeit; Westen noch immer im Dunst. Wasserhimmel W. und SW.; kein Land in Sicht — obwohl die Bur-

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)	
Mai 1908			schen Land gesehen hatten, während ich schlief; Eis sehr rissig. 84° 02'—97° 03'.	
	25.	14	10 nachm. bis 6 vorm. Eis besser; kein Wind; dicker Nebel; Schnee hart. Temperatur — 10°.	
	26.	12	11 nachm. bis 7.45 vorm. Eis in Feldern von etwa 1 Meile, etwas unregelmäßig; Übergänge schwierig; kein Wind.	
	27.	11	11.30 nachm. bis 9.30 vorm. Eis dasselbe; dicker Nebel.	
	28.	13	12 mitternachts bis 10 vorm. Eis immer noch dasselbe; Nebel; Wind 3, umspringend OSO. zu SW.	
	29.	11	11.30 nachm. bis 9.30 vorm. Als wir uns dem Wasserhimmel im SW. näherten, allmählich uns nach W. durcharbeitend, kamen wir an einen offenen Strom, der sich von N. nach S. hinzog, und noch bevor wir uns in diesen Eisverhältnissen zurechtfinden, wurden wir gewahr, daß wir uns auf der Ostseite des Stromes befanden. Temperatur steigt auf Null. Eis sehr rissig; Luft dick; ungewisses Licht; unmöglich die Unregelmäßigkeiten zu erkennen. ¼-Rationen; direkter Kurs auf Nansen-Sund.	
	30.	10	12 bis 11 vorm. Eis in Lausen; offenes Wasser; schlimmes Aufgehen des Eises; wenig Nebel.	
	31.	11	11.15 nachm. bis 9 vorm. Eis etwas besser; Schnee hart; Schlitten gleiten gut; viel Zugreifen erforderlich (über das Preisel).	
	Juni 1908	1.	12	10.45 bis 8. Eis in großen Feldern; viele Erhebungen; wenig schwierige Eisverhältnisse.
		2.	12	10 nachm. bis 9 vorm. Eis fortgesetzt besser.
3.		11	10 nachm. bis 8 vorm. Das Eis zeigt den Einfluß der Sonne. Temperatur zeitweilig über dem Gefrierpunkt.	
4.		10	9.30 nachm. bis 7.30 vorm. Nebel; Eis verursacht mehr Schwierigkeiten, aber wenig Reibung, Ladung leicht.	
5.		11	9.45 nachm. bis 7 vorm. Die der Sonne ausgesetzten Erhebungen tragen Eiszapfen.	
6.		0	Im Lager. Starker NW.-Orkan.	
7.		0	Im Lager. Orkan dauert an, mit viel Schnee; Eis umher bricht auf; wegen der Eintragungen in Sorge. (Ich weiß weder Drift noch Position, mußte Kurs willkürlich annehmen.)	
8.		14	1 vorm. bis Mittag. Eis schlecht, aber Schnee fest, und nach Kast gutes Vorwärtskommen; Wind weht noch immer aus W.	

Monat u. Jahr	Tag	Zurück- gelegte Meilen	Beobachtungen und dergleichen (genaue Kopie der Original-Reisenotizen)
Juni 1928	9.	10	11 nachm. bis 9 vorm. Bei diesen Eisverhältnissen und dieser Marschweise ist es schwer, Entfernungen zu schätzen.
	10.	0	10.30 nachm. bis 8. Schlechtes Eis; offene Ströme; noch immer keine Sonne.
	11.	14	10 nachm. bis 8 vorm. Große, weiche Eisfelder; wenig Schnee; Wind SW. 1; kein Nebel, aber Himmel noch immer wie Blei.
	12.	15	10.30 bis 5. Kleine Eisflächen, aber gutes Marschieren; Himmel im O. schwarz.
	13.	14	10 bis 8 vorm. Zum erstenmal klart der Nebel auf, seit der letzten Observation. Land im S. und O. in Sicht. Zeiberg- und Kingnes-Land; Wasserhimmel; Kleine Eisflächen; Aufbrechen des Eises und Drift ostwärts. Wir sind weit abgetrieben worden nach S. und W. und die Prüfung des Eises ostwärts ergibt kleine Eisflächen und offenes Wasser. Zeiberg-Land ist für uns unmöglich. Was ist unser Schicksal? Lebensmittel und Brennöl sind fast zu Ende, aber wir haben noch 10 gute Hunde. Durch diese und unser bißchen Pemmican können wir möglicherweise noch 20 Tage leben. Inzwischen heißt es vorwärts. Südwärts ist unsere einzige Hoffnung.

Anmerkung. Vom 14. Juni bis 1. September wurden alle Notizen kurz in einem anderen Tagebuch rasch hingeworfen, eine Zusammenstellung loser Blätter, auf denen die Beobachtungen des Rückweges aufgezeichnet waren. Dieses Tagebuch hatte ich samt den Instrumenten in Itah, bei Whitney, zurückgelassen. Bei Kap Sparbo waren aber diese Aufzeichnungen noch einmal abgeschrieben worden, so daß die Notizen ihren Zweck erfüllt hatten und keinen weiteren Wert besaßen, wenn keine anmaßende Veröffentlichung voreilig stattgefunden hätte.

Anderer Notizen wurden auf losen Bogen und Blättern der Notizbücher gemacht. Viele von diesen sind vernichtet, andere wurden abradirt, um Platz für Bemerkungen zu schaffen, die für wichtiger galten, und noch andere blieben ganz durch Zufall aufbewahrt.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Geleitwort	5
Den Pfadfindern	7
In die arktischen Eindrücke / über den Polarkreis hinaus	9
Die Triebfeder der Polarfrage / Auffällige menschliche Charakterzüge im hohen Norden	21
Bis zur Grenze der Schifffahrt	37
Vorbereitungen für den Ausbruch zum Pol	46
Der Schleier der Nacht sinkt hernieder	52
Die erste Woche der Polarnacht	68
Bei Mondlicht auf der Walrossspur / Hunderte Kilometer durch Nacht und Sturm	81
Mittnacht und Mittwinter / Die Ankunft des Eskimostorchs	95
Auf dem Marsche nach dem Pol / Der Ausbruch bei Sonnenaufgang 1908	111
Erforschung eines neuen Weges über Apophon	123
Auf Wildfahrten zum Ende des Landes / Die Küsten der Polarsee	136
Der Vorstoß zum höchsten Norden beginnt / Fünfhundert Meilen vom Pol	152
Zum 83. Breitengrade	164
Eine wogende See von Eis wird überschritten / Die ersten Schritte auf dem mahelnden Eise der Polarsee	175
Entdecktes Land / Fünfhundert Kilometer bis zum Gipfel der Welt	185
Jenseits der Grenze alles Lebens / Dreihundertfünfundzwanzig Kilometer vom Pol	197
Hundertsechzig Kilometer vom Pol	208
Zum Pol — die letzten 160 Kilometer / Der Pol ist erreicht	216
Am Nordpol / Voller und abschließender Beweis für die Eroberung des Pols	231
Südwärts über die mittlere Polarsee / Die Rückkehr. — Ein Kampf ums Leben gegen Hunger und Kälte	249
Zurück zu Land und Leben / Mit dem Eise südwärts in den amerikanischen Archipel	256
Über Land nach dem Jones-Sund / Abdrift auf einem Eisberg	268
Unter der Geißel des Hungers / Durch Kälte gefangen gehalten	279
Im Kampfe mit Bär und Walross / Entdeckung von Jagdgründen	288
Stiergefechte mit Moschusochsen / Das Winterlager bei Kap Sparbo	300
Mit einer neuen Jagdmethode in einer neuen Welt des Lebens / Das Nahen des zweiten Winters	313
Hundert Nächte in einer unterirdischen Höhle / Das Leben bei Kap Sparbo	324
Südwärts mit halbem Schlitten und halbgesättigten Magen / Zurück zu unseren grönländischen Freunden	340
Von Annoatok nach Upernavik / Durch das dänische Grönland	359
Fragen betreffend die Berechnung der Lage des Nordpols	371
Anhang / Kopie der Reiseaufzeichnungen	375



L a u g e K o c h

Um Grönlands Norden

Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen
von Else v. Sölander-Lossow

Mit 76 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte



Das Buch eines Wissenschaftlers, eines Forschungsreisenden, ein durchaus männliches Buch, überreich an starken Eindrücken. Wie einen spannenden Roman verfolgt man diese Reise nördlich um Grönland herum. Wir empfinden nicht, daß wir belehrt werden, sondern wir atmen mit vollen Zügen die reine, starke und klare Luft, die diese Männer der Tat umgibt. Wir sind mitten drin in dem Abenteuer. Wir lernen den Umgang mit diesen Eskimos schätzen, deren Leben auf schlichterer Grundlage und Voraussetzung beruht, als wir jemals für möglich halten könnten. Da gibt es Robben- und Büffeljagden, Bären und Füchse umschleichen das Lager, schließlich kommt schlimmer als alles das Gespenst des Hungers, das dazu zwingt, in den Schlittenhunden willkommene Nahrung zu sehen.]

Lauge Kochs Buch zeigt ihn als einen Expeditionsführer von ganz hervorragenden Qualitäten, denn nicht nur sind seine wissenschaftlichen Reiseergebnisse bedeutende, sondern er ist vor allem von einem starken und tatkräftigen Verantwortungsgefühl erfüllt, das ihn mit kluger Berechnung alle Vorkehrungen treffen läßt, die glückliche Heimkehr seiner Expedition zu sichern.

Mit Recht machten ihn seine wissenschaftlichen Resultate zum Ehrenmitgliede vieler gelehrter Gesellschaften, mit Recht nennt man sein Buch unter denjenigen, die eine wesentliche Bereicherung der arktischen Literatur darstellen.



Rudolph Franke Erlebnisse eines Deutschen im hohen Norden

Aufzeichnungen und Berichte
Herausgegeben von Erwin Volkmann

Mit Frankes Bildnis, 60 Abbildungen nach dessen Uraufnahmen u. a.,
nebst drei Kartenstücken

Kartonierte Mark 3,—



Rudolph Franke ist von Hause aus weder Forschungsreisender noch Wissenschaftler, sondern lediglich ein Mann des praktischen Lebens, der die Arktis betrat, nachdem er viele Länder unserer Erde in praktischer Betätigung, aber als scharfer Beobachter, offenen Auges, durchstreift und kennengelernt hatte. - Durch ein günstiges Geschick wurde er dann der einzige, weiße Gefährte des für Arktis und Antarktis als gewissenhafter Forscher bekannten Dr. Frederick A. Cook, dem er monatelang in der äußersten menschlichen Siedelung des Nordens bei der Ausrüstung zu seiner Nordpol-Expedition ein treuer Helfer war. - Und die Erlebnisse seines gelehrigen und dankbaren Schülers und Gefährten, Schilderungen eines an Eindrücken, Entbehrungen und Gefahren reichen Aufenthaltes im hohen Norden dürfen - gerade ihrer Unbefangenheit, Ursprünglichkeit und Eigenart halber - allgemeinstes Interesse beanspruchen, zumal Franke die echte niedersächsische Ruhe und Zähigkeit eignet und ihm ein erfreulicher, stiller Humor auch unter den widrigsten Verhältnissen nie verlorengeht.

In Wort und Bild verschafft das Buch nicht nur dem Laien einen fesselnden und fördernden Einblick in arktische Verhältnisse, sondern ist auch geeignet, jenen Wissenschaftlern, die etwa eine derartige Expedition selbst planen oder an einer solchen teilnehmen wollen, viele praktisch beachtenswerte Winke zu geben.



Der Führer durch die Welt

Ewald Banse / Lexikon der Geographie

Zwei stattliche Halbleinenbände / 1579 Seiten Umfang / 16300 Stichwörter und Abbildungen

Ein Triumph deutscher Kultur! ... Ein wundervolles Werk mit einer ungeheuren Fülle von gut durchdachten und fesselnd geschriebenen Artikeln ... Ein Werk in solcher Fülle, Zuverlässigkeit und Lesbarkeit hat die Geographie noch nie geschaffen und haben auch die anderen Fächer des menschlichen Wissens nur höchst selten hervorgebracht. *Weser-Zeitung.*

Ein solches Nachschlagewerk für Gelehrte und „Laien“, für Diplomaten und Parlamentarier, für Schriftleiter und Berichtersteller, für Kaufleute und Industrielle, für Lehrer und Schüler fehlte bisher ... Ein erdfundliches Standwerk, das seinesgleichen nicht hat. *Preussische Lehrerzeitung.*



Verlag Georg Westermann / Braunschweig / Berlin W 10 / Hamburg

Ein glänzendes Denkmal deutscher Entdeckungsgeschichte

Die Tagebücher von Dr. Emin Pascha

Herausgegeben mit Unterstützung des Hamburgischen Senats und der Hamburg. Wissenschaftlichen Stiftung von Dr. Franz Stuhlmann

Bd. I: Die Tagebücher von Emin Pascha vom 28. Oktober 1875 bis 7. August 1878. Mit 2 Beilagen und 3 Karten. Geheftet M. 20,— Halbleder M. 40,—

Bd. II: Die Tagebücher von Emin Pascha vom 8. August 1878 bis 4. September 1883. Mit 2 Beilagen und 4 Karten. Geheftet M. 20,— Halbleder M. 40,—

Bd. III: Die Tagebücher von Emin Pascha vom 5. September 1883 bis 7. Januar 1888. Mit 1 Beilage. Geh. M. 20,—

Bd. IV: Die Tagebücher von Emin Pascha vom 9. Januar 1888 bis 5. Dezember 1889. Geheftet M. 30,—

Bd. VI: Zoologische Aufzeichnungen Emins und seine Drieße an Dr. G. Hartlaub. Bearb. von Prof. Dr. G. Schuboz
Geheftet M. 20,— Halbleder M. 40,—

„Unschätzbare Zeugnisse deutschen Gelehrtenfleißes und deutscher Forschertätigkeit, Tagebücher, die ein unerregliches Quellenmaterial für unsere Kenntnisse der afrikanischen Länder sind.“ *Geographische Zeitschrift.*



Verlag Georg Westermann / Braunschweig / Berlin W 10 / Hamburg

12126